



»Die
dunkelste
Stunde«
JETZT IM
KINO

ANTHONY MCCARTEN

DIE DUNKELSTE STUNDE

CHURCHILL –
ALS ENGLAND AM
ABGRUND STAND



ullstein

DIE WAHRE GESCHICHTE HINTER DEM KINOFILM »DIE DUNKELSTE STUNDE«

MAI 1940: DIE DEUTSCHEN TRUPPEN SIND AUF DEM VORMARSCH IN EUROPA. IN ENGLAND SIEHT SICH DER FRISCH GEWÄHLTE WINSTON CHURCHILL VOR DIE SCHWIERIGE ENTSCHEIDUNG GESTELLT: SOLLEN DIE BRITEN EINEN FRIEDENSPAKT MIT NAZI-DEUTSCHLAND SCHLIESSEN ODER ENTSCLOSSEN IN DEN KAMPF ZIEHEN? DIE DRAMATISCHEN EREIGNISSE IM MAI UND JUNI 1940 – ERZÄHLT ALS PACKENDES HISTORIENDRAMA VON BESTSELLER-AUTOR ANTHONY MCCARTEN.

FOCUS FEATURES PRESENTS WOLFGANG PETERSEN'S PERFECT WORLD PICTURES THE WORKING TITLE PRODUCTION IN JOE WRIGHT'S "DARKEST HOUR" KRISTIN SCOTT THOMAS LILY JAMES STEPHEN DILLANE AND BEN MENDELSON WITH JINA JAY AND DARIO MARIANELLI COSTUME DESIGNER JACQUELINE DURRAN EDITOR VALERIO BONELLI EXECUTIVE PRODUCERS SARAH GREENWOOD PRODUCED BY BRUNO DELBONNEL WRITTEN BY JAMES BIDDLE PRODUCED BY LUCAS WEBB LIZA CHASIN DIRECTED BY ANTHONY MCCARTEN
FOCUS FEATURES PERFECT WORLD PICTURES THE WORKING TITLE
TIM BEVAN ERIC FELLNER LISA BRUCE ANTHONY MCCARTEN DOUGLAS URBANSKI AND JOE WRIGHT
WORKING TITLE

©2017 UNIVERSAL STUDIOS. ALL RIGHTS RESERVED.

Das Buch

Mai 1940: Grossbritannien befindet sich im Krieg. Deutschlands schreckliche Blitzkriege haben einen demokratischen Staat nach dem anderen in Westeuropa zu Fall gebracht. Eine Invasion Grossbritanniens scheint kurz bevorzustehen.

Nur wenige Tage nach seiner Ernennung zum Premierminister muss sich Winston Churchill dieser Herausforderung stellen – und dabei innenpolitisch gegen enorme Widerstände ankämpfen. Zweifel und Unsicherheit kennzeichnen diese brisante Phase der Geschichte. Sogar ein möglicher Frieden mit Deutschland ist zu diesem Zeitpunkt möglich. Bestsellerautor Anthony McCarten zeigt, wie aus Zweifel Entschlossenheit werden konnte – eine Entschlossenheit, die Churchill mit Hilfe seiner legendären Reden auf die gesamte Nation übertrug und sie so in den Kampf gegen Nazi-Deutschland führte.

Der Autor

Anthony McCarten wurde für sein Drehbuch zum Film *Die Entdeckung der Unendlichkeit* zweimal für den Oscar nominiert und gewann zwei British Academy Film Awards. Der international gefeierte Romanautor schreibt auch erfolgreich Theaterstücke und lebt abwechselnd in London und Los Angeles.

ANTHONY MCCARTEN

Die dunkelste Stunde

**Churchill –
Als England am Abgrund stand**

Aus dem Englischen
von Henning Dedekind und
Wolfram Ströle

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Die von Charles Eade gesammelten Reden Churchills erschienen erstmals in sieben Bänden auf Deutsch im Europa Verlag Zürich zwischen 1946 und 1950. Deutsche Erstausgabe dieser Auswahl © 2014 by Europa Verlag AG Zürich durchgesehene, erweiterte und korrigierte Auflage, die erstmals auch die «Zürcher Rede» enthält.



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Januar 2018
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Berlin 2018
Copyright © Anthony McCarten, 2017
Alle Rechte vorbehalten.
Umschlaggestaltung: 2er0-media.net, München
Titelabbildung: © 2017 Universal Studios.
Alle Rechte vorbehalten.
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Garamont MT
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-548-57772-8

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader 16**

Inhaltverzeichnis

Einleitung	7
1. Ein Haus ist uneins	16
2. Der Taugenichts	40
3. Ein Führer strauchelt	90
4. Der heilige Fuchs	111
5. Der grosse «Diktator»	130
6. Blut, Mühsal, Tränen und Schweiss	146
7. Die Lage verschlimmert sich	164
8. Ängste, Zweifel und Druck von innen	194
9. Krise in Kabinett und Führung	234
10. «Wir werden an den Stränden kämpfen»	272
Epilog: Der Wahrheit zu Ehren	297
Danksagung	307
Bildnachweise	309
Anmerkungen	311

Einleitung

Über die Jahre standen in meinen Bücherregalen immer ein paar Bände, deren Thema sich grob mit «Grosse Reden, die die Welt veränderten» umreissen liesse. Die These dieser Bücher ist, dass die fragliche Grosstat unter den richtigen Gegebenheiten häufig vollbracht worden ist: die richtigen Worte mit dem richtigen, zeitgemässen Inhalt, gesprochen von einem brillanten Redner am Puls der Zeit.

Wie zu erwarten, fand ich in jeder dieser Anthologien mindestens eine Rede von Winston Spencer Churchill. Oft auch zwei oder drei. Sie klangen leicht angestaubt, etwas hochtrabend, mit einer zur Theatralik neigenden Wortwahl, doch enthielten sie immer ein Grundkorsett eleganter Sätze und herausragender Zitate, die ein Publikum 1'000 Jahre in der Vergangenheit ebenso angesprochen hätten wie 1'000 Jahre in der Zukunft.

Als ich begann, mich in meinem bescheidenen Rahmen mit den Reden von Nehru, Lenin, George Washington, Hitler, Martin Luther King und anderen zu beschäftigen, empfand ich wachsende Bewunderung für die Redekunst und den Pfeilregen aus Worten, den diese Männer niedergehen liessen. Wenn sie zur Höchstform aufliefen, gelang es ihnen, die unausgesprochenen Gedanken eines ganzen Volkes zum Leben zu erwecken, grundverschiedene Emotionen zu einer gemeinsamen Leidenschaft zu verschmelzen, durch die es möglich war, das Undenkbare Realität werden zu lassen.

Was ich bei Churchill besonders bemerkenswert fand, war, dass er drei dieser Reden innerhalb von nur vier Wochen schrieb. Für ihn war der Mai des Jahres 1940 eine Phase schierer Wortgewalt. Obendrein schrieb er alles selbst. Was machte diesen historischen Moment aus, dass er ihn zu solchen Höhenflügen anspornte? Welche politischen und persönlichen Zwänge trieben ihn, dass er dreimal innerhalb weniger Tage Kohle in Diamanten verwandelte?

Die simple Antwort? Grossbritannien befand sich im Krieg. In Europa wütete der Blitzkrieg, und in rascher Folge fiel eine Demokratie nach der anderen unter die Knute der Nazis. Im Antlitz dieses Grauens, mit dem Füller in der Hand und einer Sekretärin zur Seite, fragte sich Grossbritanniens neuer Premierminister, mit welchen Worten man das Land zu einem heroischen Widerstand aufrufen könnte, wenn die Invasion durch einen schrecklichen Feind eine Frage bloss von Stunden schien.

Das vorliegende Buch und das Drehbuch für seine Verfilmung ergaben sich aus diesen Fragen und der Faszination daran. Ziel ist es, Arbeitsweisen, Führungsqualitäten, Denken und Psyche eines einzelnen Mannes in diesen entscheidenden Tagen zu untersuchen – eines Mannes, der am Grunde seiner recht poetischen Seele fest an die Macht der Worte glaubte, daran, dass sie etwas bewirken und letztendlich die Welt verändern könnten.

Meine ersten Nachforschungen brachten mich dazu, die Zeitspanne zwischen Churchills unerwartetem Aufstieg zum Premierminister am 10. Mai 1940 bis zur beinahe vollständigen Evakuierung der eingekesselten britischen Armee aus Dünkirchen (die den bevorstehenden Fall Frankreich ankün-

digte) am 4. Juni in den Fokus zu stellen – jenen Tag, an dem er übrigens die letzte Rede seiner rhetorischen Trilogie hielt.

Das Nationalarchiv erwies sich als wahrer Quell für meine Recherchen, denn es bot Zugang zu den Original-Protokollen der Sitzungen des Kriegskabinetts, bei denen Churchill in jenen dunklen Tagen den Vorsitz hatte. Diese brachten Licht in eine seltene Phase der Unsicherheit in seiner Karriere, eine Unebenheit in einer ansonsten steten Führung. Podeste sind jedoch etwas für Statuen, nicht für Menschen. Das genauere Studium der Protokolle zeigt nicht nur eine Führungspersönlichkeit in Schwierigkeiten, die von allen Seiten angegriffen wird und bisweilen unsicher ist, welche Richtung sie einschlagen soll, sondern offenbart auch eine Geschichte, die ich noch nicht gehört hatte: die Geschichte eines Kriegskabinetts, das, hätte es mit dem Feind Frieden geschlossen, die Welt für immer verändert hätte. Wie nahe kam Churchill einem Friedensabkommen mit Hitler? Gefährlich nahe, wie ich feststellte.

Die Frage, vor welcher dieses Kriegskabinett stand, das im Jahre 1940 zunächst in den Räumen der Admiralität (von Downing Street nur einen kurzen Fussmarsch auf der Whitehall entfernt) und danach in einem Bunker tief unter dem Schatzamt zusammenkam, war folgende: Sollte Grossbritannien alleine weiterkämpfen, vielleicht bis zur Aufreibung seiner Streitkräfte und sogar der Nation selbst, oder sollte es auf Nummer sicher gehen und ein Friedensabkommen mit Hitler in Erwägung ziehen? Der italienische Botschafter in London hatte – im Gegenzug für einige Kolonialhandelsanteile in Afrika, Malta und Gibraltar – angedeutet, er sei bereit, den faschistischen Führer Italiens, Benito Mussolini, zu bit-

ten, bei einem solchen Abkommen als Vermittler zu agieren. Da Churchills Amtsrivale Lord Halifax nachdrücklich forderte, diese Option zumindest so lange nicht zu verwerfen, bis Hitlers Bedingungen erkennbar seien, und Churchills Vorgänger im Amt, Neville Chamberlain, zustimmte, dies sei der einzig vernünftige Weg, einer so gut wie sicheren Vernichtung zu entgehen, verbrachte der Premierminister einige äusserst einsame Stunden, in denen er sich nur auf sein eigenes Gespür verlassen konnte.

Viele Leser werden erstaunt sein, zu erfahren, dass der grosse Winston Churchill, der in den Geschichtsbüchern als standhafter und unnachgiebiger Feind Hitlers dargestellt wird, seinen Kollegen im Kriegskabinett sagte, er sei im Prinzip nicht gegen Friedensgespräche mit Deutschland, «wenn Herr Hitler bereit wäre, Frieden zu schliessen unter der Bedingung der Wiederherstellung deutscher Kolonien und der Vorherrschaft in Mitteleuropa». Einmal, am 26. Mai, ging er sogar noch weiter und soll gesagt haben, «dass er dankbar wäre, aus unseren gegenwärtigen Schwierigkeiten herauszukommen, vorausgesetzt, wir bewahrten die Grundlage unserer Lebenskraft, selbst auf Kosten einiger Gebietsabtretungen». Welche Gebiete? Nicht nur europäische, sondern britische Gebiete. Und das war noch nicht alles.

Am 27. Mai notierte Chamberlain in sein Tagebuch, Churchill habe vor dem Kriegskabinett gesagt: «Wenn wir aus diesem Schlamassel herauskämen, indem wir Malta und Gibraltar und ein paar afrikanische Kolonien aufgäben, würde er [Churchill] diese Gelegenheit beim Schopfe packen».

Dachte Churchill ernsthaft darüber nach, Friedensgespräche mit einem gemeingefährlichen Irren aufzunehmen, der ihm über alle Massen verhasst war? Es hat den Anschein. Er stand unter derartigem Druck, dass er nicht nur mit diesem Gedanken spielte, sondern Halifax gestattete, ein streng geheimes Memorandum an die Italiener zu entwerfen, in dem die britischen Bedingungen dargelegt wurden. Dies war der erste Schritt in einem Prozess, bei dem ergründet werden sollte, wie einschneidend die Forderungen Hitlers wären.

Manche mögen nun vielleicht finden, dass das Bild eines Churchill, der gewillt ist, ein solches Abkommen ernsthaft in Betracht zu ziehen, diesen grossen Mann herabsetzt und seinen Ruf beschädigt. Ich möchte jedoch das Gegenteil behaupten: dass das öffendliche Bild eines streitlustigen Kämpfers, der nie an sich zweifelt, ihm nicht gerecht wird; es lässt ihn unwirklich erscheinen, als Klischee, weniger als dreidimensionales menschliches Wesen denn als Produkt eines kollektiven Traums. Seine Fähigkeit, zur Aufrechterhaltung der Moral Stärke zu demonstrieren, während er verschiedene Lösungen erwog, schmälert sein Andenken nicht wegen persönlicher Unentschlossenheit, sondern spricht vielmehr für ihn.

Dies sind also die dunklen Stunden, auf die sich der Buchtitel bezieht. Gerade wegen der grossen Herausforderungen zog Churchill danach jedoch zwei Überraschungen aus dem Hut, grossartige Beispiele sprachlicher Überzeugungskraft: Die erste Rede hielt er vor Mitgliedern des äusseren Kabinetts, die in die Gespräche des Kriegskabinetts nicht eingeweiht waren, die zweite vor dem versammelten Parlament und somit vor den Ohren der ganzen Welt. Die erste diente

zum Aufwärmen für die eigentliche Ansprache. Es existiert keine vollständige Mitschrift, doch die Tagebucheinträge zweier Männer, die Churchill zuhörten, enthalten grobe Umrisse und viele Schlüsselsätze. Die zweite Rede ging im selben Moment in die Geschichte ein, in welchem Churchill die Worte sprach, als er Strände, Landeplätze, Felder, Hügel, Meere und Ozeane aufzählte, wo die Briten den verhassten Hunnen bekämpfen würden.

In beiden Reden sowie in einer früheren – die er einige Wochen zuvor gehalten und in welcher er der Öffentlichkeit, ob sie dies nun wollte oder nicht, Blut, Mühen, Schweiß und Tränen versprochen hatte – wandte er sämtliche Tricks aus dem Lehrbuch an. Das waren die Lektionen, die er vorwiegend von den Griechen und den Römern gelernt hatte, insbesondere von Cicero: Es galt, erst Sympathien für sein Land, sich selbst, seine Mandanten und seine Sache zu wecken und dann auf eine direkte emotionale Ansprache hinzuarbeiten (was die römischen Autoren als *epilogos* bezeichneten), mit dem Ziel, dass im gesamten Haus nicht ein einziges Herz ungerührt und kein Auge trocken blieb.

Freilich gibt es Vorbilder für jene Art Feuerwerk, wie er es im Mai 1940 dreimal abbrannte – insbesondere die Rede von Marcus Antonius zur Verteidigung des Aquillius, während derer Antonius die Tunika des Aquillius aufriss, um dessen Kampfnarben freizulegen –, doch hatten das britische Unterhaus und die britische Öffentlichkeit etwas Derartiges noch nie gehört. Mit Worten veränderte Churchill die politische Stimmung und stärkte den nervösen Willen eines ängstlichen Volkes, das er auf einen ungewissen Weg schickte,

welcher schliesslich – entgegen aller Wahrscheinlichkeit und mit allen Opfern, die Churchill vorhergesagt hatte (und noch einigen mehr) – mit einem vollständigen Sieg endete.

Das ist schon eine beachtliche Geschichte.

Als Winston Churchill starb, hiess es von ihm, er habe in jenen dunklen Tagen des Jahres 1940, als Grossbritannien einem monströsen Feind gegenüberstand, die englische Sprache mobilgemacht und in die Schlacht geschickt. Das ist nicht bloss eine hübsche Metapher. Worte waren tatsächlich alles, was ihm damals zur Verfügung stand. Dafür aber, dass ihm nichts anderes mehr zum Kämpfen blieb, schlug er sich äusserst wacker.

DIENSTAG, 7. MAI 1940

*HITLER WAR BEREITS IN DER
TSCHECHOSLOWAKEI, IN POLEN,
DÄNEMARK UND NORWEGEN
EINMARSCHIERT*

*NUN WAR ER IM BEGRIFF,
AUCH DAS ÜBRIGE EUROPA
ZU EROBERN*

*IN GROSSBRITANNIEN
HAUE DAS PARLAMENT DAS
VERTRAUEN IN SEINEN FÜHRER,
NEVILLE CHAMBERLAIN,
VERLOREN. DIE SUCHE NACH
EINEM ERSATZMANN HAUE
BEREITS BEGONNEN*

1. Ein Haus ist uneins

Das britische Parlament befand sich in einem Aufruhr aus Ablehnung und Beschimpfungen. «Raus, raus!», grölte es von den oberen Galerien, wo sich Adlige und Mitglieder des Oberhauses nach vorn beugten, um besser sehen zu können. «Tritt zurück, Mann! Tritt zurück!» In der britischen Politik hatte es so etwas noch nicht gegeben. Mitglieder der Opposition rollten ihre Tagesordnungen dolchartig zusammen und warfen sie in Richtung der in sich zusammengesunkenen, bereits scheiternden und still leidenden Gestalt, die vor der Dokumententruhe sass – des konservativen Premierministers von Grossbritannien, Neville Chamberlain.

Aus vielerlei Gründen zögerte Chamberlain jedoch, als Regierungschef zurückzutreten – nicht zuletzt wegen seiner tiefen Unsicherheit dahingehend, wer ihm nachfolgen könnte.

Grossbritannien befand sich seit acht Monaten im Krieg und war bislang ziemlich erfolglos gewesen. Sowohl Politiker als auch die Öffentlichkeit schrien nicht nur nach einem neuen Führer, sondern, wie es alle grossen Zeiten erfordern, nach einem *grossen* Führer – einem, der sagen könnte, was nur grosse Führer sagen können: Worte, die bewegen und aufrütteln, überzeugen und inspirieren, Worte, die in den Herzen der Menschen Gefühle erwecken können, von denen sie selbst nichts wissen. Aus diesen Worten werden Handlun-

gen, die wiederum, abhängig von ihrem Wesen, zu Sieg oder blutiger Niederlage führen.

Daneben gab es vielleicht noch etwas, was sich eine Nation in der Krise ebenfalls von ihrem Führer wünscht, so überraschend das klingen mag: Zweifel. Die wichtige Fähigkeit, die eigene Beurteilung anzuzweifeln, einen Geist zu besitzen, der zwei sich widersprechende Gedanken gleichzeitig fassen und dann auch abwägen kann; nicht voreingenommen zu sein und somit im Austausch mit allen bestehenden Ansichten zu bleiben. Dies stand im Gegensatz zu einem entschlossenen Geist, der nur mit einer einzigen Person im Gespräch bleiben konnte: sich selbst. Grossbritannien hatte damals geringen Bedarf an einem Ideologen. Was man brauchte, war ein 360-Grad-Denker.

Wie Oliver Cromwell 1650 an die Kirche von Schottland schrieb: «Im Namen Christi ersuche ich Euch, betrachtet es als möglich, dass Ihr irrt.» In jenen Tagen voller Zweifel und angesichts der Herausforderungen, vor denen die britische Nation stand, welche so ernst waren, dass ihre gesamte Zukunft vom nächsten Schritt abhing, lautete die grosse Frage: Wo liesse sich ein solcher Führer finden?

«In Anbetracht Ihrer jüngsten Erfolge sitzen Sie schon viel zu lange hier. Gehen Sie, sage ich, und befreien Sie uns von sich. Im Namen Gottes, gehen Sie!»¹ Leo Amery, Abgeordneter für Sparkbrook in Birmingham, nahm unter donnerndem Applaus wieder seinen Platz ein. Es war der erste Abend der heute legendären Norwegendebatte, Dienstag, 7. Mai 1940. Das Haus tagte nun schon seit beinahe neun Stunden.

Es war ein warmer Frühsommerabend und bereits dunkel. Seine Worte waren wie ein Messerstich in die Seite seines konservativen Kollegen Chamberlain.

Grossbritannien war ein geteiltes Land, und die Regierung stand nicht etwa zusammen, sondern war gespalten durch Egos und kleinmütige Streitereien, die zu den katastrophalen militärischen Misserfolgen sowohl auf dem Schlachtfeld als auch auf hoher See beigetragen hatten. Die Aussicht auf einen Sieg des Faschismus und ein Ende der Demokratie in Europa war nicht mehr unvorstellbar.

Die Saat, die bei dieser berühmten Parlamentsdebatte an jenem Abend aufging, wurde fünf Tage zuvor gesät: England hatte die Nachricht erreicht, dass Grossbritannien seine Truppen aus dem norwegischen Hafen Trondheim abzog, nachdem sie erstmals unter schweren Beschuss durch die Nazis gekommen waren. Leo Amery und Mitglieder von Lord Salisburys Aufsichtsgremium, welches aus konservativen Parlamentsmitgliedern und Lords bestand und die Regierung zur Rechenschaft ziehen sollte, ebenso wie eine All-Parteien-Initiative des Parlaments mit ähnlicher Zielsetzung, die jedoch von dem Liberalen Clement Davies angeführt wurde und Mitglieder der Labour-Partei umfasste, waren übereingekommen, eine Debatte über die Patzer zu erzwingen, die bei dieser ersten Begegnung mit Nazi-Truppen begangen worden waren, und mit dieser Debatte zu versuchen, endlich jenen Führer loszuwerden, der, wie sie fanden, ihnen und dem Land einen schlechten Dienst erwies.

Am 7. Mai, dem ersten von zwei Diskussionstagen, um 15.48 Uhr, hatte Chamberlain erstmals das Wort zum The-

ma «Kriegs Führung» ans Parlament gerichtet. Seine Rede, sein Rettungsversuch, stärkte jedoch weder seine Position, noch konnte er Ängste mindern, dass Grossbritannien auf den Abgrund zusteuerte. Vielmehr festigte sie die Wahrnehmung seiner Person als müden und defensiven Mann, der die Nation nur weiter in den Untergang treiben würde. «Gebrochenen Herzens und verschrumpelt», wie sich ein Kommentator später ausdrückte, machte er unermüdlich weiter, während ihm seine Feinde noch weitaus griffigere Sätze an den Kopf warfen.² Er kannte diese Sätze nur zu gut, da er sie selbst geprägt hatte: «Frieden in unserer Zeit» (sein hochmütiges Versprechen vom Vorjahr) und «Bus verpasst!» (womit er gemeint hatte, Hitler habe den Anschluss verpasst und stelle keine Gefahr mehr für Europa dar). Nun explodierten sie wie Handgranaten vor seinen Füßen.

Die verhaltene Zustimmung, die Chamberlain während seiner Rede erhielt, beschrieb Labour-Mitglied Arthur Greenwood als «synthetisch», denn die Stimmung im Hause war nie gedrückter gewesen: «Sein Herz [des Parlaments] ist besorgt. Es ist bange; es ist mehr als bange; es ist beklommen.»³

Als Chamberlain seinen Platz wieder eingenommen hatte, setzte der konservative Abgeordnete Admiral Sir Roger Keyes, gekleidet in voller Uniform (im Unterhaus etwas noch nie Dagewesenes), zu einem theatralischen Auftritt an und brachte das Haus zum Schweigen. Keyes, der dem Premierminister seit Langem kritisch gegenübergestanden hatte, warf der Regierung eine «erschreckende Unfähigkeit» vor.⁴ Er wusste, wovon er sprach: Er hatte das Versagen mit eigenen Augen gesehen.

Der nächste Redner war Clement Attlee, Führer der oppositionellen Labour-Partei. Er war nicht unbedingt für seine Redegewandtheit bekannt, doch das Thema inspirierte ihn offenbar, und er sprach bissig von dem «unfähigen» Umgang mit der Situation durch die Regierung:

Es ist ja nicht nur Norwegen. Norwegen ist nur der Gipfel eines verbreiteten Unbehagens. Die Leute sagen, dass diejenigen, die für die Staatsführung hauptsächlich zuständig sind, Männer seien, die eine fast ununterbrochene Karriere aus Misserfolgen hinter sich haben. Norwegen folgt der Tschechoslowakei und Polen. Es ist immer wieder dieselbe Geschichte: ‚Zu spät.‘ Der Premierminister sprach davon, dass Busse verpasst würden. Was ist mit den ganzen Bussen, die er und seine Gefolgsleute seit 1931 verpasst haben? Sie alle haben die Friedensbusse verpasst und stattdessen den Kriegsbus genommen. Die Menschen sehen, dass diese Männer, die in ihrer Einschätzung der Geschehnisse ständig falsch geurteilt haben, dieselben Leute, die glaubten, Hitler würde die Tschechoslowakei nicht angreifen, die glaubten, Hitler könnte befriedet werden, offenbar auch nicht erkannt haben, dass Hitler Norwegen angreifen würde.⁵

Kurz vor Mitternacht am 7. Mai war Chamberlains Schicksal besiegelt, doch schien es vielen Parlamentsmitgliedern, als wäre der Premierminister selbst nicht in der Lage, dies zu erkennen. Diese Blindheit war nichts Neues. John «Jock» Colville, sein Erster Privatsekretär, hatte am Tag zuvor in sein Tagebuch geschrieben: «Der P.M. ist wegen der Angriffe

auf ihn seitens der Presse sehr niedergeschlagen ... Ich glaube, er leidet an einer seltsamen Eitelkeit und Selbstüberschätzung, die von München herrührt [Bezugnahme auf September 1938, als man Chamberlain zwar vorwarf, auf sämtliche von Hitlers Forderungen eingegangen zu sein, ihm aber die Wahrung des Friedens zugutehielt] und seitdem trotz mancher Blessuren weiter gediehen ist.»⁶

So kam es, dass am Morgen des 8. Mai, vor dem zweiten und entscheidenden Tag der Debatte und angesichts der nicht erkennbaren Bereitschaft Chamberlains, als Premierminister zurückzutreten, Mitglieder sowohl des Aufsichtsgremiums als auch der All-Parteien-Initiative noch einmal im Parlament zusammenkamen. Sie beschlossen, ein Abstimmungsverfahren zu erzwingen, bei welchem die Abgeordneten darüber befinden sollten, was laut Parlamentsmitglied Herbert Morrison zeigen würde, «ob sie mit der Führung der Staatsangelegenheiten *zufrieden* sind, oder ob ihnen die Staatsführung Sorgen *bereitete*.»⁷ Mit anderen Worten: Man wollte Chamberlain den K.-o.-Schlag verpassen, indem man ihm die notwendige Anzahl Unterstützer entzog, die er für eine effektive Fortsetzung seiner Amtsgeschäfte brauchte.

Man verständigte die sogenannten *Whips*, die parlamentarischen Geschäftsführer, die unter den Mitgliedern der zahlreichen Wahlblöcke eifrig um Unterstützung warben. Colville notierte in seinem Tagebuch, dass ranghohe Konservative «über eine Regierungsneubildung sprechen und ernsthaft Modelle wie einen Handel diskutieren (den [Lord] Halifax [Herbert] Morrison Vorschlägen soll), bei dem die oppositio-

nelle Labour-Partei zur Regierungsbeteiligung eingeladen wäre. Im Gegenzug will man ein paar wichtige hohe Tiere aus der Regierung entlassen – Sam Hoare, Kingsley Wood, [Sir John] Simon usw. –, jedoch nur unter der Voraussetzung, dass Chamberlain die Führungsposition beibehält.»⁸

Als das Haus um 14.45 Uhr zusammenkam, um die Kriegsführung zu debattieren, waren die Messer also gezogen und besonders scharf gewetzt.

Bitten an den Labour-Abgeordneten Herbert Morrison, keine Abstimmung zu fordern, waren auf taube Ohren gestossen. Die Labour-Mitglieder waren fest entschlossen: Sie wollten nicht länger einer nationalen Regierung dienen, der «dieser Mensch» Chamberlain vorstand. Morrison redete zwanzig Minuten lang leidenschaftlich und drängte die Mitglieder des Hauses, bei der Wahl ihrem Gewissen zu folgen und gründlich darüber nachzudenken, ob Grossbritannien angesichts der erbärmlichen Kriegsführung in den vergangenen acht Monaten mit dem momentanen Stand der Dinge einfach fortfahren könne. Die Botschaft war schlicht und klar: Nicht nur Chamberlain musste gehen, sondern mit ihm auch all jene, die seine *Appeasement Policy* (Befriedungspolitik) befürwortet hatten, jenen Irrglauben, der die britische Politik gegenüber Deutschland in den 1930ern beherrscht hatte – nämlich, dass sich ein Diktator, wenn man ihn gut fütterte, zufrieden in seine Höhle zurückziehen würde. Gehen müssten also auch Sir Samuel Hoare (Luftfahrtminister) und Sir John Simon (Schatzkanzler).

Der Entschluss zum Rücktritt blieb Chamberlain überlassen. Geschwächt durch Angriffe von allen Seiten, würde er diesen Schritt bestimmt tun. Und doch widerstand er, blieb

auf seiner Bank sitzen und sah nur gelegentlich zu den harschen Blicken auf, aus denen ihm Herabwürdigung und Demütigung entgegenschlug. Als er sich schliesslich erhob – so zumindest schildert es der Labour-Abgeordnete Hugh Dalton in seinen Memoiren –, sprang er wütend auf, «zeigte die Zähne wie eine in die Ecke gedrängte Ratte und schrie: ‚Ich nehme die Herausforderung an und bitte meine Freunde, und ich habe immer noch einige Freunde in diesem Haus, die Regierung heute Abend in der Lobby zu unterstützen.‘»⁹

Chamberlains Versäumnis, das Ausmass der Herausforderung zu erfassen, welcher sich die Nation gegenüber sah, steigerte noch den Zorn seiner Gegner im Hause. Bald erhoben sich Mitglieder beider Seiten und versuchten, die Blicke des Redners auf sich zu lenken, um ebenfalls sprechen zu dürfen. Rufe wie «Gehen Sie!» und «Treten Sie zurück!» hallten durch den Saal, doch Chamberlain blieb ungerührt. Offensichtlich bedurfte es eines letzten, vernichtenden Angriffs. Der perfekte Mann, um diesen auszuführen, erhob sich.

Der Lärm im Saal verstummte. David Lloyd George, der ehemalige liberale Kriegsminister persönlich, begann höflich, doch dann zunehmend impulsiver, Chamberlain dafür zu rügen, dass er Grossbritannien «in die schlechteste strategische Position» in seiner Geschichte manövriert habe. Dies gipfelte darin, dass er sich direkt an Chamberlains Gewissen wandte: «Geben Sie ein Beispiel für Opferbereitschaft, denn nichts kann mehr zu einem Sieg in diesem Krieg beitragen als eine Aufgabe des Amtssiegels.»¹⁰

Von der Galerie aus verfolgte die Frau des Redners,

Dame Margaret Lloyd George, das Geschehen und nickte zustimmend. Sie schrieb später:

Ich bin sehr froh, dass mein Ehemann daran beteiligt war, Chamberlain loszuwerden. Eine derartige Szene habe ich nie gesehen, das Haus war entschlossen, ihn loszuwerden & Sir John Simon & Sam Hoare ... das Geschrei, das seinen Rücktritt begleitete, war entsetzlich, und die Rufe: «Gehen Sie, gehen Sie!» Ich habe nie einen P.M. zurücktreten sehen, der derart verabschiedet wurde. Er hat eine Misere herbeigeführt, und die Konservativen sagten nach München immer: «Er hat uns vor dem Kriege bewahrt.» Arme Dinger, etwas muss ihnen die Augen geöffnet haben.¹¹

Die Debatte zog sich bis in die Nacht. Chamberlain wollte nicht so einfach seinen Hut nehmen. Es sollte nur ein paar Wochen dauern, bis er in seinem Tagebuch zum ersten Mal einräumte, unter «beträchtlichen Schmerzen» zu leiden,¹² verursacht durch den Darmkrebs, an dem er nur wenige Monate später starb. Vielleicht wusste er tief in seinem Herzen, dass dieser Augenblick seine letzte Chance war, zu vermeiden, dass man ihn für den Zusammenbruch Europas, der Demokratie und des britischen Lebensstils verantwortlich machte. Vielleicht hatte sein Widerwille, das Amt niederzulegen, aber noch einen anderen, verborgenen Grund.

Wenige Sitze neben ihm in der vordersten Reihe sass ein Mann, der hinsichtlich des Norwegen-Einsatzes im vergangenen Monat – bei welchem der Verlust von 1‘800 Männern,

einem Flugzeugträger, zwei Kreuzern, sieben Zerstörern und einem U-Boot zu beklagen gewesen war – tatsächlich weitaus schuldhafter gehandelt hatte.

Als erster Lord der Admiralität war Winston Spencer Churchill der oberste Architekt der verheerenden Marine-Strategie des Landes gewesen. Da sich alle Aufmerksamkeit jedoch auf den Premierminister richtete und seine Zeit zu sprechen noch nicht gekommen war, blieb Churchill aus der Schusslinie, wartete ab und hinterliess keine Fingerabdrücke auf der Mordwaffe.

Churchill war nicht beliebt. Vielmehr war er damals so etwas wie eine Witzfigur, ein Egoist, ein «halber Amerikaner», der, in den Worten des konservativen Abgeordneten Sir Henry («Chips») Channon, nur für eines stand: sich selbst. Heute, da in Grossbritannien offiziell 3'500 Pubs und Hotels, über 1'500 Hallen und Einrichtungen sowie 25 Strassen seinen Namen tragen und sein Konterfei alles Mögliche von Bierdeckeln bis hin zu Fussmatten ziert – nicht zu vergessen seine Büste, die sporadisch im Oval Office des Präsidenten der Vereinigten Staaten auftaucht –, ist es schwer vorstellbar, doch im Mai 1940 war er das Letzte, was die Menschen mit Sicherheit verbanden.

Von vielen innerhalb der Partei noch als Wendehals gebrandmarkt, da er «sein Fähnlein nach dem Wind gerichtet hatte» (er war 1904 vom konservativen Lager zu den Liberalen und 1924 wieder zurück gewechselt), hatte Churchill nichtsdestotrotz eine überraschende Loyalität gegenüber Chamberlain bewiesen. So war es auch an diesem Tag. Mitten in Lloyd Georges Rede bot er sich an Stelle des Premier-

ministers als Schuldigen an: «Ich übernehme volle Verantwortung für alles, was die Admiralität getan hat, und werde meinen vollen Anteil an dieser Last tragen.»¹³

Lloyd George, dessen Redefluss Churchill unterbrochen hatte, entgegnete gewandt: «Der recht ehrenwerte Gentleman braucht sich nicht zum Luftschutzkeller machen zu lassen, damit seine Kollegen nicht von Splintern getroffen werden.»¹⁴

Churchills *mea culpa* war nur die erste Stufe einer vorgetäuschten Rettungsaktion, deren Misslingen von Anfang an kalkuliert war. Sie sollte dazu dienen, seine Kollegen mit einer bewegenden Zurschaustellung seiner Loyalität für sich zu gewinnen – eine grossartige Gelegenheit, zu zeigen, wie «premierministerlich» er sein konnte, wenn er es versuchte, und um dadurch seinen eigenen Namen als Geheimfavorit ins Rennen zu bringen.

Als er endlich an die Reihe kam, zu sprechen, was er ausgiebig tat, beugten sich die Rebellen nach vorn, erwartungsvoll, in der Hoffnung auf Sätze der Verdammung, doch er sagte nichts Unrühmliches, ja eigentlich nichts, das sich Chamberlain nicht selbst auf seinen Grabstein hätte schreiben können. Vielmehr hatte Churchill sogar ein wenig Lob für ihn übrig, welches aber derart schwach war, dass es exakt vermittelte, was er wollte: zu wenig, zu spät. Die Rettungsansprache, die Churchill hätte halten können, wurde eindeutig für einen anderen Tag, für eine andere Stunde aufgespart. In ihm reiften bereits andere Reden, heimlich einstudierte Sätze, die in den kommenden Tagen einem anderen, spektakuläreren Zweck dienen und hier nicht verschwendet werden sollten.

Als Churchill wieder seinen Platz einnahm, hatte er mit

seiner Rede möglicherweise eines erreicht: Sein eigener Stern, wenn dieser auch noch nicht hell erstrahlte, hatte in einem kritischen Moment ein wenig an Glanz gewonnen, während die Sterne aller anderen erloschen.

Als der Sprecher das Parlament aufrief, sich aufzuteilen und abzustimmen, hatten die meisten keinerlei Zweifel mehr. Chips Channon erinnerte sich:

Wir sahen zu, wie die Aufwiegler die Lobby der Opposition verliessen ... «Verräter», riefen wir ihnen zu, «Ratten», «Ja-Sager», sie erwiderten: «281 zu 200» ... Manche riefen: «Rücktritt! Rücktritt!», und der alte Affe Josh Wedgwood begann, mit den Armen zu fuchteln und «Rule Britannia» zu singen. Harold Macmillan neben ihm stimmte mit ein, aber sie wurden niedergeschrien. Neville schien angesichts der unheilvollen Zahlen verblüfft und war der Erste, der sich erhob. Er wirkte ernst und sah nachdenklich und traurig aus ... an jenem Abend jubelte ihm keine Menge zu, wie es vor München der Fall gewesen war – er war nur ein einzelner Mann, der sein Bestes für England gegeben hatte.¹⁵

Trotz dieses knappen Sieges hatte Chamberlain das Vertrauen seiner Partei eingebüsst, da insgesamt 41 Konservative gegen die Regierung gestimmt hatten. Der jüngste von ihnen war John Profumo, der sich mit seinen gerade 25 Jahren aus seiner Kaserne gestohlen hatte, um an der Abstimmung teilzunehmen, und später von dem gefürchteten *Chief Whip* (dem parlamentarischen Hauptgeschäftsführer) der Tories, David Margesson, schwer gerügt wurde: «Du unglaublich verachtenswürdiger kleiner Kacker ... den Rest

deines Lebens wirst du dich dafür schämen, was du gestern Abend getan hast.»¹⁶ Da die Konservativen eine Mehrheit von lediglich 81 Stimmen errungen hatten, gab es nichts mehr zu debattieren. Was nun notwendig war, war ein öffentlicher Kreuzzug, wie er Chamberlains Parlamentarischem Privatsekretär Jock Colville vorschwebte, der anmerkte, wie «widerlich» es sei, «dass alle ihre Energien auf eine innere politische Krise konzentrieren (*à la française*), anstatt an morgen und an Hitlers nächsten Zug zu denken».¹⁷ Ein neuer Regierungschef musste gefunden werden. Aber wer? Wer war dieser Aufgabe würdig? Und wer war überhaupt bereit dazu?

Politische Grabenkämpfe hatten über die verzweifelte Situation hinwegtäuscht, in welcher Grossbritannien sich befand. Das Land brauchte jemanden, der nicht nur die Konservative Partei einen, sondern auch die Oppositionsparteien und die Streitkräfte, welche es bei dieser ersten militärischen Niederlage, die den sogenannten «Sitzkrieg» der vergangenen acht Monate seit der deutschen Invasion in Polen abrupt beendet hatte, am Willen zur Zusammenarbeit hatten vermissen lassen.

Channon notierte in sein Tagebuch, dass «Gerüchte und Intrigen, Verschwörungen und Gegenverschwörungen»¹⁸ unter führenden Politikern inzwischen überhandnahmen. Es war jedoch nicht Churchill, den während der Debatten der vergangenen Tage viele verteidigt und gelobt hatten, der die Unterstützung der Konservativen Partei gewann. Vor allen anderen kristallisierte sich ein Name als logischer Nachfolger Chamberlains heraus. Es war der Name eines Mannes, dem nicht einmal ein Sitz auf einer Seite des Unterhauses zustand.

Es war Lord Halifax, der damalige Aussenminister und ein Mitglied des Oberhauses, welcher von der Adelsempore aus im Kreise anderer Lords, Botschafter und hoher Würdenträger mit Grossbritannien verbündeter Länder die Geschehnisse still verfolgt hatte.

Eine der grössten Hürden für Halifax, das Amt von Chamberlain zu übernehmen, lag in der Verfassung selbst. Das einzigartige Wesen des britischen Parlamentssystems sieht vor, dass jemand mit einem Sitz im Oberhaus *nicht gleichzeitig* gewähltes Mitglied des Parlaments im Unterhaus sein kann. Wollte Lord Halifax also Premierminister und Fraktionschef werden, stand ihm somit ein ernst zu nehmendes verfassungsmässiges Hindernis im Weg, auch wenn er selbst kein Parlamentarier wäre.

Halifax' Biograph Andrew Roberts schildert, wie der Aussenminister und der Premierminister während der Debatte des zweiten Tages, am 8. Mai, den bis dato undenkbaren Ausgang diskutierten, dass Halifax Premierminister würde. Chamberlain habe «klargemacht, dass er Halifax als Nachfolger wünsche, sollte er selbst zum Rücktritt gezwungen sein»,¹⁹ doch als die Debatte am Donnerstag, dem 9. Mai, ihren Fortgang fand, reagierte Lord Halifax nicht wie erwartet. In sein Tagebuch schrieb er, dass der Premierminister ihn für 10.15 Uhr ins Haus Downing Street Nr. 10 einbestellt habe, wo Chamberlain ihm mitgeteilt habe, er sei «der Ansicht, dass die Position nicht so belassen werden könne, wie sie durch die Abstimmung im Unterhaus geraten sei, und dass es unabdingbar sei, das Vertrauen in die Regierung wiederherzustellen».²⁰ Abermals sprach Chamberlain die Frage seiner Nachfolge an, worauf Halifax (laut seinem eigenen Tagebuchein-

trag) erwiderte, «er [Chamberlain] möge weiterhin in der Regierung dienen, wenn es nach mir ginge. Ich brachte alle Argumente vor, die mir gegen mich einfielen, und betonte insbesondere die schwierige Stellung eines Premierministers, der nicht in der Lage wäre, eine Verbindung zum Gravitationszentrum im Unterhaus herzustellen».²¹

Man mag versucht sein, hier falsche Bescheidenheit zu unterstellen, da Halifax durch sein nachfolgendes Handeln zeigte, dass ihm sehr wohl daran gelegen war, seine Hände an den Schalthebeln der Macht zu behalten. In seinem Tagebuch vermerkte er: «Das Gespräch und das offensichtliche Abdriften seines [Chamberlains] Geistes verursachten mir starke Bauchschmerzen. Ich sagte ihm erneut, was ich ihm auch bereits am Vortag gesagt hatte, nämlich, dass, sollten die Labour-Leute sagen, sie wollten nur unter mir dienen, ich ihnen antworten würde, dass ich dazu nicht bereit sei.»²²

Bauchschmerzen? Der konservative Abgeordnete R.A. «Rab» Butler hielt eine ganz andere Erinnerung an ein Gespräch fest, welches er mit dem gerissenen Halifax nach dessen Treffen mit Chamberlain führte:

Er [Halifax] sagte mir, er glaube, er könne das Amt übernehmen. Er glaube ausserdem, dass Churchill einen mässigen Einfluss benötige. Und liesse sich diese Mässigung besser ausüben denn als Premierminister oder als Minister in Churchills Regierung? Selbst, wenn er letztere Rolle wählte, führten Churchills Fähigkeiten und Erfahrung bestimmt dazu, dass er «sowieso den Krieg führen würde». Halifax' eigene Position würde dann rasch zu etwas wie einem Ehrenamt werden.²³

Entgegen Halifax' Einwänden erscheint dies als glaubhafter Grund für die Ablehnung jener Position, die als Gipfel des Erfolges in der britischen Politik gilt. Halifax' Vorbehalte gründeten hauptsächlich auf seiner Position im Oberhaus, die es ihm verwehrt, als Premierminister ins Unterhaus einzuziehen. Wohin würde Halifax als Führer der Nation dort gelangen?

Für einen Mann von Halifax' Format und mit seinem Ego war es sicherlich keine besonders attraktive Aussicht, als oberster Führer Grossbritanniens keine tatsächliche Macht auszuüben und obendrein andauernd von Churchill untergraben zu werden, der, wie er wusste, der bessere Stratege und Führer war. Doch wie kam es, dass seine Kollegen aus der Politik seine Absichten derart fehlinterpretierten? Die Lords wollten Halifax, König George VI. wollte Halifax, sogar Labour wollte Halifax. Es schien, als unterstützten sie alle gemeinsam einen Mann, der plötzlich kein Interesse mehr daran hatte, den Job zu übernehmen, zumindest nicht innerhalb der aktuellen Rahmenbedingungen.

So kam, was keiner erwartet hätte, nämlich, dass sich Churchills Name bis an die Spitze der Liste vorarbeitete.

Es war ein unglaublicher Schwenk. Was noch Tage zuvor undenkbar gewesen war, wurde nun als praktikable Option in Betracht gezogen. Jedoch stand niemand dieser Wahl sorglos gegenüber, denn Churchill war ein wahres Rätsel, ein Amalgam unvereinbarer Anteile: Showman, Prahlhans, Angeber, Poet, Journalist, Historiker, Abenteurer, Melancholiker, angeblich Alkoholiker, zweifellos im Rentenalter und mit fünfundsechzig ein Mann, der hauptsächlich durch sein Versagen bekannt geworden war, der zuverlässig die Schrift

an der Wand fehlgedeutet hatte und allzu häufig in einen Schlamassel geraten war, vor allem dann, wenn dies unbedingt zu vermeiden gewesen wäre. Aufgrund seiner Fehler als Erster Lord der Admiralität während des Ersten Weltkriegs (vor allem der menschlichen Katastrophe in der Schlacht von Gallipoli gegen die Osmanen, bei welcher 45'000 Soldaten des Commonwealth ihr Leben verloren) galt er als gefährlicher Kriegstreiber. Die vergangenen zehn Jahre hatte er nach einer ganzen Reihe weiterer Fehler – darunter seine Nichtbefürwortung der indischen Selbstbestimmung und sein brutales Durchgreifen bei einem Bergarbeiterstreik in Wales – in einer politisch-gesellschaftlichen «Einöde» verbracht, wie er selbst sagte.

Nach so vielen Fehlern erscheint es daher nur allzu natürlich, dass sogar Churchill *selbst* Zweifel an seiner Eignung hegte. Angesichts des Ausmasses seiner Fehler wäre es wohl äusserst gewagt – und psychologisch nicht haltbar –, einen anderen Schluss zu ziehen.

Wenngleich seine Ambitionen, die Rolle einzunehmen, ausser Frage standen (seit seiner Kindheit hatte er Premierminister werden wollen, um eine Familiengeschichte zu vollenden, was seinem verstorbenen Vater Randolph nicht gelungen war), so wusste er doch, welch schlechte Figur er bei diesen vergangenen Krisen gemacht hatte und wie hoch die Verluste an Menschenleben gewesen waren. Er empfand Selbstzweifel zwar als negativ – und sprach von Führerschaft oft als entschlossene Anwendung sachkundigen Weitblicks –, doch gibt es keinen Grund, ihm hierin zuzustimmen. Solange Selbstzweifel keine lähmende Wirkung entfalten, gestatten sie, alternative Sichtweisen in Betracht zu ziehen und

gegeneinander abzuwägen. Man kann daher sagen, dass sie eine wichtige Stufe jeder vernünftigen Entscheidungsfindung darstellen.

Typisch für das damals vorherrschende Bild Churchills war die Meinung von Sir Edmund Ironside, Kommandeur des Königlichen Generalstabs, der seine Churchill gegenüber empfundene Ambivalenz in seinem Tagebuch notierte: «Der einzige Mann, der [Chamberlain] nachfolgen kann, ist freilich Winston, aber er ist zu unsicher, wengleich er das Zeug dazu hat, den Krieg zu beenden.»²⁴

Der Aufstieg in die Spitzenposition war also keinesfalls gewiss. Eines jedoch hatte Churchill Halifax voraus: seine persönlichen Kriegserfahrungen. Seine militärische Erfahrung – er hatte sowohl im Burenkrieg als auch im Ersten Weltkrieg gedient und als Journalist mehrere weitere Kampfhandlungen beobachtet – war trotz aller Fehltritte in jeder Hinsicht der des Aussenministers überlegen, welcher von Kampf oder gar militärischer Strategie wenig wusste und nur einen Monat zuvor seine Unkenntnis auf diesem Gebiet kundgetan hatte: Roberts schreibt, als man Halifax gefragt habe, «ob ein Angriff auf Trondheim möglicherweise wirkungsvoller gewesen wäre als einer auf Narvik, blieb ihm nichts, als zuzugeben, dass er nicht kompetent sei, diese Frage zu beantworten».²⁵

Ein weiterer Minuspunkt für Halifax, der sein öffentliches Ansehen beschädigte, war seine Befürwortung der Appeasement-Politik. Selbst als klar wurde, dass Hitler unersättlich war, hatte Halifax an seinem Glauben an den Frieden um beinahe jeden Preis festgehalten.

Es gab also ungewöhnlich wenige ernstzunehmende Mitbewerber. Selbst Anthony Eden war in Sachen Popularität weit abgeschlagen. Im März 1939 ergab eine Umfrage, dass 38 Prozent der Bevölkerung ihn gerne als nächsten Premierminister sehen wollten. Churchill und Halifax kamen auf magere sieben Prozent. Nachdem ihn Chamberlains Appeasement-Politik zum Rücktritt als Aussenminister bewegt hatte, war er als Minister für Dominion-Angelegenheiten in die Regierung zurückgekehrt, doch schloss ihn diese niederrangige Position in jenem Augenblick von einer ernsthaften Kandidatur für das höchste Amt aus.²⁶

Da Halifax vor der Aufgabe einstweilen zurückschreckte, nahm Churchill die Positur, Miene und Sprechweise – vor allem die Sprechweise – einer Führerfigur an.

Um seinem Ziel vorsichtig näher zu kommen, ohne dies direkt erkennen zu lassen, traf sich Churchill am Morgen des 9. Mai mit mehreren seiner engsten Verbündeten. Eden besuchte ihn in der Admiralität, und während sich Churchill rasierte, «berichtete er mir [Eden] von den Ereignissen des vergangenen Abends. Er glaubte, Neville sei nicht in der Lage, Labour ins Boot zu holen, und dass eine Allparteienregierung gebildet werden müsse».²⁷

Als Nächstes traf sich Churchill mit seinem alten Freund Lord Beaverbrook, der versuchte, ihm eine klare Aussage hinsichtlich der Führungsfrage zu endocken. Abermals gab Churchill nichts preis, sondern sagte nur: «Ich werde unter jedem Minister dienen, der in der Lage ist, den Krieg zu betreiben.»²⁸

An jenem Tag ass Churchill mit Eden und dem Lordsiegelbewahrer Sir Kingsley Wood zu Mittag. Dabei erklärte

Wood, dass er den Ersten Lord der Admiralität als neuen Regierungschef unterstütze, und drängte ihn, «seine Bereitschaft [die Nachfolge anzutreten] zu signalisieren, wenn man ihn danach fragte». Wie sich Eden erinnerte, hatte es ihn «überrascht, dass Kingsley Wood davor warnte, Chamberlain wolle wahrscheinlich Halifax als Nachfolger vorschlagen und dazu Churchills Zustimmung einholen. Wood riet ihm: ‚Stimmen Sie dem nicht zu, und sagen Sie gar nichts/ Ich war schockiert, dass Wood so redete, da er stets ganz auf Seiten Chamberlains gestanden hatte, doch es war ein guter Rat-schlag, und ich bekräftigte ihn.»²⁹

Chamberlain, der sich inzwischen zum Rücktritt entschlossen hatte, bestellte Halifax und Churchill noch an jenem Nachmittag um 16.30 Uhr zu sich in die Downing Street.

Die widersprüchlichen Berichte über dieses geschichts-trächtige Treffen sind zum Stoff für Legenden geworden. Was wir mit Sicherheit wissen, ist, dass Neville Chamberlain, Lord Halifax, Winston Churchill und Chief Whip David Margesson anwesend waren. Der Premierminister hatte sie alle versammelt, um sie von seinem bevorstehenden Rücktritt zu informieren und zu entscheiden, wem die Aufgabe zufallen sollte, das Land künftig zu führen. Die unmittel-barste Wiedergabe der Ereignisse stammt aus Halifax' Tagebuch. Er erinnert sich, wie Chamberlain seinen Entschluss, zurückzutreten, bestätigte, jedoch keinen Hinweis darauf gab, wen er als Nachfolger bevorzugte, sondern nur sagte, «er werde unter jedem der beiden Männer gerne seine Pflicht tun».³⁰ Die Führer der Labour-Partei – die in sämtlichen Ge-

sprächen über eine Einheitsregierung am längeren Hebel sassen – mussten an jenem Abend zu ihrer Konferenz nach Bournemouth reisen. Angesichts des Zugeständnisses der Regierung, in einer neuen Administration prominente Posten mit Labour-Männern zu besetzen, bedeutete dies, dass nun eine rasche Entscheidung gefragt war.

Die Spannung war unerträglich für Halifax, der sich später erinnerte, dass seine «Bauchschmerzen nicht nachliessen». Es scheint, als hätte sein Körper gegen die Vorstellung einer Führungsrolle rebelliert. Seine Gedanken kreisten nicht nur um Churchills «Fähigkeiten, verglichen mit [seinen] eigenen», sondern kehrten auch immer wieder zu der Frage zurück, wie seine Position aussähe, sollte er den Posten des Regierungschefs übernehmen: «Winston würde die Verteidigung leiten ... und ich [als Peer] hätte keinen Zugang zum Unterhaus. Das unvermeidliche Resultat wäre, dass ich ausserhalb dieser beiden wichtigen Kontaktpunkte rasch zu einem Premierminister würde, der sein Amt mehr oder weniger ehrenhalber ausfüllt und in einer Art Dämmerung fernab der wirklich wichtigen Geschehnisse lebt.»³¹ Dieser schmerzlichen Sicht der Lage folgte eine etwas verletzende Meinung über Churchills «zweckdienliche Respekts- und Demutsbezeugung; [er] sagte, er könne nicht umhin, die Gewalt dessen zu spüren, was ich eben gesagt hätte, und schliesslich akzeptierte der P.M. widerstrebend, und Winston offensichtlich weit weniger widerstrebend, meine Ansicht».³² Diese Schilderung wird untermauert von einem Tagebucheintrag, den der Staatssekretär des Aussenministeriums und Halifax' rechte Hand, Sir Alexander Cadogan, am selben Tag verfasste.

Churchills Version ist vielleicht die am wenigsten zuverlässige von allen. In seinen Memoiren *Der Zweite Weltkrieg* nannte er als Datum des Treffens fälschlicherweise den 10. Mai. Mit echtem Churchill's ehern Witz schilderte er die Augenblicke nach Chamberlains bedeutsamer Frage: «Sehen Sie einen Grund, warum in diesen Zeiten ein Peer nicht Premierminister werden sollte, Winston?»³³ – woraufhin Winston «weiter schwieg, [und] eine sehr lange Pause folgte. Auf jeden Fall erschien sie länger als die zwei Minuten, die man von den Feierlichkeiten zum Armistice Day (Volkstrauertag) her kennt.»

Was in die Geschichte eingehen sollte, war, dass dieses Schweigen so unangenehm war, dass Lord Halifax es schliesslich brach und, mit den Nerven am Ende, lang und breit darüber sprach, warum er nicht Premierminister werden könne. David Margesson zufolge wurde das Schweigen schon sehr frühzeitig von Halifax gebrochen, der Churchills bessere Führungskompetenz in Kriegszeiten hervorhob.

Schweigen oder nicht, jedenfalls war man sich einig geworden. Sir Alexander Cadogan notierte in sein Tagebuch, dass zu diesem Zeitpunkt bereits «Chief Whip [Margesson] und andere denken, dass die Stimmung im Haus zu seinen [Churchills] Gunsten umschlägt. Wenn N.C. [Chamberlain] bleibt [im Kabinett] – wozu er bereit ist –, könnten sein Rat und sein Urteil Winston stabilisieren.»³⁴ Damit waren sie bereit, den Löwen aus dem Käfig zu lassen. Nach Abschluss der Gespräche traf sich Chamberlain um 18.15 Uhr mit Clement Attlee und Arthur Greenwood von der Labour-Partei. Beide Männer bekräftigten, dass sie zu einer Allparteienre-

gierung bereit seien, vermuteten allerdings, dass ihre Partei nicht willens sei, unter Chamberlain mitzuregieren, und deshalb am Tag darauf bei der Parteikonferenz in Bournemouth den Vorstand konsultieren müssten.

Derweil zogen sich Halifax und Churchill zum Tee in den Garten von Downing Street Nr. 10 zurück. In seinen Memoiren erinnerte sich Churchill, sie hätten über «nichts Besonderes» gesprochen, bevor er in die Admiralität zurückgekehrt sei, um sich auf seine bevorstehende Aufgabe vorzubereiten.³⁵ An jenem Abend dinierte er mit Anthony Eden und schilderte ihm die dramatischen Ereignisse des Tages. Churchill sagte, er «hoffe, NC [Chamberlain] würde bleiben, würde das Unterhaus leiten und als Parteiführer weitermachen».³⁶ Man erwartete, dass Chamberlain am folgenden Nachmittag sein Rücktrittsgesuch dem König überbringen und diesem raten würde, nach Churchill zu schicken. Interessant war, dass Churchill später nicht nur Premierminister wurde, sondern sich obendrein den neu geschaffenen Posten des Verteidigungsministers zuschanzte.

Wie auch immer diese langen und intensiven Gespräche am 9. Mai ausgehen würden, so war doch eines sicher: Winston Churchill würde den Krieg führen. Und Churchills Stunde kam nicht einen Moment zu früh. Still und unablässig Hess Hitler seine Panzer an den Grenzen Hollands, Belgiens und Frankreichs auffahren, bereit, einen *Blitzkrieg* zu beginnen, der so entsetzlich war, dass in den Zentren der Macht bald über die mögliche Unterwerfung ganz Europas unter die brutale Nazi-Herrschaft gesprochen wurde.

Churchill erinnerte sich später: «Ich hatte das Gefühl, als

wäre mir dieses Schicksal bestimmt, und dass mein gesamtes vergangenes Leben nur eine Vorbereitung auf diese Stunde und diese Prüfung gewesen war ... Ich glaubte, über all das eine ganze Menge zu wissen, und war sicher, dass ich nicht versagen würde.»³⁷ Das Schicksal der Nation lag nun in seinen Händen, und wie er damit umging, war aussergewöhnlich.

2. Der Taugenichts

Wer war also dieser Mann, der Grossbritannien in einen der grössten Konflikte seiner Geschichte führen sollte?

Die Person Winston Leonard Spencer-Churchill ist so schwer zu erfassen, dass der Versuch, ihn «zu skizzieren», mehr Tinte verbraucht hat als bei jeder anderen historischen Figur. Es gibt derart viele Bücher über ihn, dass die Literatur über Washington, Cäsar oder Napoleon geradezu dürftig erscheint. Selbst die vielen Biografien seines grossen Feindes Adolf Hitler werden daneben zur Makulatur. Der einfache Grund dafür ist, dass selten in der Geschichte eine Persönlichkeit so viel bewirkt hat, sowohl Gutes als auch Schlechtes, und im Verlauf eines langen und erfüllten Lebens so viel verändert hat – ganz zu schweigen von den 65 Jahren, bevor diese Geschichte in jenen spannungsgeladenen Tagen im Mai 1940 im Unterhaus beginnt.

Titan am Rednerpult. Säufer. Patriot. Imperialist. Visionär. Panzerentwerfer. Tölpel. Haudegen. Aristokrat. Häftling. Kriegsheld. Kriegsverbrecher. Eroberer. Witzfigur. Maurer. Rennpferdbesitzer. Soldat. Maler. Politiker. Journalist. Literatur-Nobelpreisträger. Die Liste liesse sich unendlich fortsetzen, doch wird ihm keine dieser Etiketten gerecht. Zusammengenommen, stellen sie eine gewaltige Herausforderung dar. Es ist, als mischte man 20 Puzzle-Spiele und erwarte, dass sie sich zu einem einzigen, stimmigen Bild zusammensetzen lassen.

Wo beginnen wir also, wenn wir ihn im Ganzen sehen wollen, klar und von allen Mythen befreit, aus einer modernen Perspektive und unter Anwendung heute gebräuchlicher psychologischer Begriffe?

Stellen Sie sich Folgendes vor: Winston Churchill sitzt auf einem Stuhl vor einem modernen Psychiater. In welche Kategorie fiel seine Persönlichkeit wohl? Würde er, wenn er von seinen Stimmungsschwankungen erzählte, die Praxis mit der Diagnose verlassen, er sei manisch-depressiv und müsse fortan Lithium schlucken? Oder würde man ihm, nachdem er sämtliche Eigentümlichkeiten gestanden hätte, seinen exzentrischen Nonkonformismus, seine Impulsivität, seine Risikobereitschaft und seine Vorliebe für rote oder grüne samtweiche Strampelanzüge, bescheinigen, dass er ein Kindheits-trauma und Angst vor Vernachlässigung unterdrücke? Welcher Seelenklempler besäße den Mut, Winston Churchill zu sagen, dass er eine starke, aber kontrollierbare narzisstische Persönlichkeit mit einer Neigung zur Theatralik habe? Nach heutiger Definition würde eine einfache Aufstellung dessen, was er täglich trank, wahrscheinlich ausreichen, ihn als selbsttherapierenden Alkoholiker abzustempeln.

Beginnen wir also von aussen und arbeiten uns nach innen vor: Betrachten wir zunächst die Einflüsse, die ihn in jenen frühen Jahren prägten und einen Hinweis auf den Mann geben, der er höchstwahrscheinlich wurde – ein Mann, der zu Angst und Zuversicht gleichermassen fähig war, zu Selbstzweifeln und Überzeugung, zu Scham und Selbstachtung, zu aggressiver Streitlust ebenso wie zu erschütternder Zögerlichkeit.

Winston Churchill war in erster Linie ein Viktorianer.

Die ersten 27 Jahre seines Lebens verbrachte er unter der Herrschaft der Königin, zur Blütezeit des alten Empire; seine Weitsicht war geprägt von der Vorstellung britischer Überlegenheit rund um den Globus.

Ausserdem war er Aristokrat. Geboren am 30. November 1874 in Blenheim Palace, Oxfordshire, als Sohn des 7. Herzogs von Marlborough und seiner Frau Lady Randolph Churchill (geborene Jennie Jerome), kam er angeblich zwei Wochen zu früh zur Welt – höchstwahrscheinlich aber war die Empfängnis ausserehelich gewesen.

Der Prinz von Wales, der spätere König Edward VII., hatte Randolph und Jennie im August 1873 bei der Cowes Regatta auf der Isle of Wight einander vorgestellt. In seinem Buch *Meine frühen Jahre* schreibt Churchill, wie sich Randolph «auf den ersten Blick in sie verliebte» und sich das Paar nur drei Tage später Hals über Kopf verlobte.¹ Am 15. April 1874 heirateten sie in kleinem Kreis in der britischen Botschaft in Paris, zwei Monate, nachdem der Bräutigam im Alter von nur 25 Jahren seinen ersten Sitz im Unterhaus für die Konservative Partei gewonnen hatte.

Jennie war zwanzig, als Winston geboren wurde. In der Kindesfürsorge übernahm sie das typische Verhalten der viktorianischen Oberschicht und liess ihren Sohn und dessen jüngeren Bruder Jack hauptsächlich in der Obhut ihres hingebungsvollen Kindermädchens Elizabeth Everest, die Winston liebevoll mit dem Spitznamen «Old Woom» bedachte; sie nannte ihn «Winnie». Jennie war eine schillernde junge Dame der Gesellschaft und die Tochter eines reichen amerikanischen Magnaten aus New York, den man den «König der Wall Street» nannte. Ihr Leben aus Partys, Reisen und Liebesaffären zu unterbrechen, um sich um ihre Kinder zu

kümmern, war nicht Jennies Stil. Winston schrieb später: «Auf mein kindliches Auge machte meine Mutter denselben leuchtenden Eindruck. Sie schien für mich wie der Abendstern. Ich liebte sie sehr – aber aus einiger Entfernung.»²

Das Verhältnis zu seinem Vater war noch schlechter. Winston himmelte ihn an, doch Lord Randolphs Leben gehörte seiner Karriere in der Politik. Randolph, der als grosser Redner galt, war ein Befürworter des progressiven Konservatismus sowie ein angesehener Schatzkanzler und Unterhausführer. Dieser kometenhafte Aufstieg als strahlendes neues Licht der Tory-Partei hielt jedoch nicht lange an. Sein Stern verblasste, und am 20. Dezember 1886 erklärte er aufgrund von Differenzen wegen des von ihm vorgelegten Budgets seinen Rücktritt. Randolph blieb zwar Abgeordneter, doch plagten ihn seit Jahren schon gesundheitliche Probleme, welche sich nun zusehends verschlimmerten.

Das Leiden, das ihn angeblich plagte, war die Syphilis. Man darf darüber spekulieren, wann und wo genau er sich die Seuche geholt hatte, jedenfalls war es möglicherweise schon im Jahre 1875 gewesen. In den 20 Jahren bis zu seinem frühen Tod im Alter von 44 Jahren litt er an einem aggressiven Verfall seiner geistigen Fähigkeiten, verursacht durch die von der Krankheit ausgelöste *dementia paralytica* – eine chronische Entzündung und Zerstörung des Nervengewebes. Dadurch hatten Vater und Sohn kaum Gelegenheit, einander näherzukommen und sich gegenseitig zu verstehen, ein Verlust, der für den Rest seines Lebens schwer auf Winston lastete. In *Meine frühen Jahre* schrieb er:

Mein Vater starb früh am Morgen des 24. Januar. Ich wurde aus einem Nachbarhaus herbeigerufen, wo ich geschlafen hatte, und rannte in der Dunkelheit über den schneebedeckten Grosvenor Square. Er hatte nicht schwer leiden müssen. Tatsächlich war er schon seit längerer Zeit benommen gewesen. All meine Träume einer Kameradschaft mit ihm, an seiner Seite und mit seiner Unterstützung ins Parlament einzuziehen, waren zu Ende. Mir blieb nur, seine Ziele weiter zu verfolgen und die Erinnerung an ihn in Ehren zu halten.³

Wie viele Jungs seiner sozialen Schicht, war Winston damals im Alter von sieben Jahren aufs Internat geschickt worden – eine Erfahrung, die er als rundum elend empfand: «Schliesslich ... war ich in meinem Kinderzimmer mit meinen ganzen Spielsachen sehr glücklich gewesen ... Nun gab es nichts mehr ausser Unterricht.»⁴ Prügelstrafen waren an der Tagesordnung, und der frühreife Junge, der *Die Schatzinsel* und andere seinem Alter längst noch nicht entsprechende Bücher las, bezog regelmässig Gertenhiebe. Nach dem Besuch mehrerer Grundschulen im Lande kam Winston im April 1888 schliesslich auf das prestigeträchtige Internat in Harrow. Seit dem 18. Jahrhundert hatten die Churchills das Eton College besucht, die andere führende Schule für Jungs, doch wegen seiner hervorragenden Luftqualität betrachtete man das auf einem Hügel gelegene Harrow als besseren Ort für Winstons leicht kränkliche Konstitution.

Winston war kein gelehriger Schüler und wurde daher in die unterste Klasse gesteckt. Er hasste die Klassiker, entdeckte jedoch eine Neigung für Englisch und Geschichte,

Fächer, die ihm noch von grossem Nutzen sein würden. Seinen Lehrer, Herrn Somervell, beschrieb er als «äusserst reizenden Menschen, dem ich viel verdanke». Dieser leidenschaftliche Schulmeister hatte die Pflicht, «den dümmsten Jungen das beizubringen, was am wenigsten geachtet war – nämlich, in blossen Englisch zu schreiben». Worte, Sätze, Struktur und Grammatik gingen ihm «in die Knochen» und liessen ihn nie wieder los.⁵

In Harrow lernte Winston noch andere Beschäftigungen kennen, die ihm Spass machten und in denen er erfolgreich war. Er schloss sich den Kadetten an, nahm an Fechtmeisterschaften teil, gewann Preise für das Auswendiglernen langer Gedichte und veröffentlichte mehrere Artikel im *Harro-man*.

Als Winston auf das Ende seiner Zeit in Harrow zusteuerte, strebte er eine Laufbahn beim Militär an. Er begann daher, sich auf die Zulassungsprüfung für die Königliche Militäarakademie in Sandhurst vorzubereiten. Sein erster Versuch im Juli 1892 schlug fehl: Er erreichte lediglich 5'100 der mindestens erforderlichen 6'457 Punkte. Er benötigte zwei weitere Anläufe, bis er im August 1895 endlich einen Platz bekam. Randolph Churchills geistiger Verfall bewirkte jedoch, dass der 18-jährige Winston, der von seinem Vater vermutlich einen Brief mit freundlichen Gratulationen erwartet hatte, stattdessen eine vernichtende Rüge erhielt. Diese zu zitieren lohnt sich, da sie zeigt, wie der Vater seine grosse sprachliche Begabung dazu nutzte, seinen eigenen Sohn brutal zusammenzustutzen – und zwar endgültig:

9. August 1893

Mein Heber Winston,

Ich bin ziemlich überrascht angesichts des Masses Deiner Begeisterung über die Aufnahme in Sandhurst. Es gibt zwei Möglichkeiten, eine Prüfung zu bestehen, eine davon ist glaubhaft, die andere das Gegenteil. Unglücklicherweise hast Du letztere Methode gewählt und scheinst Dich nun sehr über Deinen Erfolg Zu freuen ...

Bei all den Vorteilen, die Du gehabt hast, bei all den Fähigkeiten, die Du törichterweise zu besitzen glaubst & welche Dir manche Deiner Bekannten zusprechen, bei all den Mühen, Dein Leben einfach & bequem & Deine Arbeit weder belastend noch unangenehm zu gestalten, ist das grosse Ergebnis, mit dem Du daherkommst, nun also die Klasse für Grad zwei & drei, die nur zum Einsatz in einem Kavallerieregiment taugt... Ich halte es für richtig, diese Angelegenheit offen anzusprechen. Glaube nicht, dass ich mir die Mühe machen werde, Dir nach jedem Unsinn, den Du anstellst, & jedem Fehlschlag, der Dir unterläuft, lange Briefe zu schreiben. Ich werde über diese Sachen nie wieder schreiben, & Du brauchst Dir auch keine Antwort auf diesen Teil meines Briefes zu überlegen, da ich allem, was Du über Deine Leistungen & Erfolge sagen könntest, nie wieder das geringste Gewicht beimessen werde. Vergegenwärtige Dir diese Haltung, denn, sollte Dein Betragen und Handeln in Sandhurst dem in anderen Einrichtungen entsprechen ... schlammiger, unbeschwerter Leichtsinns ... dann ist meine Verantwortung für Dich vorüber. Ich werde Dich Dir selbst überlassen und Dich nur so weit unterstützen, wie es notwendig ist, dass Du ein ehrbares Leben führen kannst.

Da ich sicher bin, dass Du Dich selbst nicht davor bewahren kannst, das untätige, unnütze und unprofitable Leben zu führen, das Du während Deiner Schulzeit & späterer Monate an den Tag gelegt hast, wirst Du ein blosser Taugenichts werden, einer von den hunderten Internatsversagern, und Du wirst zu einer schäbigen, unglücklichen & nichtsnutzigen Existenz verkommen. Sollte dies geschehen, wirst Du die Schuld für solches Unglück allein Dir zuzuschreiben haben. Dein Gewissen wird Dich befähigen, alle Mühen in Erinnerung zu rufen und auf Zuzählen, die unternommen wurden, um Dir die besten Chancen zu ermöglichen, die Dir durch Deine Herkunft zustehen, & wie Du sie praktisch sämtlich verstreichen hast lassen.

Ich hoffe, es geht Dir bis zu Deiner Reise besser. Du musst Dich an Hauptmann James wenden, um hinsichtlich Deiner Ausstattung für Sandhurst eine Empfehlung für uns einzubohlen. Deine Mutter lässt Dich herzlich grüssen.

*Dein Dich liebender
Vater Randolph S.C.⁶*

Man kann nur ahnen, welche verheerende Wirkung ein solcher Brief auf einen jungen Mann hat, der sich nach der Anerkennung seines Vaters sehnt. Nichtsdestotrotz machte der «Taugenichts» seine Sache in Sandhurst gut. Einen Monat vor Randolphs Tod machte Winston seinen Abschluss, wobei er einen herausragenden achten Platz von insgesamt 150 belegte. Nach einem Schulstart, den viele als eher unstet betrachteten, war dies ein höchst ehrbares Ende seiner Bildungslaufbahn. Später schrieb Churchill: «Ich bin ganz für die Internate, aber ich möchte nicht wieder dorthin gehen.»⁷

Im März 1895 begann er seinen Dienst als Unterleutnant im vierten Kavallerieregiment der Queen's Own Hussars (Königliche Husaren). Die sechsmonatige Ausbildung für neue Rekruten war anstrengend, und Churchill schrieb, sie «übertrifft in ihrer Härte alles, was ich bislang in der Militärreiterei erlebt habe».⁸ Trotzdem gewöhnte er sich rasch daran und genoss seine neue Freiheit. Er wurde Mitglied eines Londoner Gentlemen-Clubs, hielt sich politisch auf dem Laufenden, mischte sich bei Partys und Bällen unter die feine Gesellschaft, spielte Polo und nahm an Hindernis-Pferderennen der Brigade teil. Seine Ausbildung nahm er jedoch weiterhin ernst.

Nach dem Tod seines Vaters im Jahre 1895 schien es in Winstons Leben zunächst bergauf zu gehen, bis am 2. Juli ein Telegramm mit einer weiteren niederschmetternden Nachricht eintraf. Sein ehemaliges Kindermädchen, Frau Everest, war schwer erkrankt. Er eilte nach Nord-London, um bei ihr zu sein, geriet in einen Regenschauer und traf völlig durchnässt an ihrem Haus ein. In *Meine frühen Jahre* erinnerte er sich:

Sie erkannte mich noch, verlor aber allmählich das Bewusstsein. Der Tod war gnädig mit ihr. Sie hatte ein solch unschuldiges und liebevolles Leben im Dienste anderer gelebt und an einem solch einfachen Glauben festgehalten, dass sie keinerlei Angst hatte ... Während der gesamten 20 Jahre, die ich auf der Welt war, war sie meine teuerste und vertrauteste Freundin gewesen.⁹

Frau Everest hatte keine eigenen Kinder, doch sie starb friedlich und mit einem jungen Mann an ihrer Seite, der ihr wie

ein Kind zugetan war. Sein Leben lang war Churchill als hochemotionaler Mensch bekannt, der seine Gefühle öffentlich zum Ausdruck brachte. Die zahllosen Geschichten, wie er in aller Öffentlichkeit weinte, werden nicht nur von engen Freunden erzählt, sondern auch von Politikern oder Soldaten, mit denen er diente. Da er ein sensibles Kind war, sollte die emotionale Belastung durch Eltern wie die seinen nicht unterschätzt werden; hätte er nicht die Liebe der unerschütterlichen Frau Everest erfahren, wäre er ein vollkommen anderer Mensch mit einer vielleicht vollkommen anderen Zukunft geworden.

Churchill verspürte eine zunehmende Unrast hinsichtlich seiner Karriere, und während er seinen militärischen Pflichten weiterhin nachkam, stellte er fest, dass «das britische Weltreich im letzten Jahrzehnt des viktorianischen Zeitalters eine derart lange, ungebrochene Phase des Friedens genossen hatte, dass Medaillen und alles, wofür sie hinsichtlich Abenteuer und Erfahrung standen, innerhalb der britischen Armee extrem rar wurden ... In den Kreisen, in die ich nun berufen wurde, mein Leben zu führen, empfanden meine Zeitgenossen daher den dringenden Wunsch nach einem ausreichenden Mass an aktivem Dienst.»¹⁰

Die Sehnsucht nach einem Kampfeinsatz sollte allzu bald und allzu brutal erfüllt werden, doch bis dieser schreckliche Krieg in den schlammigen Schützengräben Kontinentaleuropas ausgetragen wurde, waren Winston und seine Kameraden voller Tatendrang.

Als er den Globus nach einem Konflikt absuchte, stiess er auf den Kubanischen Unabhängigkeitskrieg gegen die

Spanier, der in den ersten Monaten des Jahres 1895 begonnen hatte.

Ende Oktober, wenige Wochen vor Churchills 21. Geburtstag, näherte sich sein Schiff dem Zielhafen. Churchills Erregung war spürbar: «Als ich im trüben Morgenlicht zum ersten Mal sah, wie die Gestade Kubas auftauchten und sich vor dem tiefblauen Himmel abzeichneten, kam ich mir vor, als wäre ich mit Long John Silver gesegelt und würde die Schatzinsel erblicken.»¹¹ Er schickte drei Depeschen nach Hause an den *Daily Graphic* in London. In diesen gab er den Fähigkeiten, die er dank Herrn Somervell in Harrow erworben hatte, den letzten Schliff und versah sie mit einer guten Portion Jungsgeschichten von pfeifenden Kugeln und dem Nervenkitzel der Guerilla-Kriegführung. Nach einem starken Monat verliess Churchill, der seine Dienste inzwischen den Spaniern angeboten hatte, Kuba wieder in Richtung Heimat, mit einem neu entdeckten Faible für Kriegsberichterstattung ... und so vielen kubanischen Zigarren, wie er nur tragen konnte.

In England zog Churchill wieder zu seiner Mutter.¹² Am 11. September schifften sich Winston und 1'200 weitere Männer des 4. Husarenregiments nach Indien ein, dem «Kronjuwel» des britischen Weltreichs, und erreichten Anfang Oktober Bombay.

Ihr Regiment war in der Stadt Bangalore im Süden des Landes stationiert. Winston Churchill fand sich rasch in seinem neuen Leben ein, genoss das wundervolle Klima Bangalores, bewunderte die Schönheit des Landes und war stolz auf «die ehrgeizige Umsetzung des grossen Werkes, das England in Indien vollbrachte, und der hohen Mission, diese pri-

mitiven, aber gutmütigen Rassen zu ihrem eigenen und unserem Besten zu beherrschen». ¹³ Diese Meinung sollte er über seine gesamte politische Laufbahn hinweg beibehalten, was ihn in Konflikt mit seinen künftigen Kollegen aus der Konservativen Partei brachte, als es um die Frage der Unabhängigkeit dieser wertvollen Kolonie ging.

Während Churchills Zeit in Indien trat ein tief schlummernder Minderwertigkeitskomplex an die Oberfläche. Er empfand sich als intellektuell unterlegen, was ihn anspornte, sich weiterzubilden. Er «beschloss, Geschichte, Philosophie, Wirtschaft und derlei Dinge zu lesen». Er bat seine Mutter «um Bücher ... zu diesen Themenbereichen. Sie kam dem bereitwillig nach, und jede Woche brachte mir die Post ein stattliches Paket mit, wie ich annahm, Standardwerken». ¹⁴ In *Meine frühen Jahre* schilderte er, wie er daraufhin «zu jener herrlichen Romanze aufbrach [seiner lebenslangen Freude an der Literatur] und ... mit vollen Segeln in einen strammen Wind segelte». ¹⁵

Von November bis Mai 1897 las er täglich vier bis fünf Stunden und verschlang Band für Band Geschichte, Philosophie, Poesie, Essays, Biografien und klassische Texte wie Gibbons' *Aufstieg und Fall des Römischen Weltreichs*, Macaulays *Geschichte von England*, Platons *Republik*, Sokrates, *Politik* von Aristoteles; Schopenhauers Gedanken über den Pessimismus; Malthus' *Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz* oder Darwins *Entstehung der Arten*. Was auch immer einem in den Sinn kommt, er las es und vertiefte sich sogar in die 27-bändigen Aufzeichnungen britischer Parlamentsdebatten und legislativer Entwicklungen, das *Annual Register*. Es war ein Marathon

der Selbstbildung, ein intellektuelles Trainingslager und eine bewusste Vorbereitung auf die grosse Rolle, in welcher er sich zunehmend sah: als Führer, als weiser Führer, den grössten Den kern verpflichtet und mit profunder Kenntnis der menschlichen Spezies und ihrer Nöte. Mit anderen Worten: Um einflussreich zu werden, muss man bereit sein, sich beeinflussen zu lassen.

Im Frühjahr 1897, nach zwei Jahren in Indien, war Churchill abermals rastlos. In Briefen an seine Mutter sprach er regelmässig von der Möglichkeit, ein Mitglied des Parlaments zu werden. Er kehrte nach London und zur Politik zurück, setzte sich mit der Konservativen Partei in Verbindung und bat sie, rasch ein paar Rede-Engagements für ihn zu organisieren. Am 26. Juni trat der damals 22-jährige Winston Leonard Spencer-Churchill schliesslich in die Fussstapfen seines Vaters, wie er es sich seit vielen Jahren gewünscht hatte, und hielt seine erste politische Rede.

Sein Auftritt kam recht gut an, doch war das letzte Wort kaum verklungen, als er Hals über Kopf zurück nach Indien aufbrach, wo ein Konflikt zwischen afghanischen Paschtunen und britischen und indischen Streitkräften ausgebrochen war. Churchill sicherte sich Aufträge vom *Daily Telegraph* und vom *Pioneer*, denen er mehrere Berichte schickte.

Ende 1897, nach wenigen anstrengenden Monaten an der Front dieses äusserst blutigen Konflikts, konnte Winston Churchill endlich ein wenig ausspannen. In typischer Churchill-Manier blieb er nicht untätig und nutzte seine Zeit, indem er nicht nur sein erstes Buch schrieb, eine detaillierte

Schilderung des Konflikts mit dem Titel *The Story of the Malakand Field Force*, sondern auch sein erstes und einziges fiktionales Werk, den Abenteuerroman *Savrola*, eine verschnupft aufgenommene Parodie der Londoner Gesellschaft, der in einer fiktiven Hauptstadt spielt, wo ein Diktator herrscht. Die weibliche Hauptfigur, die Ehefrau des Diktators, verlässt diesen wegen des Titelhelden Savrola – vermutlich eine Selbstdarstellung Churchills –, der vielsagend als jemand beschrieben wird, der «nur im Handeln Ruhe fand, Zufriedenheit nur in der Gefahr und den einzigen Frieden in der Verwirrung ... Ehrgeiz war die treibende Kraft, und er war unfähig, sich dieser zu widersetzen.»¹⁶

Das Gespenst von Lord Randolphs frühem Tod mit 44 Jahren war stets präsent. Sein Vater war als «Mann in Eile» beschrieben worden, was offenbar auch auf seinen Sohn zutraf.

Im Jahre 1898 reiste Churchill in den Sudan, um sich Lord Kitcheners Regiment anzuschliessen, das im Mahdi-Aufstand kämpfte. Dort setzte er seine Arbeit als Kriegsberichterstatter fort und nahm an einem der letzten grossen Kavallerieeinsätze der englischen Geschichte teil. Dabei habe er mindestens drei «Wilde» getötet, prahlte er.

Als er im März 1899 nach England zurückkehrte, hatte er bereits beschlossen, in die Politik zu gehen. Der Tod des Abgeordneten für Oldham, der im Juni des Jahres zu einer Ersatzwahl führte, bot ihm eine erste Gelegenheit.¹⁷ Er betrieb einen energischen Wahlkampf, blieb jedoch erfolglos. Da er aber niemand war, der sich mit einer solchen Enttäuschung aufhielt, kehrte er zur Kriegsberichterstattung zurück und

reiste nach Südafrika, um über einen neuen Konflikt zu berichten: den Burenkrieg.

Churchill warf sich ins Gemenge und machte sich einen Namen durch seinen Wagemut. Als die Nachricht England erreichte, dass ihn die Buren nach nur wenigen Wochen gefangen genommen hätten, gab es einen öffentlichen Aufschrei. Obwohl er seine zuverlässige Mauser-Pistole bei sich trug, beanspruchte er für sich den Status eines «Nicht-Kämpfenden», was den Buren freilich egal war. Statt darauf zu warten, dass sein Schicksal über diplomatische Kanäle verhandelt würde, wagte unser junger Abenteurer einen riskanten Ausbruch aus seinem Kriegsgefangenenlager in Pretoria und marschierte stundenlang durch die sengende südafrikanische Hitze, bis er schliesslich auf eine Eisenbahnlinie stiess, auf einen Zug zum Transvaal Highveld aufsprang und so in Freiheit gelangte. Mit jedem der fast 500 Kilometer, die Churchill auf seiner Flucht zurücklegte, wuchs seine Legende: Er blieb weitere sechs Monate in Südafrika und kostete seinen Ruhm aus, bevor er im Juli 1900 nach England heimkehrte. Unverzüglich machte er sich daran, seine politische Karriere wieder in Schwung zu bringen. Seine Bemühungen und sein Ruhm zahlten sich aus, und am 1. Oktober 1900 wurde Winston Churchill als Abgeordneter der Konservativen Partei ins Parlament gewählt. Das war zwei Monate vor seinem 26. Geburtstag.

Man könnte nun einwenden, seine Wahl sei ein frühes Beispiel für Prominentenpolitik, doch, wie der bekannte Churchill-Biograf Roy Jenkins in *Churchill: A Life* schreibt, glaubte Winston «an seinen Stern». Wie immer war eine Karriere freilich nicht genug. Er widmete sich weiterhin dem

Schreiben und unternahm eine Redetournee durch Grossbritannien, die Vereinigten Staaten und Kanada, auf welcher er sein Publikum mit Geschichten seiner südafrikanischen Heldentaten erfreute und dafür gewaltige Summen einstrich. Am 22. Januar erreichte ihn die Nachricht vom Tode Königin Victorias. Für die Nation brach nun ein neues Zeitalter an. Am Tag der Beerdigung kehrte er nach England zurück und nahm endlich seinen Sitz im Unterhaus ein. Jenkins schrieb in seiner Biografie, dass Churchill, «der während eines grossen Teils seiner späteren Karriere als letzter Viktorianer in der britischen Politik betrachtet wurde, durch seine Gier nach Redehonoraren die Gelegenheit versäumt hatte, den parlamentarischen Treueeid auf die Königin zu leisten. Als er am 14. Februar erstmals ins Parlament einzog, war es König Edward VII., dem er die Treue schwor.»¹⁸ Zugelassen war er jedoch, und am 18. Februar hielt er seine Jungferrede.

Vielleicht, weil er sich seines Rufs als Haudegen bewusst war, hielt sich Churchill in seinen ersten vier Jahren im Parlament mehr oder weniger zurück. Wie er es schon während seiner Zeit in Indien getan hatte, analysierte er zunächst sorgfältig, was er von seinen konservativen Parteigenossen und von den Oppositionsparteien hörte. Bald gelangte er zu dem Schluss, dass es nicht sein Ziel war, einen Sitz auf den Hinterbänken der Regierung einzunehmen. Er wollte über das Schicksal der Nation entscheiden. Es sollte noch weitere fast 40 Jahre dauern, bis er die Gelegenheit dazu erhielt.

Er blieb jedoch nicht lange ruhig. Bald hielt er Reden, in welchen er zur Frage höherer Regierungsausgaben für die Streit-

kräfte die Position seiner eigenen Partei in Frage stellte. In *Meine frühen Jahre* erinnerte er sich:

Ich war dafür, den [Buren-] Krieg, der nun erneut in planloser Weise ausgebrochen war, zu einem siegreichen Ende zu bringen; und zu diesem Zweck hätte ich weit grössere Truppenzahlen mobilisiert und Truppen von höherer Qualität organisiert, als wir tatsächlich einsetzten. Ich hätte indische Truppen gewählt ... Ich fand, wir sollten den Krieg durch Gewalt und Generosität beenden und dann schleunigst auf den Pfad von Frieden, Ausgabekürzung und Reform zurückkehren.¹⁹

Das Ende des Burenkrieges im Jahre 1902 bewirkte keinesfalls, dass Churchill seine Ansichten denen seiner Parteioberen anpasste. Am 31. Mai 1904 wechselte er die Fronten und schloss sich – zum Entsetzen des Parlaments – den Liberalen an. Seine enge Freundin Violet Bonham Carter schilderte Churchills Auftritt: «An der Tafel stehend, blickte er zu seinem gewohnten Platz unterhalb des Ministerganges, überflog rasch die gegenüberliegende Bank auf Seiten der Opposition, ging ein paar Schritte nach vorn, verbeugte sich vor dem Stuhl [des Sprechers], schwenkte plötzlich zur Rechten und nahm bei den Liberalen Platz.»²⁰ Bewusst setzte er sich neben David Lloyd George, wie er ein Gegenspieler Joseph Chamberlains.

Churchills politische Äusserungen während seiner ersten vier Jahre im Parlament sorgten dafür, dass er nun die liberalen Anstrengungen leitete, die Konservativen zu diskreditieren und die Segnungen des Liberalismus zu verkünden.

Nicht zuletzt dank der mächtigen Verbindung des jungen Wendehalses und seines verbissenen walisischen Mentors Lloyd George übernahmen die Liberalen schliesslich im Dezember 1905 das Ruder, als Arthur Balfour vom Amt des Premierministers zurücktrat. Churchill bot man die Rolle des Staatssekretärs für die Kolonien an. Es war eine unauffällige Position, die ihm aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen in Indien und Südafrika recht zupass war, und er machte seine Sache gut. Im April 1908 gelang es ihm, eine weitere Sprosse auf der Karriereleiter zu erklimmen: Er erlangte als Präsident der Handelskammer eine Position im Kabinett.

Der Sitz am Kabinettstisch war ein bedeutender Fortschritt, doch verblasste er in seiner kosmischen Bedeutung neben dem Platz, den er bald am Esstisch einer gewissen Lady St. Helier einnehmen sollte.

Eingeladen als «glücklicher Vierzehnter», damit die Gästezahl von 13 Personen vermieden würde, wandte sich Churchill der jungen Person neben sich zu und blickte in die Augen einer hübschen Dame, die nur sechs Monate später seine Frau wurde, und mit welcher er den Rest seines Lebens verbringen würde. Es war Clementine Hozier.

Clementine war dreiundzwanzig, die Tochter von Lady Blanche Hozier, und ihr Vater war ... nun ja, entweder Henry Montague Hozier oder Hauptmann William «Bay» Middleton oder der Ehemann von Lady Blanches Schwester, Algernon Freeman-Mitford, oder jemand ganz anderes ... Es war jedenfalls bekannt, dass sich Lady Blanche mehrere Liebhaber genommen und sich ihrer wieder entledigt hatte.

Die Sorbonne-Absolventin Clementine war als Debütantin ebenfalls sehr begehrt und bereits zweimal mit Sir Sydney Peel verlobt gewesen, Verbindungen, die sie jedoch wieder gelöst hatte.

Dank einer Laune abergläubischer Etikette bekam Churchill also die Gelegenheit, Eindruck auf eine Frau zu machen, die ihm nicht nur helfen würde, gegen seine eigenen Zweifel anzukämpfen, sondern auch gegen die Zweifel anderer; die an ihn glauben, ihn aber auch für schlechtes Verhalten rügen würde; die stets fest zu ihm halten und als wichtige Kraft in seinem Leben gelten würde; die, wenngleich selbst keine Politikerin, Ausstrahlung und Fähigkeiten betreffend den bedeutendsten Mitgliedern des Unterhauses in nichts nachstand; und die sich, trotz eigener seelischer Probleme, während seiner depressiven Phasen – dem berühmten «schwarzen Hund» – liebevoll um ihn kümmerte. Vor allem aber würde sie seine Interessen – und damit die Interessen ihres Landes – stets über ihre eigenen stellen.

Winston und Clementine waren einander hingebungsvoll zugetan. Liebevoll nannte er sie «Kat», sie ihn «Pug» oder «Pig». Da sie regelmässig getrennt waren, unterhielten sie ihr gesamtes Leben lang einen regen Briefverkehr und signierten häufig mit kleinen Zeichnungen ihrer jeweiligen Spitznamen-Tiere. Für Clementine brachte die Ehe mehr als nur die üblichen Umstellungen mit sich; sie war nun die Frau eines Parlamentsmitgliedes, und zwar eines, das sehr stark im Lichte der Öffentlichkeit stand. Nur wenige Monate nach ihrer Hochzeit war sie mit ihrem ersten Kind schwanger. Die zahlreichen Seitensprünge ihrer Eltern hatten zu deren Trennung

geführt, als Clementine gerade sechs Jahre alt war, daher war sie entschlossen, für ihre eigene Familie – und natürlich auch für Winston – ein stabiles heimisches Umfeld zu schaffen.

Am ii. Juli 1909 brachte Clementine ein Mädchen zur Welt, dem sie den Namen Diana gaben. So stark ihr Wunsch nach einem idyllischen Familienleben auch sein mochte, so traumatisch empfand sie Geburt und Mutterschaft. Winston, besorgt um den Zustand seiner Frau, unterstützte wenige Wochen nach Dianas Geburt ihr Bedürfnis nach einem Tapatwechsel. Clementine zog sich zu ihrer Schwester aufs Land zurück und liess das Neugeborene in der Obhut einer Amme zu Hause. Die Erholung allein beruhigte sie, und bald traute sie sich wieder, ihr Kind zu sich zu nehmen, bevor sie schliesslich nach London zurückkehrte.

Sie traf ihren Ehemann äusserst fähig an, denn beinahe gleichzeitig mit der Übernahme des Postens als Präsident der Handelskammer hatte er die Abgeordnetenwahl für den Bezirk Manchester Nordwest verloren, bei der ihm die Konservativen eine demütigende Niederlage beigebracht hatten. Er war niedergeschlagen, aber nicht mutlos. In seiner unermüdlichen Entschlossenheit bestieg er umgehend einen Zug nach Schottland und liess sich zwei Wochen später in Dundee zur Wahl aufstellen – welche er gewann. Erleichtert, da er nun einen, wie er fand, sehr sicheren Sitz ergattert hatte, konnte er sich auf die Umsetzung seiner radikalen Pläne für soziale Reformen konzentrieren und drückte sowohl einen Mindestlohn für die unteren Einkommenschichten als auch das Recht der Arbeiter auf eine Essens- und Erfrischungspause durch. Bald darauf folgten Initiativen zur Schaffung einer Ar-

beitslosenversicherung und einer Arbeitsvermittlung. Churchills politische Reputation war noch nie so gut gewesen, und Gleiches galt für das Verhältnis zu seinen Parteigenossen.

Die Liberale Partei gewann die Parlamentswahlen 1910 nur knapp. Wie vorherzusehen, wurde Churchill problemlos als Abgeordneter von Dundee wiedergewählt und bekam daraufhin den angesehenen Posten als Innenminister angeboten.

Als das Oberhaus (vollgepackt mit konservativen Adligen) die Verabschiedung des liberalen Haushalts (vollgepackt mit von Churchill geforderten Sozialreformen) blockierte, kam Grossbritanniens neuer König George V. zu Hilfe und erteilte dem Premierminister Herbert Asquith die Genehmigung, die Regierung aufzulösen und noch im selben Jahr eine zweite Parlamentswahl auszurufen. Asquith hoffte, dass die Popularität der von seiner Partei vorgeschlagenen Reformen ihr eine stärkere Mehrheit im Parlament einbringen und sie somit in die Lage versetzen würde, das Parliamentsgesetz zu verabschieden, welches von da an die Macht der Adligen beschneiden würde. Dies waren gute Nachrichten für die Liberalen, aber ein extrem schlechtes Timing für Churchill, der in seinem ersten grossen Karrieretief steckte, aus dem er nicht unbeschadet hervorgehen sollte.

Tausende von Bergarbeitern aus dem kleinen, tief in den walisischen Tälern gelegenen Dorf Tonypany waren gegen ihre Arbeitsbedingungen in einen Streik getreten. Die Situation war rasch eskaliert, und Aufstände waren ausgebrochen.

Die Presse verurteilte später den Innenminister, weil er

nicht unverzüglich das Militär entsandt habe, als es angefordert worden sei. Die Labour-Partei erging sich derweil in Geschichten über brutale Polizeigewalt und meinte, Churchills Reaktion sei zu ungeschickt gewesen. Die Geschichte hing für den Rest des 20. Jahrhunderts wie ein Mühlstein um seinen Hals.

In London standen die Dinge für Winston Churchill nicht besser. Im Januar 1911 waren bei einem fehlgeschlagenen Raubüberfall drei Polizisten von russischen Verbrechern erschossen worden, die sich nun im Londoner East End verschanzt hatten und aus den Fenstern ihres Hauses in der Sidney Street wahllos schossen. Zur Unterstützung der Polizei rief man die Schottische Garde herbei. Der Innenminister wurde per Telegramm verständigt. Sobald er von der Situation Kenntnis genommen hatte, eilte er dorthin, um mitzumischen. Churchill bahnte sich seinen Weg durch die Bewohner des East End. Mit seinem Zylinder und seinem fellbesetzten Mantel war er eine auffällige und hervorstechende Person. Als ein Teil des ersten Bildmaterials, das je über die Metropolitan Police gedreht wurde, landesweit in Kinos vorgeführt wurde, kam es zu Hohngelächter und Buhrufen. Der Film zeigte die tapferen, während der «Belagerung der Sidney Street» hart arbeitenden Polizisten, während ein verwirrt wirkender Innenminister, der so ganz und gar nicht ins Bild passen wollte, um eine Hausecke spähte.

Die Nachrichtenreporter machten sich über seine Aktion in der Sidney Street lustig, und die Karikaturisten der Fleet Street, die ahnten, dass er ihnen beruflich erhalten bliebe, spitzten ihre Bleistifte: Winston als Kasper, Winston als Clown, Winston als Napoleon, Winston als Landstreicher.

Sein ehemals guter Name wurde zunehmend mit Fehlritten, Patzern und Fehleinschätzungen in Verbindung gebracht. Dank seines angeborenen, extremen Selbstvertrauens blieb er dennoch felsenfest von seinen eigenen Fähigkeiten überzeugt.

Churchill, für seine vorbildliche Reaktion auf eine Krise in Marokko Mitte 1911 zum Ersten Lord der Admiralität befördert, war der Mann, der für Asquith die Marine aufmischen sollte. Es war keine leichte Aufgabe, und der neue Erste Lord begriff dies besser als manch anderer: «Ich dachte an die Gefahr für Grossbritannien, friedliebend, arglos, kaum vorbereitet, an seine Macht und seine Tugenden und an seine Mission von Vernunft und Fairness. Ich dachte an das mächtige Deutschland, das im Glanze seines Reiches emporrage und sich in seine umfassenden, kalten, geduldigen, ruchlosen Kalkulationen vertiefte.» Angesichts der nunmehr glaubhaften Bedrohung eines «Angriffs von Seiten Deutschlands, der jeden Tag stattfinden könnte»,²¹ musste die Marine verstärkt werden.

Der neue Posten bescherte Churchill grosszügige Vorteile wie die Yacht der Admiralität, die *Enchantress*, und eine fürstliche Unterbringung im Haus der Admiralität in Whitehall. Den zusätzlichen Wohnraum konnten die Churchills gut gebrauchen, als Clementine am 28. Mai 1911 nach schwieriger und aufzehrender Schwangerschaft einen Stammhalter zur Welt brachte. Sie nannten ihn Randolph.

Churchill begann mit der Schaffung eines Kriegsstabs nach dem Vorbild der Kriegskanzlei der Armee. Um herauszufinden, wie man am besten vorging und wo mögliche

Schwachstellen lagen, holte er dazu den Rat seiner Amtsvorgänger ein, Admirälen und anderen hohen Marineoffizieren. Er setzte einen Treibstoffwechsel von Kohle zu Öl durch, um die Geschwindigkeit der britischen Schlachtschiffe zu erhöhen. Insgesamt steigerte er die Marineausgaben von 39 Millionen Pfund auf über 50 Millionen. Seine vorrangige Absicht dabei war es, den Deutschen zu zeigen, dass, «was immer sie auch bauten, Grossbritannien mehr davon bauen würde».²² Europa befand sich im Strudel eines sehr öffentlichen Wettrüstens, das in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zu einer Erhöhung der Militärausgaben um 50 Prozent führte.

Churchills Kabinettskollegen waren sich der raschen Expansion der deutschen Streitkräfte zwar durchaus bewusst, dennoch fokussierten sich die Minister darauf, dass er mit seinem alten Freund Lloyd George, inzwischen Schatzkanzler, ihrer Meinung nach ein leichtes Spiel hatte. Roy Jenkins zufolge war Winstons «ärgster Feind»²³ kein anderer als der Kronanwalt, Sir John Simon, der Asquith gegenüber sofort anzudeuten begann, der Verlust Churchills wäre zwar bedauerlich, würde die Partei jedoch keinesfalls spalten und sie möglicherweise sogar stärken, da so die Fraktionen der Kriegsgegner und Kostensparer neuen Aufwind bekämen.

Auch von Seiten der Öffentlichkeit erfuhr Churchill Widerstand. Er hielt zwar Reden, in denen er nachdrücklich auf die Gefahren durch den Ausbau der deutschen Marine hinwies, doch schien diese Bedrohung weit entfernt. Wie Michael Shelden in *Young Titan* schreibt: «Für viele Menschen in Grossbritannien war die Vorstellung beinahe undenkbar,

dass sich diese beiden hochzivilisierten Nationen ein Armageddon auf See liefern könnten, bei welchem eine Gruppe Dreadnoughts [Schlachtschiffe] die andere beschoss.»²⁴

Als das Vertrauen in den Ersten Lord schwand, besannen sich die Liberalen langsam wieder auf ihre traditionelle Antikriegshaltung. Sogar Lloyd George bezeichnete Deutschland nun als friedliebende Nation. Churchill selbst fand sich als einsamer Säbelrassler am Strand wieder, an den plötzlich eine wahre Flut von Pazifisten angeschwemmt wurde. Er blieb jedoch unerschütterlich, und als am 28. Juni 1914 in Sarajewo jener schicksalsschwere Schuss fiel, wusste er um dessen Bedeutung und war vorbereitet.

«In ganz Europa gehen die Lichter aus, und wir alle werden sie in unserer Lebenszeit nie wieder leuchten sehen.»²⁵ Diese Worte des britischen Aussenministers Sir Edward Grey stammen vom Vorabend der Kriegserklärung Grossbritanniens an Deutschland vom 4. August 1914.

In den ersten Kriegsmonaten erlitt die Marine mit über 5'500 gefallenen Soldaten gewaltige Verluste. Churchills Handhabung jener frühen Phase wurde sowohl im Unterhaus als auch in der Presse kritisiert. Wie schon bei der Belagerung der Sidney Street waren die Briten verwirrt von Churchills Entscheidung, auf Ersuchen des Kabinetts persönlich in die belagerte Hafenstadt Antwerpen zu reisen. Offenbar glaubte er, diese irgendwie retten zu können. Nach nur einem Tag im Feld telegrafierte er an Asquith und bot an, sein Amt als Erster Lord niederzulegen «und das Kommando der Antwerpen zugeteilten Befreiungs- und Verteidigungs-

gungskräfte zu übernehmen».²⁶ Vielleicht war es seine Erfahrung aus den Kavallerieattacken der Armee oder die Aufregung, die er als Kriegsberichterstatter im Kugelhagel verspürt hatte. Was auch immer der Grund war, jedenfalls schien Winston unfähig, sich nicht in Bereiche ausserhalb seiner Zuständigkeit einzumischen. Sein Angebot, die Truppen in Belgien zu befehligen, wurde vom Premierminister abgelehnt, der ihm die sofortige Rückkehr nach England befahl. Churchill, der glaubte, er wäre der Einzige, der die Stellung halten könnte, blieb aber noch drei Tage und verschwendete keinen Gedanken daran, dass er damit sein Amt als Chef der Admiralität vernachlässigte. Am 7. Oktober kehrte er schliesslich nach England zurück, gerade rechtzeitig, um den Fall Antwerpens noch mitzuerleben.

Die Zeitungen berichteten über seine arrogante Mission, aber immer noch blieb er unerschütterlich von seinen eigenen Fähigkeiten überzeugt. Was als Nächstes folgte, ist in der britischen Militärgeschichte so berüchtigt, dass man nur den Namen zu erwähnen braucht: Gallipoli.

Durch die anti-russische Allianz des Osmanischen Reichs und Deutschlands von 1914 war das türkische Territorium zu einem wichtigen Schlachtfeld an vorderster Front geworden. Der Plan, den Churchill für eine bessere Alternative hielt, als in Flandern Stacheldraht zu kauen, sah vor, dass Grossbritannien sich in einer gemeinsamen Operation von Armee und Marine eine Passage durch die Dardanellen-Meerenge bahnen und dann Truppen auf der Halbinsel Gallipoli anlanden sollte. Danach würde eine Flotte von Schiffen

im landumschlossenen Marmarameer vor den Gestaden Konstantinopels (dem heutigen Istanbul) festmachen.

Man hoffte, dass die türkische Regierung durch solche Aktionen bewegt würde, sich aus dem Krieg zurückzuziehen und ein Friedensabkommen zu unterzeichnen, was den Briten über das Schwarze Meer Zugang zum Verbündeten Russland verschaffen würde.

Churchill setzte sich nicht nur im Kriegskabinettt vehement für dieses Vorhaben ein, sondern bedrängte auch die militärischen Führer, denen nun die Aufgabe zufiel, einen Plan umzusetzen, den sie bestenfalls für unausgegoren hielten. Rückblickend wird klar, dass die Planung oder vielmehr deren Ermangelung ein wesentlicher Faktor für den katastrophalen Ausgang der Dardanellen-Schlacht war. Statt eines zusammenhängenden, gut ausgeführten Planes gab es drei verschiedene Pläne, die gleichzeitig verfolgt wurden. Churchill gab der Option «nur Schiffe» den Vorzug; sein nächster Untergebener in der Befehlskette bei der Admiralität, der Erste Seelord Admiral Fisher, war für eine gemeinsame Operation von Armee und Marine; der Kriegsminister Lord Kitchener wiederum stand hinter einem «sich entfaltenden, von der Armee ausgehenden Plan».²⁷ Das Ganze wurde nur noch schlimmer durch den, wie Jenkins sich ausdrückt, «Siedekessel»²⁸ von Spannungen, die zwischen den drei Männern entstanden.

Gewohnt, seinen Willen zu bekommen, wurde Churchill am 28. Januar 1915 belohnt, als der britische Kriegsrat den von ihm vorgeschlagenen Marineangriff bewilligte. Nachdem mehrere fehlgeschlagene Versuche, einen Weg durch die verminten Meeressenge zu bahnen, mit dem Verlust dreier alliierter Schlachtschiffe endeten, beschloss man, Truppen

zu entsenden und zu versuchen, die Halbinsel Gallipoli einzunehmen. Hätten für den Fall eines Scheiterns der Marineoperationen hinreichende Pläne für den Einsatz von Bodentruppen vorgelegen, wäre bei deren Landung am 25. April nicht eine derart heillose Verwirrung darüber entstanden, ob nun die Armee oder die Marine den Einsatz leiten sollte. Wären die verbündeten Streitkräfte von Anfang an besser organisiert gewesen, hätten die osmanischen und deutschen Streitkräfte obendrein vermutlich kaum mehr als einen Monat Zeit gehabt, sich für eine unmittelbar bevorstehende Invasion zu wappnen.

Von dem Tage an, als Truppen auf der Halbinsel Gallipoli landeten, dauerte es noch acht blutige Monate, bis der Konflikt beendet war. Insgesamt fielen fast 400'000 Mann: 73'000 Briten und Iren, 36'000 Australier und Neuseeländer, 27'000 Franzosen, 4'800 Inder und 251'000 Osmanen. Die Verbündeten waren auf den heftigen Widerstand der türkischen Armee nicht vorbereitet gewesen, und im Januar 1916 kam man überein, dass als einzige Option nur noch die Evakuierung blieb.

Churchills Schicksal hing nicht vom Ausgang der Offensive ab, sondern war bereits lange vorher besiegelt worden, als der Rücktritt des Ersten Seelords Sir John Fisher am 15. Mai 1915 Stimmen von Kollegen laut werden liess, die ihn bereits für das Fiasko verantwortlich machten und seine Absetzung als Ersten Lord der Admiralität forderten. Im Licht solch harscher Kritik schlug Premierminister Asquith vor, eine Koalitionsregierung mit der Konservativen Partei zu bilden, deren einzige Bedingung es war, Churchill des Amtes zu

entheben. Churchill wurde fallengelassen und erhielt eine bescheidene Position als Kanzler des Herzogtums Lancaster.

Der Fehlschlag von Gallipoli kann zwar unmöglich ihm allein zur Last gelegt werden, doch die weit verbreitete Meinung – tief verwurzelt in dem kollektiven Bedürfnis, einen Sündenbock zu finden, und durch keine einzige öffentliche Untersuchung widerlegt – lautete, dass, die Katastrophe letztlich durch seine beratungsresistente Sturheit, sein Bedrängen der Admiräle und sein Versäumnis, grundlegende Schutzmassnahmen zu treffen, ausgelöst worden sei. Zu seiner Verteidigung lässt sich sagen, dass er schliesslich nicht Premierminister war und seine Beschlüsse sämtlich dem Kriegskabinet vorgelegt hatte, doch hatte er seine Pläne gegen die Einwände Kitcheners und seiner eigenen Kollegen bei der Admiralität durchgesetzt. In seiner Reaktion zeigte er sich jedoch nicht reumütig, sondern war vielmehr ausser sich. Zu einem Freund sagte er: «Ich bin am Ende ... am Ende mit allem, was mir wichtig ist – die Kriegführung, der Sieg über die Deutschen.»²⁹

Ein herabgesetzter und gedemütigter Churchill zog aus dem Admiralitätsgebäude aus, und Clemmie und Winston fanden sich von der Gesellschaft abgeschnitten, die sie in den vergangenen fünf Jahren so genossen hatten. Später erzählte Clementine Churchills Biograph Martin Gilbert, dies sei einer der schmerzlichsten Momente im Leben ihres Mannes gewesen, und sie habe «gedacht, er würde vor Kummer sterben».³⁰ Erzürnt über die Absetzung ihres Gatten, schrieb sie an Asquith: «Wenn Sie Winston über Bord werfen, begehen Sie damit einen Akt der Schwäche, und Ihre Koalitionsregierung wird keine so formidable Kriegsmaschine sein wie die derzei-

tige Regierung.»³¹ Der Premierminister blieb ungerührt. Als ein neues Kriegskabinett zusammengestellt wurde und Churchill nicht zu dessen Mitgliedern gehörte, beschloss dieser, sich vollständig aus den Regierungsgeschäften zurückzuziehen und sich an der Westfront wieder der Armee anzuschließen.

Zunächst kehrte er zu seiner alten Brigade, den Queen's Own Hussars, zurück, doch schon bei der Ankunft in Frankreich wurde er mit einem Auto abgeholt und direkt ins Generalhauptquartier in Saint-Omer gebracht.

Bei einem Champagner-Dinner bot man ihm einen begablichen Posten als Adjutant des Oberkommandeurs Sir John French oder den aktiven Dienst an der Front an. Es mag zwar nicht überraschend sein, dass er sich für den Fronteinsatz entschied, doch spiegelte diese Entscheidung mehr als nur sein Faible für Abenteuer wider. Sie ermöglichte ihm, sich im Kampf für eine Sache hervorzutun, an die er aufrichtig glaubte, und dadurch seine Hände vom Blut Gallipolis reinzuwaschen.

Nach nur zwei Wochen in Frankreich ersuchte Churchill General French, ihm die Leitung einer Brigade zu übertragen. Mit derart geringer Erfahrung in einer solchen Rolle und auf Anraten des Premierministers, der eine Gegenreaktion fürchtete, wies French das Ansinnen ab und drängte Churchill, stattdessen den Befehl über ein kleineres Bataillon zu übernehmen. Dazu wurde er in den Rang eines Oberstleutnants versetzt und zum Befehlshaber über die 9. Division der 6. Königlich-Schottischen Füsiliere gemacht. Ende Januar 1917 wurde sein Regiment an die belgische Front versetzt, wo Churchill dreieinhalb Monate in den Schützengräben zu-

brachte. Der Einsatz war nicht Teil einer Grossoffensive, duldete jedoch keinen Aufschub, da «das Granatfeuer der Deutschen unablässig war, und das Feuer aus Maschinengewehren und Gewehren eine stete Gefahr darstellte»³²

Zu Hause bemühte sich Clementine weiterhin um den politischen Ruf ihres Ehemannes, doch da sich die Regierung Asquith in Aufruhr befand und Churchills fehlgeschlagene Gallipoli-Offensive im Unterhaus debattiert wurde, fürchtete sie, dass es eine Weile dauern könnte, bis sich die Feindseligkeit wieder gelegt hätte. Trotz ihrer Sorge um seine Sicherheit riet sie ihrem Mann daher, seine Rückkehr nicht zu überstürzen. «Um ein grosser Mann zu sein, muss das eigene Handeln vom einfachen Volk verstanden werden können», schrieb sie. «Deine Beweggründe, nach Frankreich zu gehen, waren leicht verständlich – Deine Beweggründe für eine Rückkehr bedürfen der Erklärung.»³³ Nachdem er während eines einwöchigen Heimaturlaubs im März 1917 eine katastrophal aufgenommene Rede im Unterhaus gehalten hatte und dadurch in eine noch schlechtere Position als zuvor geraten war, ignorierte Churchill jedoch den Ratschlag seiner Frau und kehrte am 7. Mai nach London zurück, um sein ramponiertes Image aufzupolieren.

Churchill sollte fast drei Jahre und eine ganze Reihe von Posten benötigen, bis er wieder eine höhere Kabinettsposition bekleidete. In dieser Zeit wurde zwischen den Alliierten und Deutschland der Waffenstillstand unterzeichnet. Vier Tage später, am 15. November 1918, brachte Clementine ihr viertes Kind zur Welt, ein Mädchen namens Marigold.

Der neu gewählte Premierminister David Lloyd George setzte grosses Vertrauen in seinen alten Freund, als er ihn im Januar 1919 zum Kriegsminister ernannte. Beinahe sofort begann Churchill damit, hinter den Kulissen dafür zu sorgen, dass immer noch in Russland stationierte alliierte Truppen im Russischen Bürgerkrieg die Weisse Armee unterstützten. Churchill sah im Bolschewismus eine der grossen Bedrohungen der britischen Demokratie und brachte, wie Jenkins erläutert, wieder einmal seine Überzeugung zum Ausdruck, «dass für eine ins Auge gefasste Aufgabe Wille und Optimismus wichtiger waren als angemessene Ressourcen».³⁴ Sein Plan für eine Offensive in Nordrussland, um die Transsibirische Eisenbahn einzunehmen, endete mit Rückzug und totaler Niederlage und festigte die verbreitete Meinung, er sei ein kopfloser militärischer Abenteurer, dem man nicht trauen könne.

Selbst Lloyd George verlor das Vertrauen in seinen Kriegsminister und machte ihn 1921 zum Kolonialminister. Dies war immer noch ein hoher Kabinettsposten, der es Winston zumindest ermöglichte, in jenem Frühjahr mit Clementine zur Nahostkonferenz nach Kairo zu reisen. Es war eine glamouröse koloniale Angelegenheit, und während seines Aufenthalts machte das Paar dort Bekanntschaft mit keinem Geringeren als Oberst T.E. Lawrence («Lawrence von Arabien») und der Forscherin Gertrude Bell. Im April kehrte Clementine nach London zurück, weil sie die tragische Nachricht erhalten hatte, dass sich ihr Bruder, ein charmanter, aber bekannter Spieler, in einem Pariser Hotelzimmer erschossen hatte. Clemmie und Winston hatten ihm beide sehr nahege-

standen, daher traf die Nachricht das Paar hart. Dann, wenige Monate später, starb Winstons Mutter.

Nach diesen beiden Verlusten herrschte im Hause bereits tiefe Trauer, als Clementine einen Anruf erhielt: Ihr jüngstes Kind, Marigold, war an einer schweren Septikämie erkrankt. Das Paar eilte zu ihr und hielt die ganze Nacht über Wache. Am Abend des 22. August erlangte Marigold kurz das Bewusstsein wieder und bat ihre Mutter, ihr «Bubbles» vorzusingen, ihr Lieblingslied. Clemmie nahm all ihren Mut zusammen und begann: «I'm forever blowing bubbles ...», bis Marigold eine Hand auf den Arm ihrer Mutter legte und sagte: «Heute Abend nicht ... sing es morgen zu Ende.» Sie starb am Morgen darauf mit den Eltern an ihrer Seite. Später erzählte Winston seiner Tochter Mary, dass «Clementine in ihrem Schmerz eine Folge wilder Schreie von sich gab, wie ein Tier unter Todesqualen».³⁵

Es war ein Schmerz, der die beiden nie mehr verliess. Dennoch sprachen sie selten darüber. Mary Soames schildert, wie ihre Mutter mit typisch steifer Oberlippe «sich nicht in ihrem Kummer vergrub, sondern diesen vielmehr unterdrückte und sich dem Leben zuwandte».³⁶ Man riet ihr und Winston, Urlaub zu machen, also reisten sie im Januar 1922 nach Frankreich, wo Clementine feststellte, dass sie erneut schwanger war. Kaum ein Jahr nach dem Tod von Marigold hiessen die Churchills Mary willkommen, ihr fünftes und letztes Kind, gerade rechtzeitig, um die andere Bereicherung ihres Familienlebens zu besuchen: ein 56 Kilometer südlich von London in Kent gelegenes Landhaus namens *Chartwell*.

Das Haus, das – vielleicht neben Downing Street Nr. 10

– die berühmteste Adresse der Churchills werden sollte, war ein wenig heruntergekommen und würde bei der Renovierung ein kleines Vermögen verschlingen. Clementine hasste es, tat aber ihr Bestes, damit es dort gemütlich wurde, denn sie wusste, dass Winston immer schon von einem festen Zweitwohnsitz auf dem Land geträumt hatte.

Einen sichereren Hafen hätte sich Churchill zu keinem besseren Zeitpunkt zulegen können, da Lloyd Georges Koalition kurz vor dem Auseinanderbrechen stand. Im Oktober 1922 war der Premierminister zum Rücktritt gezwungen. Parlamentswahlen wurden einberufen, doch Churchill lag mit einer Blinddarmentzündung danieder und fühlte sich nicht fit genug, um als Abgeordneter für Dundee Wahlkampf zu betreiben. Das Ergebnis war ein Desaster: «Sein ‚Sitz auf Lebenszeit‘ von 1908 war ihm in den Händen zerronnen.»³⁷

Das Paar beschloss, einen ausgedehnten sechsmonatigen Urlaub an der französischen Riviera zu machen, damit Winston sich erholen könnte. Als man ihn 1915 aus der Admiralität entliess, hatte er zu malen begonnen; nun verschaffte ihm seine unerwartete Arbeitslosigkeit reichlich Zeit, um sich wieder mit seinem alten Hobby anzufreunden. Im Sommer 1923 kehrten die Churchills nach Hause zurück, um die letzten Renovierungsarbeiten in Chartwell zu überwachen. Clementine war immer noch besorgt hinsichtlich der Finanzen, doch für Winston war das Land ein Ort des Trosts. Er konnte schreiben und malen und hatte Spass daran, bei den Renovierungsarbeiten mit anzupacken.

Da Winston Churchill aber nun einmal Winston Churchill war, konnte er nicht lange von der Politik lassen. Im Vorfeld des 1924er-Wahlkampfes gelang es ihm nicht, einen Sitz für die Liberalen zu ergattern, und auch sein Versuch, parteiunabhängig zu kandidieren, blieb erfolglos. Er fand, die Liberalen und die Konservativen sollten nicht gegeneinander, sondern Zusammenarbeiten. Im April des Jahres war er überrascht zu hören, dass in konservativen Kreisen davon die Rede sei, ihn durch einen unbestrittenen Sitz in Epping, London, in die Partei zu holen. Churchill zögerte kurz, dann willigte er ein, abermals die Seite zu wechseln. Für den Rest seines Lebens blieb er ein Konservativer.

Sein Wahlkampf war geprägt von einer stark anti-sowjetischen Agenda, und er stand dem Wunsch der Labour-Partei nach einem Abkommen zwischen England und der Sowjetunion äusserst kritisch gegenüber. Seine Haltung sprach den Wählern aus dem Herzen, so dass er mit grosser Mehrheit gewann. Der neue Premierminister Stanley Baldwin belohnte ihn, indem er ihn zum Schatzkanzler machte. Bei der Amtsübernahme soll Churchill zu Baldwin gesagt haben: «Das stillt meinen Ehrgeiz. Ich habe immer noch die Kanzler-Robe meines Vaters. Ich bin stolz, Ihnen in diesem herrlichen Amt dienen zu können.»³⁸ Herrlich war es in der Tat, da es als Willkommens-Vergünstigung eine Unterkunft in der Downing Street Nr. 1 mit sich brachte, ein Haus, das Clementine und die Kinder liebten und welches sie viereinhalb Jahre lang bewohnten.

Churchills überbordendes Selbstvertrauen hatte unter seiner politischen Abwesenheit und seinen zahlreichen Fauxpas

nicht gelitten, doch seine Zeit in der Schatzkanzlei wurde von mehreren Kontroversen getrübt. Die erste war eine Fiskalpolitik, die Grossbritanniens Wirtschaft in die Rezession stürzte und landesweit zu Streiks führte. Die Idee einer Rückkehr zum Goldstandard (den Grossbritannien 1931 aufgegeben hatte, um den raschen Verfall des Pfundes zu bremsen) war bereits in Umlauf, bevor die Baldwin-Administration die Regierung übernahm, und anfangs hatte Churchill noch grosse Bedenken. Er recherchierte gründlich und holte den Rat von Kollegen und Wissenschaftlern ein. Darunter war ein aufgeweckter junger Cambridge-Ökonom namens John Maynard Keynes, der ein Pamphlet mit dem Titel *The Economic Consequences of Mr. Churchill* (Die wirtschaftlichen Folgen von Herrn Churchill) verfasste, in welchem er behauptete, eine Rückkehr Grossbritanniens zu diesem Vorkriegs-Geldsystem wäre katastrophal für Wirtschaftswachstum und Beschäftigung. Leider fand die Idee breite Unterstützung bei der Konservativen Partei und den Parlamentsausschüssen. Unter den Augen seiner Familie, die ihm von der Galerie aus zusah, führte Churchill in seinem Haushalt vom April 1925 den Goldstandard wieder ein.

Es ist allgemein anerkannt, dass dies die grösste politische Fehlentscheidung der Regierung Baldwin war, und Churchills Name wurde im selben Atemzug genannt. Keynes' Vorhersagen erwiesen sich als zutreffend – das Pfund wurde für den Export zu stark, und die Auswirkungen auf die britische Industrie, insbesondere die Kohleförderung, waren katastrophal. Auf dem Höhepunkt des 1926 folgenden Generalstreiks, des einzigen landesweiten Streiks in der Geschichte Grossbritanniens, legten 1,75 Millionen Menschen die Arbeit

nieder. Churchills Reaktion, die Entsendung von Truppen, wurde von Baldwin gemildert, der darauf bestand, dass die Soldaten keine Waffen tragen dürften. Während im Hyde Park Stacheldraht ausgerollt wurde, machten sich die Angestellten und Geistesarbeiter ans Werk, um einige Dienste aufrechtzuerhalten: Gendemen mit Eton-Krawatten fungierten als Gepäckträger am Bahnhof Waterloo, fuhren Loks und Busse, trugen Zeitungen aus. Churchill ging persönlich zu den Docks und versuchte, die Unruhen zu unterdrücken. Aus Angst vor einem grösseren Ausbruch von Gewalt gaben die Gewerkschaften nach. Der Streik wurde in nur zehn Tagen beigelegt, doch warf man Churchill ungeschicktes Eingreifen vor.

Der Generalstreik blieb der Nation lange im Gedächtnis, und da die Arbeitslosigkeit nach wie vor hoch war, verloren die Konservativen bei den Parlamentswahlen 1929 ihre Mehrheit. Stanley Baldwin trat zurück. Churchill behielt seinen Sitz in Epping, entfremdete sich jedoch aufgrund unterschiedlicher Meinungen in Kernpunkten während der folgenden zwei Jahre von seiner Partei.

Winston Churchill zog sich nach Chartwell zurück und nahm das Malen und Schreiben wieder auf. Ohne sein Kabinettsinkommen und nach gewaltigen finanziellen Verlusten durch den Wall Street Crash von 1929 sahen sich die Churchills erneut gesellschaftlich abgeschnitten und – durch Winstons unmässige Ausgaben für Zigarren und Champagner – obendrein knapp bei Kasse.

Es war eine Isolation, die zehn Jahre dauern sollte.

Obleich sein politischer Status arg beschnitten war, gab es Themen, über die er nach seinem Empfinden viel zu viel

wusste, um der Öffentlichkeit seine Meinung vorzuenthalten. Im Jahre 1931 ging es um die indische Selbstbestimmung. Hier fand er sich erneut auf der falschen Seite der Geschichte und seiner eigenen Partei wieder, war er doch strikt dagegen, dass man Indien, ähnlich wie Kanada, Australien und Neuseeland, den Status eines sogenannten Dominion zuerkannte. Vielmehr fürchtete er, dass die Garantie eines Dominion-Status das Ende des britischen Weltreiches in Indien bedeutete – die neue indische Regierung würde versuchen, Grossbritannien und die Briten so bald wie möglich aus dem Land zu entfernen.

Die Gegenseite vertrat der Vizekönig von Indien, Lord Irwin, besser bekannt als Viscount Edward Halifax. Trotz Halifax' Verbindungen zum König und den höheren Kreisen der britischen Aristokratie waren seine Gedanken zu diesem Thema überraschend fortschrittlich. Er stand am Ende seiner Amtszeit als Vizekönig und glaubte nach Jahren der Gewalt und des zivilen Ungehorsams, dass die Garantie eines Dominion-Status tatsächlich der richtige Weg zu einer friedlichen Lösung sei. Baldwin unterstützte den Vorschlag des Vizekönigs und verkündete, seine Partei werde die Umsetzung als «oberste Pflicht» betrachten, sollte sie künftig wieder an die Macht gelangen.

Da er einst zum liberal gesinnten Flügel der Konservativen gehört hatte, sah sich Churchill genötigt, aus dem Schattenkabinett auszutreten. Roy Jenkins schreibt dazu: «Indien blieb für Churchill ein zentrales politisches Thema, das ihn viel Energie kostete und ihn für mindestens drei weitere Jahre tiefer in ein Miasma untätiger Isolation trieb.»³⁹

Zurück im politischen Niemandsland, konzentrierte sich

Churchill auf sein Schreiben und unternahm Tournées durch die Vereinigten Staaten, wo er Reden hielt und in Radiosendungen zu Gast war. Nach wie vor sprach er regelmässig im Unterhaus zu Themen wie Finanzen und internationale Sicherheit, wenn auch seine Ansichten zu Indien ihn hatten realitätsfremd erscheinen lassen. Viele betrachteten das Ende des Ersten Weltkriegs ohnehin als das Ende des britischen Weltreichs, doch Churchill, als Kind der viktorianischen und edwardianischen Ära, hielt einer weltweiten britischen Präsenz unerschütterlich die Treue.

Churchills Überzeugung, dass Deutschland unter Hitlers rasch wachsender Nationalsozialistischer Partei die grösste Bedrohung für Grossbritannien darstellte, fusste hingegen auf umfassender Sachkenntnis. Hatte er sich von der damaligen indischen Gesellschaft selbst kein Bild gemacht, so hatte er Deutschland ausgiebig bereist. Dort hatte er «all diese Gruppen stämmiger teutonischer Jugendlicher [gesehen], die durch die Strassen und Gassen Deutschlands marschierten, in ihren Augen der brennende Wunsch, für das Vaterland zu leiden».⁴⁰ Ihm war klar: Aus dieser nationalen Sehnsucht, ein verlorenes Selbstwertgefühl wiederzuerlangen, würde der Ruf zu den Waffen erwachsen; als Nächstes käme die Forderung nach Rückgabe verlorener Gebiete.

Schon im April 1933 hielt Churchill vor dem Unterhaus eine lange und beeindruckende Rede über die Natur dieser Bedrohung. Er sagte, er glaube, dass Deutschland «nach dem Grossen Krieg glimpflich davongekommen» sei. Den Alliiert-

ten sei versprochen worden, «dass [Deutschland] eine Demokratie mit parlamentarischen Institutionen werde», doch:

... all das ist hinweggefegt worden. Wir haben es mit einer Diktatur zu tun – einer äusserst grausigen Diktatur. Mit Militarismus und der Förderung aller Formen des Kampfes, von der Wiedereinführung des Duells an den Universitäten bis zum Bildungsminister, der den ausgiebigen Gebrauch der Rute an Grundschulen empfiehlt. Es gibt dort allerlei martialische oder streitlustige Manifestationen und obendrein diese Judenverfolgung, von welcher viele ehrenwerte Mitglieder gesprochen haben und die niemanden kaltlässt, der findet, dass Männer und Frauen das Recht haben, in der Welt zu leben, in die sie geboren wurden, und ein Recht haben, ein Dasein zu führen, das ihnen bis dato unter den herrschenden Gesetzen ihres Geburtslandes garantiert war ...⁴¹

Im Parlament, in Zeitungsartikeln und in zahlreichen Briefen an Kollegen gab Churchill weitere solcher Warnungen aus, doch nur einmal in einer Sendung der BBC, deren Gründer John Reith Churchill als Extremist betrachtete. Reith verhinderte praktisch, dass sich Winston öffentlich in der Sache äusserte. Im Jahre 1935 war die britische Regierung jedoch übereingekommen, dass Deutschland das Recht auf Wiederbewaffnung habe und gemäss dem Deutsch-britischen Flottenabkommen seine Marine bis zu einer Grösse von 35 Prozent der britischen aufbauen dürfe.

Als der konservative Premierminister Ramsay MacDonald im Juni 1935 aus gesundheitlichen Gründen zurücktrat,

folgte ihm Churchills alter Freund Stanley Baldwin im Amt nach, doch war er ein zu starker Befürworter der Befriedung und der Politik seines Vorgängers. Inzwischen berichtete die Presse über die Gräuelt, die unter der Nazi-Herrschaft begangen wurden, was viele Briten verwirrte, die fanden, Deutschland habe für seine Niederlage im Ersten Weltkrieg bereits teuer genug bezahlt. Andererseits war die Angst vor der sowjetischen Bedrohung gross. Wie Martin Gilbert in *The Roots of Appeasement* schreibt, «behauptete Hitler selbst, als oberster Bewahrer Europas gegen die Ausbreitung des Kommunismus zu handeln»,⁴² so dass insbesondere die englische Oberschicht ihn nur ungern als gefährlich verurteilen wollte.

Hitlers militärische Ambitionen setzten sich fort. Im März 1936 marschierten deutsche Truppen in das entmilitarisierte Rheinland ein, ein Bruch der Verträge von Versailles und Locarno. Die Briten waren jedoch vollauf mit einer durch die Abdankung Edward VIII. ausgelösten Krise beschäftigt. Der König hatte zuvor seinen Wunsch erklärt, die geschiedene Amerikanerin Wallis Simpson zu heiraten – eine Angelegenheit, die Churchill als Befürworter der romantischen Verbindung einmal mehr auf die Gegenseite der Regierung gestellt hatte. Aversionen gegen den blossen Gedanken an einen neuen Krieg bewirkten, dass die Öffentlichkeit sich wenig daran störte, wenn Deutschland Gebiete mit deutschsprachiger Bevölkerung annektierte.

Die britische Regierung hatte in den vergangenen Jahren eine gewisse Wiederaufrüstung betrieben, doch befand sich das Land keinesfalls in der Lage, als Reaktion auf Hitlers jüngsten Coup militärische Sanktionen in Betracht zu ziehen.

Churchill warnte: Sollte Deutschland unbehelligt bleiben, wäre es nur eine Frage der Zeit, bis es seinen Blick auf Österreich, Polen, die Tschechoslowakei und Rumänien richtete. Er riet dazu, die britische Wiederaufrüstung zu beschleunigen. Von Seiten der Öffentlichkeit erfuhr er nun zunehmend Unterstützung, doch die Regierung Baldwin diskreditierte ihn immer noch als vermeintlichen Kriegstreiber. Als Neville Chamberlain im Mai 1937 Baldwin als Premierminister ablöste, blieb Churchill dem Kabinett hauptsächlich deshalb fern, weil die beiden im Laufe ihrer politischen Karrieren regelmässig aneinandergeraten waren, jüngst über die Beziehungen zu Deutschland und die Abdankungskrise.

Obwohl sich Chamberlain aktiv für Aussenpolitik zu interessieren begann, unterschied sich seine Haltung gegenüber Deutschland nicht von der seines Vorgängers. Aussenminister Anthony Eden hingegen teilte Churchills Sicht. Eden misstraute Deutschland bereits und glaubte, dass sowohl Chamberlains Deutschland-Politik als auch seine Milde gegenüber dem italienischen Diktator Benito Mussolini (im Gefolge der durch den Einmarsch des faschistischen Italiens ausgelösten Abessinien-Krise) schwere Fehler seien. Damit distanzierte sich Eden von der neuen Regierung. Diese Kluft vertiefte sich, als Lordratspräsident Lord Halifax von Chamberlain aufgefordert wurde, sich in Auslandsangelegenheiten stärker einzubringen. Im Oktober 1937 überredete der Premierminister Halifax, während seines Deutschlandbesuchs eine Einladung zu einem Jagdausflug mit Hitler anzunehmen.

Eden hatte sich vehement gegen dieses Treffen ausge-

sprochen und fühlte sich vom neuen Premierminister hintergangen. Er erteilte Halifax strikte Anweisungen, gegenüber Hitlers Absichten bezüglich Österreich, der Tschechoslowakei und Polen eine harte Linie zu vertreten. Seit Hitler an der Macht war, hatte dieser jedoch eine aussergewöhnliche Begabung an den Tag gelegt, britische Politiker zu verführen – und Halifax stellte keine Ausnahme dar. Als er von seinem Treffen in Deutschland zurückkehrte, sang er Loblieder auf den Führer. Gegen Edens Ratschlag teilte er dem Kabinett mit, er habe die Gelegenheit genutzt, Hitler zu versichern, dass Grossbritannien durchaus zugänglich sei, was Gespräche über eine deutsche Gebietsannexion in Mitteleuropa und die Wiederherstellung der einstigen, aufgrund der Friedensverträge abgetretenen Kolonien betreffe. Halifax' Beteuerung, er glaube tatsächlich, dass Hitler nicht die Absicht habe, einen Krieg zu beginnen, traf bei Eden auf taube Ohren und markierte den Anfang vom Ende seiner Laufbahn als Aussenminister.

Am 20. Februar 1938 reichte Eden seinen Rücktritt ein, und Neville Chamberlain ernannte Lord Halifax zu seinem Nachfolger. Churchill war am Boden zerstört und erinnerte sich später in seinen Memoiren:

Mir sank das Herz, und eine Weile lang überfluteten mich die dunklen Wasser der Verzweiflung ... Ich hatte nie Probleme mit dem Schlafen gehabt ... doch in dieser Nacht des 20. Februar 1938, und auch nur dieses eine Mal, fand ich keinen Schlaf. Von Mitternacht bis zum Morgengrauen lag ich in meinem Bett, aufgezehrt von Gefühlen des Kummers und der Angst. Es schien, dass

eine starke, junge Person diesen langen, ungunstigen und nachziehenden Fluten von Richtungslosigkeit und Unterwerfung entgegengetreten war, von Fehleinschätzungen und schwächlichen Impulsen. Freilich hätte ich vieles anders gemacht als er [Eden], doch in diesem Augenblick schien er mir die Lebenshoffnung des britischen Volkes zu verkörpern, der grossen alten britischen Rasse, die so viel für die Menschen getan und noch einiges mehr zu geben hatte. Nun war er fort. Ich schaute zu, wie das Tageslicht langsam durch die Fenster hereinkroch, und sah vor meinem geistigen Auge eine Todesvision.⁴³

Zwei Tage später, als die deutsche Annexion Österreichs im Gange und der mögliche Verlust der Tschechoslowakei vorstellbar geworden waren, warnte Churchill das hohe Haus eindringlich vor den Kosten der Appeasement-Politik: «Ich sage voraus, dass der Tag kommen wird, an dem Sie an dem einen oder anderen Punkt wegen der einen oder anderen Sache Widerstand leisten müssen, und ich bete zu Gott, dass wir, wenn dieser Tag kommt, nicht feststellen müssen, dass wir durch eine unkluge Politik dabei ganz alleine dastehen.»⁴⁴

Inzwischen gab es an Hitlers Absichten keinerlei Zweifel mehr. Churchills Befürchtungen bestätigten sich im September 1938, als Neville Chamberlain nach Deutschland reiste, um einen englisch-französischen Vorschlag hinsichtlich des Sudetenlands zu überbringen, dem sowohl die tschechische als auch die sudetische Führung prinzipiell zugestimmt hatten. Der Plan schlug fehl. Dazu Gilbert: «Hitler, wütend darüber, dass sich die Sudeten mit einer Autonomie innerhalb

der Tschechoslowakei zufriedengeben würden, stachelte sie dazu auf, mehr zu fordern. Als sie sich widerwillig zeigten ... lehnte Hitler den Vorschlag öffentlich und vehement ab.»

Nun, da sich Churchills Vorhersagen bewahrheiteten, nahm ihn die Regierung endlich wieder in ihren Reihen auf – in gewisser Hinsicht. Obgleich er kein Kabinettsmitglied war, beteiligte sich Churchill in den Wochen nach Chamberlains erfolglosem Treffen mit Hitler an vielen Sitzungen mit dem Premierminister und dem Aussenminister. Seine Parlamentskollegen indes zögerten immer noch, seinen Rat anzunehmen und sich einzugestehen, dass die Befriedungspolitik versagt hatte.

Chamberlain drängte auf weitere Verhandlungen mit Hitler und reiste nach München, um die Sache zu erledigen. Churchill bekniete Chamberlain, «den Deutschen mitzuteilen, dass wir uns sofort mit ihnen im Krieg befänden, sollten sie einen Fuss in die Tschechoslowakei setzen».⁴⁵ Sein Bitten blieb ungehört. Als Chamberlain am 30. September nach kaum mehr als einem Verhandlungstag zurückkehrte, wurde er auf dem Rollfeld von einer Gruppe seiner Anhänger erwartet. Er schritt die Stufen vom Flugzeug hinab, schwenkte das unterzeichnete Stück Papier, das als Münchner Abkommen in die Geschichte eingegangen ist, und verkündete vor den anwesenden Pressevertretern freudestrahlend, das Abkommen sei «symbolisch für den Wunsch unserer beiden Völker, nie wieder in den Krieg zu ziehen».⁴⁶ Tatsächlich glaubten viele, dass er auf sämtliche Forderungen Hitlers eingegangen sei. Während der viertägigen Unterhaus-Debatte zu dieser Frage wartete Churchill auf den Augenblick, an

dem er die grösste Wirkung erzielen könnte. Am dritten Sitzungstag um 17.10 Uhr hielt er eine vernichtende 45-minütige Rede über die fünf Tage zurückliegenden Ereignisse:

Ich möchte ... mit der unpopulärsten und unliebsamsten Sache beginnen. Ich möchte eingangs sagen, was alle gern ignorieren oder vergessen würden, was aber nichtsdestotrotz ausgesprochen werden muss, nämlich, dass wir eine totale und vollständige Niederlage erlitten haben ... Das Äusserste, was er [Chamberlain] für die Tschechoslowakei und in den hier diskutierten Angelegenheiten erreichen konnte, ist, dass der deutsche Diktator seine Viktualien nun nicht selbst vom Tisch schnappen muss, sondern diese Gang für Gang serviert bekommt ... Es ist alles vorbei. Schweigend, trauernd, verlassen und gebrochen versinkt die Tschechoslowakei in der Finsternis ... Was ich unerträglich finde, ist, wie unser Land in den Machtbereich, in den Orbit und unter den Einfluss von Nazi-Deutschland gerät, wie unsere Existenz zunehmend von ihrem guten Willen und ihrer Gunst abhängig wird ... Wir möchten nicht den Weg beschreiten, ein Satellit der deutschen Nazi-Vorherrschaft über Europa zu werden. In sehr wenigen Jahren, vielleicht schon in wenigen Monaten, werden wir mit Forderungen konfrontiert sein, denen nachzukommen man zweifellos von uns erwartet. Diese Forderungen könnten die Überlassung von Gebieten oder das Opfer unserer Freiheit betreffen ... Ich hege keinen Groll gegen unser loyales, tapferes Volk, das bereit war, ungeachtet der Kosten seine Pflicht zu tun ... Doch die

Menschen sollten die Wahrheit erfahren. Sie sollten wissen, dass es in unserer Verteidigung schwere Versäumnisse und Defizite gegeben hat; sie sollten wissen, dass wir eine Niederlage ohne Krieg erlitten haben, deren Folgen wir noch lange Zeit spüren werden; sie sollten wissen, dass wir einen furchtbaren Meilenstein in unserer Geschichte passiert haben und das gesamte europäische Gleichgewicht aus den Fugen geraten ist. Für die westlichen Demokratien gelten einstweilen die schrecklichen Worte: «Gewogen wurdest du auf der Waage und zu leicht befunden.» Und glauben Sie bloss nicht, dies wäre das Ende. Dies ist erst der Anfang der Abrechnung. Dies ist nur der erste Schluck, der erste Vorgeschmack eines bitteren Kelches, sollten wir nicht durch eine göttliche Genesung von moralischer Gesundheit und Kampfgeist wieder auferstehen und wie in alter Zeit für die Freiheit eintreten.⁴⁷

Weniger als ein Jahr später, nachdem Deutschland in der Tschechoslowakei und in Polen einmarschiert war, erklärte Grossbritannien den Krieg.

Als die Ereignisse im Mai 1940 ihren Lauf nahmen, erinnerten sich die Architekten der Appeasement-Politik mit Sicherheit an Churchills warnende Worte, doch an jenem Tag im Oktober 1938 konnten nur wenige wissen, dass dieser un-nachgiebige Mann einst zum Retter Grossbritanniens werden sollte.

FREITAG, 10. MAI 1940

*DEUTSCHLAND BEGINNT MIT
DER OPERATION «FALL GELB»*

*AN DEN GRENZEN ZU HOLLAND,
BELGIEN UND FRANKREICH
WERDEN VIER MILLIONEN
SOLDATEN ZUSAMMENGEZOGEN*

*DIE EINE MILLION MANN STARKE
DEUTSCHE LUFTWAFFE STARTET
DEN BLITZKRIEG*

*REGIERUNG CHAMBERLAIN
STÜRZT*

3. Ein Führer strauchelt

Als der Abend des 9. Mai 1940 seinem Ende zuzuging, bereitete sich Churchill auf die gewaltige Aufgabe als Führer der Nation vor. Seinem Sohn Randolph, der ihn in der Admiralität angerufen hatte, verriet er: «Ich glaube, morgen werde ich Premierminister sein.»¹ Bei Sonnenaufgang am nächsten Tag zerstreuten sich alle Gedanken an einen sanften Übergang der Macht, als Hitler – exakt einen Monat nach der Peinlichkeit von Churchills «holprigem» Norwegenfeldzug – einen weiteren verheerenden Angriffskrieg in Europa begann.

Kurz nach halb sechs wurde Churchill nicht durch das Eintreffen seines üblichen Frühstückstabletts geweckt – auf dem sich zwischen einem Stapel Toast und einem Teller mit Eiern stets auch ein Glas Whisky Soda befand –, sondern durch die niederschmetternde Nachricht, dass Deutschland in Holland einmarschiert war. «Von der Admiralität, vom Kriegs- und vom Aussenministerium erhielt ich kistenweise Telegramme», erinnerte er sich.² Um 6 Uhr rief er den französischen Botschafter an, um eine Truppenentsendung ins benachbarte Belgien zu besprechen. Rasch wurde klar, dass auch in Belgien eine Invasion stattgefunden hatte, obwohl sich beide Länder bei Kriegsausbruch für neutral erklärt hatten. Churchill beendete sein Telefonat mit dem Franzosen und begab sich zu einem Treffen mit dem Luftfahrt- und dem Kriegsminister, Sir Samuel Hoare und Oliver Stanley,

um eine mögliche Reaktion Grossbritanniens zu diskutieren. Hoare erinnert sich, dass Churchill, «weit davon entfernt, sich von Fehlschlägen oder Katastrophen entmutigen zu lassen, in einer Krise Kraft schöpfte und stets bereit war, [uns] mit seinem zuversichlichen Rat zur Seite zu stehen». Er fuhr fort: «Es war sechs Uhr in der Frühe, nach einer heftigen Unterhaus-Debatte und einer Spätsitzung. Doch da war er, rauchte seine Zigarre und verspeiste Spiegeleier mit Speck, als käme er gerade von einem frühmorgendlichen Ausritt zurück.»³

Die drei Männer begaben sich in den Upper War Room, die in der Admiralität gelegene Einsatzzentrale, wo um 7 Uhr eine Sitzung des Militärischen Koordinierungsausschusses beginnen sollte. Rasch wurden Berichte über die aktuelle Lage vorgebracht, welche die erschreckende Geschwindigkeit, das Ausmass und den Erfolg des deutschen Vorstosses verdeutlichten, der um 3 Uhr GMT begonnen hatte. Hitlers Luftwaffe liess einen Bombenregen niedergehen und setzte über Schlüsselzielen in Holland, Belgien und inzwischen auch in Luxemburg Tausende von Soldaten mit dem Fallschirm ab. Der Militärische Koordinierungsausschuss hatte Order gegeben, die französischen und britischen Armeen nach Belgien in Marsch zu setzen. Generalstabschef Sir Edmund Ironside erinnerte sich, dass er, als er in dem vorübergehend herrschenden Chaos einen anderen Raum betrat, «nicht wieder heraus gelangte. Sämtliche Nachtwächter waren gegangen und die Tagesmannschaft noch nicht da. Türen doppelt und dreifach abgeschlossen. [Er] ging zu einem Fenster, öffnete es und kletterte hinaus. So viel zum Thema Sicherheit.»⁴

Während Ironside aus dem Fenster stieg, versuchte das britische Volk die 7-Uhr-Nachrichten der BBC zu deuten, wo man Wind von der Invasion bekommen hatte und verkündete: «Es wird berichtet, aber nicht *offiziell* bestätigt, dass die Deutschen in Holland einmarschiert sind.»⁵

Randolph Churchill, der im alten Husarenregiment seines Vaters diente, war in seiner Kaserne in Hull. Um 7.30 Uhr rief er seinen Vater an, um herauszufinden, was los war. Winston teilte ihm mit, dass «die deutschen Horden in die Niederlande einfallen, doch die britischen und französischen Armeen bereits gegen sie vorrücken. In ein oder zwei Tagen werden sie aufeinandertreffen.» Randolph entgegnete: «Was ist damit, was du mir gestern Abend gesagt hast, dass du heute Premierminister wirst?» Sein Vater blieb sachlich: «Ach, keine Ahnung. Jetzt zählt nur, dass wir den Feind besiegen.»⁶

Doch was würde tatsächlich in der brennenden, seit drei Tagen offenen Frage geschehen, wer Premierminister werden sollte? Chamberlain hatte gesagt, er wolle auf die Entscheidung der Labour-Partei warten, bevor er sich endgültig zum Rücktritt entschliesse. Sollte Labour an einer Regierung mit ihm an der Spitze teilhaben wollen, werde er gern bleiben. Als wüssten sie nichts von dem Blitzkrieg, der über Westeuropa hinwegfegte, bestiegen Clement Attlee und Arthur Greenwood um 11.34 Uhr den Zug von Waterloo nach Bournemouth, um die Labour-Sitzung zu besuchen. Chamberlain, so schien es, würde seine Antwort noch am selben Tag erhalten, jedoch nicht sofort.

In der Zwischenzeit, kurz vor 8 Uhr, nahm Churchill seine gewohnte Strecke von der Admiralität über den Horse-

Guards-Paradeplatz. Wie er, schritten auch Stanley und Hoare munter aus. Sie waren unterwegs nach Downing Street Nr. 10, wo das Kriegskabinett die erste von vielen Sitzungen an jenem Tag abhielt. Die um den grossen Mahagonitisch sitzenden 20 Minister, militärischen Führer und Kabinettssekretäre bewerteten die aktuelle Lage. In Ermangelung einer offiziellen Bestätigung, dass er der neue Boss werden sollte, beschloss Churchill, sich einfach wie einer zu benehmen. Neville Chamberlain sass «auf dem Stuhl», doch es war Churchill, der den Raum beherrschte und bestätigte, dass «der gesamte Plan für ein Vorrücken alliierter Streitkräfte in die Niederlande bereits umgesetzt wird. Die Truppen waren nicht in höchster Bereitschaft, werden jedoch baldmöglichst in Marsch gesetzt.»⁷

In weniger als drei Stunden wurde Churchill zum Kriegsherrn. Nun mag man denken, dass Chamberlain angesichts dieses Auftretens die Schlussfolgerung des vergangenen Tages akzeptieren würde, dass Churchill ihn als Premierminister ablösen solle. Weit gefehlt. Samuel Hoare und Churchill notierten beide, dass Chamberlain nach der Sitzung Sir Samuel Hoare vertraulich mitteilte, dass er glaube, er solle «seinen Rücktritt herauszögern, bis die französische Schlacht beendet sei».⁸ Das war eine verblüffende Aussage angesichts der Tatsache, dass er bei der Acht-Uhr-Sitzung des Kriegskabinetts nichts Nennenswertes vorgetragen hatte. Obendrein hatte die britische Öffentlichkeit mit Tagesanbruch die Ereignisse des Vortages auf den Titelseiten präsentiert bekommen:⁹

CHAMBERLAIN TRITT ZURÜCK:
CHURCHILL VORAUSSICHTLICH NEUER PREMIER

LETZTE ANFRAGE DES P. M. SCHLÄGT FEHL:
«NEIN» VON LABOUR

PREMIER: LETZTER VERSUCH. RÜCKTRITT HEUTE,
WENN BILDUNG VON EINHEITSREGIERUNG SCHEITERT

SOZIALISTEN GESTERN ABEND IN NR. 10

Wie konnte Chamberlain all das leugnen, dem er zugestimmt hatte? Andererseits, wie könnte er einfach gehen? Wenn Churchill ihm jetzt nachfolgte, würde alles über den Haufen geworfen werden, wofür er gearbeitet hatte, nicht nur in den vergangenen drei Jahren als Premierminister, sondern während seiner gesamten hartnäckigen Appeasement-Kampagne. Die Geschichte würde ihm unrecht geben. In allen Punkten. Unrecht darin, dass er *sechs Jahre lang* Churchills Warnungen ignoriert hatte. «Frieden in unserer Zeit» – die vier Worte, die Chamberlain gesprochen hatte, als er am 30. September 1938 aus dem Flugzeug gestiegen war, wirkten nun lächerlich. Das fadenscheinige Stück Papier in seiner Hand: lächerlich. Alles schien lächerlich.

Alles ausser einem: Churchill. Er allein hatte die Bedrohung erkannt. Im Gegensatz zur königlichen Familie, zahlreichen Adligen und Grossbürgern Englands hatte er sich nicht von den Nazis bezirzen lassen. Trotz aller Verunglimpfungen hatte er sich nicht mundtot machen lassen. Sein Lohn dafür? Er wurde aus der politischen Gesellschaft, die er mit-

gestaltet hatte, ausgestossen und als Kriegstreiber abgestempelt. Dennoch war er in seinen Prinzipien unumstösslich geblieben: Mit einem Diktator darf man nicht verhandeln.

Man kann nur ahnen, was Chamberlain gedacht haben muss, als er erfuhr, dass deutsche Panzer Westeuropa überrollten – was dies bedeutete. Was ihm nun bevorstand. Seine letzten verzweifelten Versuche, an der Macht festzuhalten, waren die Handlungen eines gedemütigten Mannes. Chamberlains Politik und seine Verdienste wurden in jüngerer Vergangenheit milder beurteilt als unmittelbar nach dem Krieg, doch die kommenden Monate seines Lebens müssen eine sehr schwere Zeit für ihn gewesen sein. Als das erste Kriegskabinett schloss, wandte er sich mit dem Gedanken, an der Macht zu bleiben, an Schatzkanzler Sir Kingsley Wood.

Es wäre falsch, zu sagen, Chamberlain hätte aus Sturheit oder blossem Ehrgeiz versucht, seine Position zu behaupten. Vielmehr hatte er Churchill gegenüber echte Vorbehalte. Wie viele seiner Kollegen und fast alle derjenigen, die sich Friedensgesprächen mit Hitler nach wie vor nicht ganz verschliessen wollten (und eine machtvolle Intrige bildeten, die auch Halifax umfasste), fröstelte ihn bei dem schieren Gedanken an eine Führerschaft Churchills. Winston Churchill als *oberster Staatslenker*? Winston Churchill als Verantwortlicher für alles? Dieser 65-jährige Wortakrobat mit einem Alkoholproblem und einer jahrzehntelangen Geschichte von Fehlurteilen als Führer *des Landes*? Ach was, das Land – man könnte es sich sogar verzeihen, wenn man Bedenken hätte, einem solchen Mann sein *Fahrrad* zu leihen.

In seinen letzten Akten des Widerstands dachte Chamberlain nicht nur an sich. Er stand für viele mächtige Stimmen, die fanden, Grossbritannien brauche, vielleicht mehr denn je, eine stabile, nüchterne, rationale, ruhige und nicht erregbare Führerschaft.

Was immer man von Winston Churchill hielt, so traf diese Beschreibung auf ihn jedenfalls nicht zu. Churchill, der in seinem Redeschwulst bereit war, trotz aussichtsloser Lage Legionen zu entsenden, als wären sie die Bleisoldaten seiner Kindheit, und in dessen Kopf heroische Vierzeiler herumsputzten, war auf jeden Fall fähig, die gesamte Nation mit rasanter Geschwindigkeit in den Abgrund zu stürzen.

Im Mai 1940 gab es sogar unter Churchills glühendsten Verehrern manche, denen der blosser Gedanke an ihn als Premierminister Bauchschmerzen bereitete. Als Chamberlain nach der Kabinettsitzung mit Kingsley Wood sprach, hatte er daher begründete Hoffnung auf eine Unterstützung in letzter Minute von Freunden, die, wenn sie auch seine Stärken nicht anerkannten, zumindest doch die Schwächen seines Rivalen eingestehen müssten.

Höchst unwahrscheinlich. Es war alles zu spät. Grossbritannien brauchte eine Allparteienregierung, und der von Labour dafür festgesetzte Preis war nichts Geringeres als Chamberlains Kopf.

Kingsley Wood, als Botschafter in diesem Drama auserkoren, fand es höflicher, grausam zu sein, und überbrachte die ungeschönte Nachricht, dass «die neue Krise es im Gegenteil umso zwingender machte, eine Einheitsregierung zu bilden, die allein mit der Lage fertig würde».¹⁰ Als er dies von

einem Mann hörte, den die meisten als seinen Protégé betrachteten, gab Chamberlain schliesslich auf.

Die deutschen Panzerdivisionen kamen auf den Ebenen Belgiens, Luxemburgs und Hollands und mit Frankreich im Blick zügig voran, als das Kriegskabinett um 11.50 Uhr zum zweiten Mal zusammenkam und von den ersten Opfern deutscher Bombenangriffe auf das französische Nancy erfuhr. Die verfügbaren Informationen waren jedoch spärlich und unsicher. Ironside informierte das Kabinett über den mutmasslichen Plan der Deutschen, via Luxemburg und die Ardennen zur belgischen Verteidigungslinie an der Meuse vorzustossen und gleichzeitig durch Belgien bis zu den alliierten Streitkräften am Albert-Kanal vorzurücken.¹¹ Tatsächlich aber waren die Deutschen bereits wesentlich weiter vorgerückt, als die Alliierten vermuteten, doch, wie Philip Warner in seinem Buch *The Battle of France* erläutert, waren die belgischen Truppen aufgrund ihres neutralen Status unvorbereitet, für eine Invasion an der Meuse nicht ausgebildet und «so überrascht vom Eintreffen der deutschen Gleitflugzeuge, dass sie zunächst glaubten, es handele sich um Flugzeuge mit Problemen; ihre erste Reaktion war es, den vermeintlich in Not geratenen Fliegern zu helfen».¹²

Um 13 Uhr wurde in der Admiralität eine zweite Sitzung des Verteidigungsausschusses einberufen, um die Strategie einer Bombardierung «offener belgischer Städte» zu diskutieren.¹³ Erneut übernahm Churchill dabei den Vorsitz. In Reaktion auf den an die Alliierten gerichteten Hilferuf Belgiens erinnerte sich General Sir Hastings Ismay, ein treuer Verbündeter Churchills, wie der Oberste Kriegsrat im November

1939 zusammengekommen war und beschlossen hatte, dass «im Falle einer deutschen Verletzung belgischen Hoheitsgebiets automatisch der sogenannte Plan D eintreten sollte. Dies bedeutete, dass sich das Britische Expeditionskorps [über 394'000 Angehörige der britischen Armee, die seit Kriegsausbruch im September 1939 in Frankreich stationiert waren] ohne weitere Anweisung mit Höchstgeschwindigkeit in Richtung Belgien in Marsch setzen würde.»¹⁴ Nun war eine solche Stunde gekommen. Im Sitzungsprotokoll steht vermerkt: «Sollten die zusammengetragenen Beweise ergeben, dass die Deutschen ‚die Handschuhe ausgezogen‘ haben, ist die britische Regierung geneigt, noch am selben Abend mit [Bomben-] Angriffen auf Ö raffinerien und Rangierbahnhöfe in Deutschland zu beginnen».¹⁵

Churchills Marathon-Tag ging weiter. Nach einem kurzen Mittagessen mit seinem zuverlässigen Freund Lord Beaverbrook kehrte er zurück in Nr. 10, wo um 16.30 Uhr eine dritte Sitzung des Kriegskabinetts stattfand. Dort wurde ein Bericht des Gemeinsamen Nachrichten-Unterausschusses vorgelegt, der detailliert Aufschluss über die jüngsten deutschen Bombenziele in Holland, Belgien, Frankreich und in der Schweiz gab; darunter waren auch fünf Standorte in Kent (die ersten deutschen Bomben auf England waren im Oktober 1939 an der Ostküste abgeworfen worden). Die Diskussionen der vorherigen Sitzung über Vergeltungsschläge auf deutsche Ziele setzten sich fort. Hieran sieht man, wie Winston Churchill auch dem kleinsten Detail Beachtung schenkte, ebenso wie den Meinungen jener vertrauenswürdigen und erfahrenen Männer, die am Kabinetttisch saßen. Der Generaloberst der Luftstreitkräfte, Sir Cyril Ne-

wall, sprach sich für eine sofortige Vergeltung aus, da «ein auf den verwundbarsten Punkt des Feindes gerichteter Gegenschlag weltweit einen gewaltigen psychologischen Effekt hätte». Unterstützt wurde er darin von Luftfahrtminister Samuel Hoare, der feststellte: «Würden wir keinen harten Schlag gegen Deutschland führen, wäre die Weltmeinung uns gegenüber sehr kritisch. In der Geschichte gibt es zahlreiche Beispiele dafür, wie die Vertagung einer Entscheidung dazu führte, dass sie niemals getroffen wurde.» Trotz der starken Argumente der Luftstreitkräfte war Ironside dagegen und zitierte die Sicht Lord Gorts, des Oberbefehlshabers des Britischen Expeditionskorps, dass ein solcher Angriff «auf den Bodenkrieg keine Wirkung entfalten würde». Hoares Bemerkung über die «zahlreichen Beispiele in der Geschichte» müssen Churchill in den Ohren geläutet haben wie die Glocken von Big Ben, da er mehr als jeder andere wusste, welches Unheil durch impulsive Militäraktionen angerichtet werden konnte. Er sprach sich deshalb für eine 24-stündige Verzögerung aus. Aus dem Protokoll geht hervor, dass Chamberlain, «nachdem er die Argumente gehört hatte ... für eine Verschiebung des Angriffs plädierte ... wenigstens um 24 Stunden».¹⁶

Als sich die Sitzung ihrem Ende näherte, verkündete der Premierminister, er habe in der Frage einer Allparteienregierung inzwischen eine Antwort der Labour-Partei erhalten. Die Stellungnahme lautete wie folgt: «Die Labour-Partei ist bereit, die ihr zukommende Verantwortung als vollwertiger Partner in einer neuen Regierung und unter einem neuen Premierminister zu übernehmen, um die Zuversicht der Nation zu stärken.»¹⁷ Chamberlain bestätigte, er sei «im Lichte dieser

Antwort zu dem Schluss gelangt, dass es der richtige Weg sei, dem König unverzüglich seinen Rücktritt einzureichen. Er kündigte an, dies noch am selben Abend zu tun.»¹⁸ Doch ungeachtet allem, was an jenem Tag durchgedrungen war, konnte er sich nicht dazu überwinden, vor den 19 Männern am Tisch zuzugeben, dass diejenige Person, deren Machtübernahme er nicht wollte, nun die Zügel in die Hand nehmen würde.

Die Sitzung wurde vertagt, und die Mitglieder des Kriegskabinetts kehrten in ihre jeweiligen Büros zurück, während innerhalb der Konservativen Partei Gerüchte um die Entscheidung der Labour Party die Runde machten. Ein konservativer Whip unternahm einen letzten verzweifelten Versuch, Halifax dazu zu überreden, die Sache noch einmal zu überdenken. Als er jedoch im Aussenministerium eintraf, stellte er fest, dass Halifax beim Zahnarzt war. Andrew Roberts schreibt in seiner Halifax-Biografie: «Obwohl er Ende 1939 tatsächlich zweimal im Monat zum Zahnarzt musste, hätte er das Aussenministerium wohl kaum verlassen, wenn er für dieses Ansinnen in letzter Minute zugänglich gewesen wäre.»¹⁹

Kurz nach dem Ende der Kriegskabinettsitzung ging Chamberlain zum Buckingham Palace. Er traf sich mit König George VI., um sein Amtssiegel offiziell zurückzugeben und ihm einen potenziellen Amtsnachfolger zu empfehlen. Es war nicht der Name, den Seine Majestät zu hören gehofft hatte. In seinem Tagebuch erinnerte sich der König:

Wie äusserst unfair man ihn doch behandelt hatte, dachte ich, dass ich zutiefst betrübt darüber war, dass es zu diesem ganzen Streit gekommen war. Dann hatten wir ein informelles Gespräch hinsichtlich seines Nachfolgers. Ich schlug natürlich Halifax vor, er hingegen sagte mir, H sei nicht begeistert, da er als Mitglied der Lords im Unterhaus, wo die wirkliche Arbeit getan werde, nur als Schatten oder Geist handeln könne. Ich war über seine Äusserung enttäuscht, da ich H für den naheliegenden Mann hielt & man seine Adelswürde einstweilen ruhen lassen könnte. Da wusste ich, dass es nur eine Person gab, die man mit einer Regierungsbildung beauftragen könnte und die das Vertrauen der Nation genoss, & das war Winston. Ich bat Chamberlain um seinen Rat, & er sagte mir, ich solle nach Winston schicken.²⁰

Der König hätte eine Adelswürde zeitweise ausgesetzt, damit Halifax Premierminister hätte werden können? Verfassungsrechtlich wäre dies eine aussergewöhnliche Methode gewesen, den Mann seiner Wahl zu bekommen. Chamberlains Angestellte in der Nummer 10, die Churchill bald übernehmen sollte, waren über die bevorstehenden Ereignisse, die sich im Palast anbahnten, ebenso bestürzt wie Seine Majestät selbst. Jock Colville, Chamberlains Parlamentarischer Privatsekretär, vermerkte in seinem Tagebuch:

Es ist ein schreckliches Risiko, es birgt die Gefahr unüberlegter und spektakulärer Grosstaten, und ich kann nicht umhin, zu fürchten, dass dieses Land in die gefährlichste Lage hineinmanövriert wird, in der es sich je befunden

hat ... Nichts kann ihn [Churchill] – aufgrund seiner Erpressungsmöglichkeiten – auf seinem Weg aufhalten, es sei denn, der König macht von seinem Vorrecht Gebrauch und schickt nach einem anderen Mann; leider gibt es nur einen anderen, den nicht zu überzeugenden Halifax. Jeder hier ist angesichts dieser Lage verzweifelt.²¹

Das Gewicht dieser Meinungen muss auf Churchill furchterlich gelastet haben. Kein noch so grosses Selbstvertrauen bewahrte ihn davor, dass er die Zweifel anderer deutlich spürte. Könnte er den Fehlern seiner Vergangenheit je entrinnen, den Verlusten an Menschenleben, die man ihm vorwarf, und den Ruhm erlangen, der ihm bis dato versagt geblieben war? Vergisst man die ganze Prahlerei, haben wir einen alternden Mann vor uns, der bereits eine Karriere hinter sich hat und nun eine letzte Gelegenheit sieht, zu obsiegen, wo er bislang versagt hat.

In diesem Augenblick, auf dem Weg von der Downing Street zurück zur Admiralität, benötigte Churchill wie nie zuvor Clemmies Zuspruch und Trost. Seine Tochter Mary erinnert sich: «Während dieser angespannten und bangen Tage war Clementine ausserhalb Londons [bei einem Begräbnis]. Es besorgte sie, dass sie in diesen Tagen nicht bei Winston sein konnte; und er, der spürte, dass sich die Ereignisse zuspitzten, rief sie an und bat sie, so bald wie möglich zurückzukehren.»²² Kurz bevor er die Admiralität in Richtung Palast verliess, traf sie ein und bestärkte ihn in seinem Glauben, dass er der einzige Mann sei, der Premierminister werden könne.

Als Churchill am 10. Mai 1940 kurz vor 18 Uhr die Mall entlangkutschiert wurde, dachte er darüber nach, dass «die

Öffentlichkeit keine Zeit gehabt hatte, zu begreifen, was sich in der Heimat und im Ausland zutrug, und dass an den Palasttoren keine Menschenmenge versammelt war». ²³ Seine wachsende Erregung darüber, jenes Amt zu erlangen, von welchem er so lange geträumt hatte, versetzte ihn in eine aufgeräumte Stimmung, als er dem König gegenübertrat. Er erinnerte sich:

Seine Majestät empfing mich äusserst würdevoll und bat mich, Platz zu nehmen. Einige Augenblicke lang blickte er mich forschend und suchend an, dann sagte er: ‚Ich nehme an, Sie wissen nicht, warum ich nach Ihnen geschickt habe?‘ Ich übernahm seinen Ton und erwiderte: ‚Sir, ich kann mir schlicht nicht vorstellen, warum‘ Er lachte und sagte: ‚Ich möchte Sie bitten, eine Regierung zu bilden‘ Ich sagte, dass ich diesem Wunsch selbstverständlich nachkommen wolle. ²⁴

Dies war ein überraschend guter Anfang, wenn man bedenkt, welche Ansichten bei dem vorangegangenen Treffen des Königs mit Chamberlain geäussert worden waren. Churchill, so notierte der König in seinem Tagebuch, sei «Feuer und Flamme, die Pflichten des Premierministers auszuüben». ²⁵ Feuer war es auch, was er angesichts der schieren Dimensionen der ihm bevorstehenden Aufgabe am nötigsten brauchte – einer Aufgabe, bei der er nicht versagen durfte, das wusste er.

Als Churchill zum ersten Mal als Premierminister Grossbritanniens aus seinem Wagen stieg, wandte er sich an seinen Beschützer, Polizeikommissar W.H. Thompson, und sagte: «Gott allein weiss, wie grossartig das ist. Ich hoffe nur, dass

es nicht zu spät ist. Ich bin sehr besorgt, dass es so sein könnte. Wir können nur unser Bestes tun.»²⁶ Tränen traten ihm in die Augen. Als er sich wieder abwandte, murmelte er etwas vor sich hin. Dann biss er die Zähne zusammen und unterdrückte seine Gefühle. Mit entschlossenem Blick erklimmte er die Stufen und begann, sein Kriegskabinett zu planen.

Die Politik lag Winston Churchill einfach im Blut. Selbst nach allem, was sich in den vergangenen drei Tagen ereignet hatte, wusste er, dass seine Zeit als Premierminister ohne den Rückhalt der Konservativen Partei ziemlich kurz würde. Seine eben erlangte Macht war nicht stabil. Das Parlament hatte zwar viele Konservative gesehen, die aufgestanden waren und Chamberlains Rücktritt gefordert hatten, doch das bedeutete noch lange nicht, dass sie mit der Alternative zufrieden waren. Der Staatssekretär des Auswärtigen, R.A. («Rab») Butler, soll gesagt haben: «Dieser plötzliche Coup von Winston und seiner Bagage war eine schwere Katastrophe und obendrein völlig unnötig. Sie [die konservative Führung] hatten sich wie Schwächlinge einem amerikanischen Mischling ergeben.»²⁷ Vielleicht hatte Churchill dies im Sinn, als er sich an seinen Schreibtisch in der Admiralität setzte und an Chamberlain schrieb.²⁸

Mein lieber Neville,

Meine erste Handlung nach meiner Rückkehr aus dem Palast ist es, Ihnen zu schreiben und mitzuteilen, Me dankbar ich Ihnen bin, dass Sie versprochen haben, mir zur Seite zu stehen und in diesem

äusserst schmerzlichen und schwierigen Augenblick, frischen Wind ins Land zu bringen. Ich mache mir keinerlei Illusionen über das vor mir Liegende und die lange, gefährliche Talsohle, die wir in den nächsten Monaten durchschreiten müssen. Mit Ihrer Hilfe und Ihrem Rat und der Unterstützung dergrossen Partei, deren Führer Sie sind, vertraue ich jedoch darauf, dass es mir gelingen wird. Das Beispiel würdevoller Selbstlosigkeit und Gemeinsinn, das Sie gesetzt haben, wird die Handlungen vieler beeinflussen und für jedermann eine Inspiration sein.

Ich bin stolz, dass ich in diesen acht Monaten, die wir zusammengearbeitet haben, in zunehmendem Masse Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen gewonnen habe. Mein Schicksal liegt zu einem grossen Teil in Ihren Händen – und dabei wird mir nicht bange. Was den Rest anbelangt, so glaube ich an unsere Sache, von welcher ich überzeugt bin, dass ihr Erfolg beschieden sein wird.

Ich werde Ihnen heute Abend nochmals schreiben, wenn ich mich mit den Führern der Labour-Partei getroffen habe. Ich freue mich sehr darüber, dass Sie im Rundfunk zu unserem besorgten Volke sprechen wollen.

*Glauben Sie mir,
Für immer der Ihre, Winston S. Churchill*

Welch ein Brief an den Mann, der alles nur Erdenkliche getan hatte, um zu verhindern, dass Churchill Premierminister wurde. Das Schreiben liess sich in vielerlei Weise interpretieren: aufrichtig, strategisch, unterwürfig, pragmatisch, vergebend und so weiter. Welche Absichten Churchill auch verfolgt haben mag, so war es zum damaligen Zeitpunkt auf je-

den Fall das Klügste, was er tun konnte. Selbst wenn sich Chamberlain darüber aufregte, konnte er eine solche Overture doch schwerlich kritisieren. Lord Halifax erhielt einen ähnlichen Brief. Durch eine schicksalhafte Formulierung Churchills hat dieser jedoch historischen Nachhall: «Es bereitet mir grosse Freude, daran zu denken, dass wir diese Sache bis zum Ende gemeinsam durchkämpfen werden. Ich bin mir sicher, dass Ihre Führung der Auslandsangelegenheiten ein essentielles Element unserer Kriegsstärke ist. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, dass Sie bereit sind, Ihre Arbeit in diesem grossartigen Ministerium fortzusetzen, dessen Herr und Sklave Sie gleichermassen sind ...»²⁹ Es dauerte nur wenige Wochen, bis diese Worte Churchill heimsuchten, als die beiden Männer in der wichtigsten Frage ihres Lebens unversöhnlich aneinandergerieten: Frieden mit Hitler.

Nichtsdestotrotz wusste Churchill, dass er beide Männer in seinem Kriegskabinett brauchte, in dem er seine Freunde eng um sich scharte und seine Feinde noch enger. Sollte auch nur einer von ihnen zurücktreten, würde zweifellos eine allgemeine Meuterei ausbrechen, die seine Ministerpräsidentschaft beenden würde, bevor sie noch richtig begonnen hatte. Chamberlain sollte als Lordratspräsident das Unterhaus führen und Lord Halifax Aussenminister bleiben. Um die Besetzung zu vervollständigen, bot er Clement Attlee von der Labour-Partei das Amt des Lordsiegelbewahrs und Arthur Greenwood das eines Ministers ohne Geschäftsbereich an. Davon erhoffte er sich, die von Chamberlain und Halifax erwartete Opposition ausgleichen zu können. In sei-

nen Memoiren schreibt Churchill, er habe «sowohl Attlee als auch Greenwood schon lange Zeit im Unterhaus gekannt. Während der elf Jahre vor Ausbruch des Krieges war ich in meiner mehr oder weniger unabhängigen Position mit den konservativen und nationalen Regierungen weitaus öfter in Konflikt geraten als mit der liberalen oder der Labour-Op-
position.»³⁰

In diesem kritischen Augenblick kreisten seine Gedanken offenbar um möglichen Widerstand und darum, aus welcher Richtung er wohl käme. Wie wir aus seiner Zeit als Erster Lord der Admiralität wissen, gelang es Churchill nie, einfach nur die ihm übertragene Aufgabe wahrzunehmen, sehr zum Missfallen derer, die ihn umgaben. Nun beschloss er, das Problem dadurch zu lösen, indem er von Anfang an ungebunden in den Einflussbereichen anderer aktiv wurde und die Position eines «Verteidigungsministers» schuf, zu welchem er sich selbst ernannte, «ohne jedoch dessen Aufgabenbereich und Machtbefugnisse zu definieren».³¹ Dies gab ihm praktisch freie Hand, den Krieg und auch das Land zu führen. Mit dieser Strategie im Hinterkopf nahm er an jenem Abend drei weitere Ernennungen vor: Sein enger Verbündeter Anthony Eden wurde Kriegsminister, der Labour-Abgeordnete A. V. Alexander erster Lord der Admiralität, und der Führer der Liberalen Partei, Sir Archibald Sinclair, wurde Luftfahrtminister.

Da sein Kriegskabinett nun vollständig war, konnte Churchill einen Augenblick durchatmen und die Flut von Briefen und Telegrammen lesen, die zwischenzeitlich eingegangen waren, und in denen man ihm zu seiner Ernennung gratulierte. Um 21 Uhr wandte er sich dem Radio zu, wo Ne-

ville Chamberlain ein letztes Mal zu einer Rede an die Nation anhub:

In den frühen Morgenstunden, ohne Warnung oder Rechtfertigung, fügte Hitler mit einem unerwarteten Angriff auf Holland, Belgien und Luxemburg ein weiteres Verbrechen jenen hinzu, die seinen Namen bereits besudeln. Kein anderer Mann in der Geschichte war je für so viel schreckliches menschliches Leid und Elend verantwortlich wie er. Er hat einen Augenblick gewählt, in dem es ihm möglicherweise so erschien, als wäre dieses Land in die inneren Kämpfe einer politischen Krise verstrickt und vielleicht innerlich gespalten. Wenn er darauf gebaut hat, dass ihm unsere inneren Zwistigkeiten zum Vorteil gereichen könnten, hat er den Geist dieses Volkes nicht in seine Rechnung mit einbezogen ...

Da dies nun meine letzte Botschaft an Sie aus der Downing Street Nr. 10 ist, möchte ich Ihnen noch zwei weitere Dinge sagen. Während der vergangenen fast drei Jahre, in denen ich Premierminister war, habe ich eine schwere Last aus Sorgen und Verantwortung zu tragen gehabt. Solange ich noch daran glaubte, dass die Möglichkeit bestünde, den Frieden ehrenvoll zu erhalten, setzte ich alles daran, diese wahrzunehmen. Als die letzte Hoffnung verblasste und sich der Krieg nicht länger vermeiden liess, setzte ich ebenfalls alles daran, ihn mit allen Kräften zu führen. Vielleicht erinnern Sie sich, dass ich Ihnen in meiner Sendung vom 3. September letzten Jahres sagte, dass wir gegen das Böse kämpfen sollten. Meine Worte haben sich jedoch als unzureichend erwiesen, die Schändlichkeit jener zu be-

schreiben, die nun alles auf die grosse Schlacht setzen, die gerade beginnt. Vielleicht mag es wenigstens zum Trost gereichen, dass diese Schlacht, wenngleich sie Tage oder sogar Wochen andauert, die Phase des Wartens und der Unsicherheit beendet hat. Denn nun ist für uns die Stunde der Bewährung gekommen, da die unschuldigen Völker Hollands und Belgiens sich bereits bewähren müssen. Sie und ich müssen fest hinter unserem neuen Führer stehen und mit vereinten Kräften und unerschütterlichem Mut kämpfen und arbeiten, bis diese wilde Bestie, die uns aus ihrem Unterschlupf angesprungen hat, schliesslich entwaffnet und besiegt ist.³²

Es war eine würdevolle und bewegende Ansprache, die Chamberlain sogar Lob von seinen Kritikern einbrachte. Die Ausstrahlung dauerte etwas über fünf Minuten. Danach arbeitete Winston Churchill weitere sechs Stunden. In seinen Memoiren schrieb er später über diesen denkwürdigen Tag:

Während dieser ersten, ereignisreichen Tage der politischen Krise hatte sich mein Puls in keinem Augenblick beschleunigt. Ich nahm alles, wie es kam. Ich kann dem Leser jedoch nicht verhehlen, dass ich eine grosse Erleichterung verspürte, als ich mich um drei Uhr in der Frühe zu Bett begab. Endlich verfügte ich über die Autorität, Anweisungen für das ganze Geschehen zu geben. Es kam mir vor, als erfüllte sich nun mein Schicksal, als hätte mein gesamtes vergangenes Leben nur der Vorbereitung auf diese Stunde und diese Bewährungsprobe gedient. Zehn Jahre in der politischen Einöde hatten mich von

den gewöhnlichen Parteiquerelen befreit. Meine Warnungen während der vorangegangenen sechs Jahre waren so zahlreich gewesen, so detailliert, und bewahrheiteten sich nun so entsetzlich, dass mir niemand widersprechen konnte. Niemand konnte mir vorwerfen, den Krieg begonnen oder zum Spass angezettelt zu haben. Ich fand, dass ich über all das eine ganze Menge wusste, und war zuversichtlich, dass ich nicht scheitern würde. Obwohl ich ungeduldig dem Morgen entgegensah, schlief ich daher fest und benötigte auch keine hoffnungsvollen Träume. Fakten sind besser als Träume.³³

Auf der anderen Seite der Stadt dachte Edward Wood alias Lord Halifax in seiner vornehmen Suite im Hotel Dorchester über seine eigene Zukunft nach. In den vergangenen Tagen hatte er auf das Streben nach maximaler Macht verzichtet – seine Ambitionen auf das Amt des Premierministers zurückgestellt. Doch hatte er nicht jenes Prinzip aufgegeben, das sein Leben bisher definierte: dass es für jedes Problem eine rationale Lösung gab und Blutvergiessen um jeden Preis zu vermeiden war. Wie besorgt muss er also gewesen sein, wenn er daran dachte, dass der Mann, dem er es gestattet hatte, an seiner Stelle die Macht zu ergreifen, in fast jeder Hinsicht die Antithese seiner eigenen Vorstellung von Führerschaft verkörperte.

4. Der heilige Fuchs

Als Halifax am 10. Mai 1940 das Amt des Premierministers ablehnte, notierte Sir Henry («Chips») Channon, ein aufmerksamer amerikanischer Freund, der sich in der englischen Oberschicht komfortabel eingerichtet hatte, in seinem Tagebuch: «Ich verstehe nicht, warum, da es nie einen ehrgeizigeren Mann gab, noch einen mit höherem Pflichtbewusstsein und „noblesse oblige»¹

Wer war also dieser Mann, den alle als politischen Führer wollten, der jedoch im entscheidenden Moment vor dieser grossen Verantwortung zurückschreckte?

Mit seiner Körpergrösse von über 1,90 Metern, bleichem Teint und tiefliegenden Augen war Halifax eine imposante, wengleich etwas fahle Erscheinung. Hinzu kam, dass er ohne linke Hand und mit einem verkümmerten linken Arm zur Welt gekommen war, was er mit einer Prothese in Form einer geballten Faust in einem schwarzen Handschuh kaschierte. Er war durch und durch das Abbild des englischen Aristokraten. Edward Frederick Lindley Wood kam am 16. April 1881 als vierter Sohn von Charles Wood, des 2. Viscount Halifax, zur Welt. Seine Kindheit, die er in Yorkshire verbrachte, wurde von dem tragischen frühen Tod seiner drei älteren Brüder überschattet. Er war noch keine zehn Jahre alt und galt bereits als Erbe der Halifax'schen Adelswürde.

Die Woods waren zutiefst religiöse Anglikaner. Halifax beschritt den traditionellen Weg über das Eton College und

die Universität Oxford und beschloss nach seinem Abschluss im Jahre 1909, in die Politik zu gehen.

Als Erbe mehrerer grosser Immobilien und zweier grosser Anwesen in Yorkshire war er prädestiniert für eine Mitgliedschaft in der Konservativen Partei. Im selben Jahr heiratete er Lady Dorothy Onslow, die als «Idealbild einer Frau» beschrieben wurde und für ihren Charme, ihre Freundlichkeit und Güte bekannt war.² Das Paar gründete eine Familie, und im Jahre 1920 gewann Halifax den Abgeordnetensitz für Ripon in Nord-Yorkshire.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, schloss sich Halifax den Königlichen Dragonern von Yorkshire an und wurde zum Fronteinsatz nach Flandern geschickt. Die dortige Hölle auf Erden, der blutige Verlust vieler Freunde und der allgegenwärtige Leichengeruch liessen Halifax sein Leben lang nicht mehr los und bestimmten seine politische Haltung.

Nach Kriegsende war er einer von 202 konservativen Abgeordneten, die ein Telegramm an Premierminister David Lloyd George unterzeichneten, welcher an der Pariser Friedenskonferenz teilnahm. Darin forderten sie ihn mit Nachdruck auf, hinsichtlich der strengen Bedingungen für deutsche Reparationszahlungen hart zu bleiben.

Im April 1921 kam es zum ersten politischen Konflikt zwischen Halifax und Winston Churchill, der damals Kolonialminister war. Als Mitglied der Liberalen Partei in der Regierungskoalition war Churchill nicht gerade erfreut über den Vorschlag, Halifax zum Staatssekretär für die Kolonien zu machen, und verweigerte ihm daher zwei Wochen lang sogar einen Besprechungstermin. Der normalerweise zugeknöpfte Halifax war über diese Behandlung ausser sich, stürmte in

Churchills Büro und sagte zu ihm: «Ich habe nicht den Wunsch, Ihr Staatssekretär zu werden oder irgendein anderes Amt zu bekleiden. Ich bin bereit, morgen meinen Abschied einzureichen und dieses Büro zu verlassen, aber solange ich noch hier bin, erwarte ich, wie ein Gendeman behandelt zu werden.»³ Viele beschrieben ihn als «reserviert, ernst, fromm, gerissen – was Churchill in der Charakterisierung seiner Person als ‚heiliger Fuchs‘ zusammenfasste».⁴ Trotz ihres holprigen Starts gelang es den beiden, ihre Differenzen einstweilen beizulegen, und Halifax nahm seinen ersten ministerialen Posten ein, wenngleich einen recht niedrigen.

Erst im Jahre 1926 erlangte er eine Position, die ihm unter seinen Kollegen Respekt und einen gewissen Status einbrachte. Er wurde zum Vizekönig Indiens ernannt, womit er in die Fussstapfen seines Grossvaters trat, des 1. Viscount Halifax, der von 1859 bis 1866 Minister für Indien war – und interessanterweise auch in die Fussstapfen von Lord Randolph Churchill, Winston Churchills Vater. Noch im selben Jahr wurde für ihn der Titel eines Baron Irwin geschaffen, der ihm Zugang zum Oberhaus gewährte. Seinen Sitz als Abgeordneter gab er daraufhin auf.

Indien prägte Halifax. In den fünf Jahren dort unterstützte er den Gedanken einer Selbstverwaltung für das Land, das vollständig von Grossbritannien beherrscht wurde, und sprach sich dafür aus, es solle einen vollwertigen «Dominion-Status» erhalten, wie ihn auch Australien und Neuseeland genossen. Damit machte er sich zwar bei dem pazifistischen indischen Führer Mahatma Gandhi beliebt, brachte jedoch fast sämtliche grossen Namen seiner Partei gegen sich auf –

darunter auch Winston Churchill, dem klar wurde, dass Halifax bereit wäre, Indien über seine Loyalität zur Konservativen Partei zu stellen. Halifax' Plan, der Indien als Land voranbringen sollte, misslang jedoch gründlich, als Gespräche über die Vorschläge mit führenden indischen Politikern abrupt endeten und erneut gewaltsame Unruhen ausbrachen.

Nun, da der zivile Ungehorsam wütete, befanden die Konservativen, Halifax' Regentschaft in Indien sei viel zu lax. Churchill warnte Parteichef Stanley Baldwin, sich durch seine Freundschaft mit Halifax nicht «in seiner Beurteilung der Lage beeinflussen» zu lassen.⁵ Halifax indes blieb unbeirrt und unterzeichnete in seiner letzten Amtshandlung als Vizekönig am 31. März 1931 den Gandhi-Irwin-Pakt. Das Abkommen setzte der Phase ziviler Unruhen ein Ende, gestattete die Freilassung vieler inhaftierter Demonstranten und ebnete den Weg für die erste Konferenz am runden Tisch später im Jahr in London, bei welcher Verfassungsreformen in Indien diskutiert wurden. Bei den imperialistischen Fraktionen in Grossbritannien hingegen machte Halifax sich damit äusserst unbeliebt, insbesondere bei Churchill, der laut gegen den «Katalog von Irrtümern und Katastrophen» wettete, den sein Kollege als Vizekönig von Indien hinterlassen habe.⁶ Diese Meinungsverschiedenheit veranlasste den zornigen Churchill, mit der Konservativen Partei zu brechen und sich einige Jahre in die politische Einöde zurückzuziehen.

Bei seiner Rückkehr nach England nahm Halifax sein altes Leben auf dem Lande wieder auf. Seine Interessen kreisten hauptsächlich um Fuchsjagd, Kirche und Politik. Im Dezember jenen Jahres hielt er seine Antrittsrede im Oberhaus.

Es hiess, er habe sich «benommen wie ein hohes Mitglied der Regierung, wenngleich er das, streng genommen, gar nicht war». ⁷

Als sein Vater im Januar 1943 starb, wurde Lord Irwin zum Viscount Halifax. Diesem persönlichen Aufstieg folgte ein Jahr später ein beruflicher: Er wurde Kriegsminister unter seinem alten Freund Stanley Baldwin, der kürzlich seine Rolle als Premierminister wiedereingenommen hatte, nachdem Ramsay MacDonald aus gesundheitlichen Gründen zurückgetreten war. Nur fünf Monate später wurde Halifax – im Gefolge des Wahlsieges der Konservativen vom November 1935 – erneut befördert, diesmal zum Lordsiegelbewahrer und Führer des Oberhauses.

Herr Hitler war inzwischen seit zwei Jahren Kanzler. Wie stand es um Halifax' Haltung gegenüber dem deutschen Führer?

Die ganze Zeit hatte der neue britische Aussenminister Anthony Eden vor den möglichen Folgen einer deutschen Wiederaufrüstung gewarnt. Halifax, der 1918 eine harte Bestrafung Deutschlands befürwortet hatte, brachte nun – nach Indien – angesichts der durch die Verträge von Versailles und Locarno auferlegten Strafen ein gewisses Mitgefühl für die Deutschen zum Ausdruck. Während sich Grossbritannien noch im Griff der Abdankungskrise von 1936 befand, bei welcher König Edward VIII. auf den Thron verzichtete, rollten Hitlers Panzer ins entmilitarisierte Rheinland, was einen eklatanten Verstoss gegen die Verträge von Versailles und Locarno darstellte.

Trotz anfänglicher Bedenken hinsichtlich Hitler teilte Eden Halifax' Meinung, dass die Besetzung des Rheinlandes

durch Gespräche und Verhandlungen gelöst werden könne, doch als die beiden am 10. März 1936 an einem Treffen mit anderen Regierungen des Vertrages von Locarno teilnahmen, waren sie, in Edens Worten, überrascht, «dass unser Standpunkt, die deutsche Handlung zu verurteilen und dann eine konstruktive Politik zu entwickeln, um die europäische Einigung wiederherzustellen, keine Chance auf Akzeptanz hatte».⁸ Hier sehen wir, wie sich bei Halifax die Doktrin einer «europäischen Einigung» festigt: eines Gedankens, der ihn durch sämtliche Fehlschläge der Befriedungspolitik und über den Kriegsausbruch hinaus begleiten und sich im Mai 1940 im Kriegskabinett auf spektakuläre Weise erneut Bahn brechen sollte.

Die britische Regierung ignorierte die Alarmzeichen der deutschen Wiederaufrüstung, setzte ihre Politik der Verhandlungen fort und akzeptierte die Besetzung des Rheinlandes als *fait accompli*, das es nicht wert war, dafür in den Krieg zu ziehen. Als Hitler begriff, dass er für eine Verletzung der Locarno-Sanktionen nicht mit Widerstand zu rechnen hatte, nahmen seine Pläne zur Wiedereinverleibung der nach dem Ersten Weltkrieg verlorenen deutschen Gebiete rasch Gestalt an.

In Grossbritannien betrachtete man die Sowjetunion als weitaus gefährlichere Bedrohung. Zudem bestanden in weiten Teilen der englischen Aristokratie starke Sympathien für Deutschland, etwa bei dem jüngst abgedankten König Edward, der sich als frischgebackener Herzog von Windsor weniger als ein Jahr nach seiner Abdankung mit Hitler traf. Bedenken, dass Deutschland Gebiete mit nicht-deutschsprachiger Bevölkerung erobern könnte, standen nicht besonders

weit oben auf der britischen Agenda. Viele glaubten an Hitlers ehrenhafte Absichten, als er in dem Versuch, die Befürchtungen des Landes zu besänftigen, Frankreich einen Nichtangriffspakt anbot. Bei einer Kabinettsitzung im Januar 1937 soll Halifax gesagt haben, er werde gerne «unsere Beziehungen zu Deutschland verbessern», und dass er denke, es sei «in gewisser Weise nachvollziehbar, dass den Deutschen die Sympathie, die man Frankreich hierzulande entgegenbrachte, und die Kritik an Deutschland verhasst waren».⁹

Stanley Baldwin trat im Mai 1937 zurück. Sein Nachfolger Neville Chamberlain, der schon seit längerer Zeit in den Startlöchern gewartet hatte, begann aktiv eine Politik der Befriedung zu verfolgen, weil er einen zweiten Weltkrieg vermeiden wollte. Halifax hatte eine besonders gute Beziehung zu Chamberlain aufgebaut, er wurde daher rasch zum Lordratspräsidenten ernannt und trat bald als Favorit hervor.

Im November 1937 wurde Halifax von Hermann Göring, dem Gründer der Gestapo, zu einer Fuchsjagd nach Deutschland eingeladen. Als dieser an sich schon sensationelle Termin um ein Treffen mit Hitler erweitert wurde, brachte dies Halifax in eine schwierige Position zwischen den einander zuwiderlaufenden politischen Ansätzen des Premierministers und des Aussenministers. Chamberlains Überzeugung, das Treffen wäre eine lediglich informelle Höflichkeit am Ende von Halifax' Aufenthalt, schürte beim Aussenministerium den Verdacht, jemand aus dem Pro-Appesement-Lager wäre vom Premierminister heimlich dazu autorisiert worden, ein Treffen zu leiten, bei dem alle möglichen

aussenpolitischen Fragen besprochen werden könnten. Trotz der Einwände Edens wurde Halifax die Teilnahme gestattet, doch man wies ihn an, sich auf «warnende Bemerkungen hinsichtlich Österreich und der Tschechoslowakei zu beschränken», die nächsten beiden Länder, die Hitler bereits eindeutig im Auge hatte.¹⁰ In einem Memo, das Halifax bei seiner Rückkehr ans Aussenministerium schickte, las Eden jedoch mit Entsetzen, dass er *tatsächlich* mögliche Änderungen der europäischen Einigung diskutiert hatte, die sich im Laufe der Zeit ergeben sollten. Diese Fragen betrafen Danzig, Österreich und die Tschechoslowakei.¹¹

Das Treffen mit Hitler hatte wie eine Farce begonnen. Zuerst hielt Halifax den Führer fälschlicherweise für einen Diener und hätte ihm beinahe seinen Mantel gereicht, dann aber liess er sich «sowohl menschlich als auch politisch» von ihm einnehmen. In einem Brief, den der nach England heimgekehrte Halifax seinem Mentor Stanley Baldwin schrieb, stellte er fest: «Nationalismus und Rassismus sind eine starke Macht, doch ich kann darin nichts Unnatürliches oder Unmoralisches erkennen! (...) Ich hege keinen Zweifel daran, dass diese Leute aufrichtige Kommunismus-Hasser sind usw! Und ich darf sagen, dass wir in ihrer Lage vermutlich ähnlich empfinden würden!»¹²

Verblüffende Worte über einen Mann, der nach seiner Wahl 1935 unverzüglich den landesweiten Boykott jüdischer Geschäfte anordnete, alteingesessenen deutschen Juden die Bürgerrechte entzog und sogenannte Mischehen verbot. Der Brief an Baldwin war jedoch harmlos im Vergleich zu Halifax' kriecherischem Verhalten gegenüber Hitler. Eine einzige

Zeile vagen Missfallens kam ihm über die Lippen, als er sagte, «es gebe einiges im Nazi-System, das der britischen Meinung zuwiderlaufe (Umgang mit der Kirche; vielleicht auch, in geringerem Ausmass, der Umgang mit den Juden und den Gewerkschaften)», doch der Rest des dreistündigen Treffens mit Hitler war angefüllt mit Komplimenten für dessen, wie Halifax sagte, «grossartige Leistungen in Deutschland». Soweit die britische Öffentlichkeit «eine kritische Haltung einnahm ... mag dies zweifellos daran liegen, dass die Menschen in England nicht ausreichend darüber informiert waren», welche wundervollen Veränderungen er bewirkt habe.¹³

Halifax beabsichtigte zwar eindeutig, sämtliche Punkte zu vermeiden, die zu einem Konflikt hätten führen können – seine Unterhaltungen über diplomatische Themen, die auf Anraten seines Aussenministers dringend zu umgehen gewesen wären, sowie seine überschwänglichen Komplimente an Hitler zeigen jedoch einen Mann, der nicht nur politisch vollkommen überfordert, sondern auch besorgniserregend weit von der realen Situation entfernt war. In sein Tagebuch schrieb er, Hitler habe auf ihn «erstaunlich aufrichtig gewirkt, [wie ein Mann], der an das glaubte, was er sagte».¹⁴ Noch mehr beeindruckte ihn Göring: «Seine Persönlichkeit, in ihrer Zurückhaltung, war schlicht anziehend, wie ein grosser Schuljunge ... ein Amalgam aus Filmstar, an Ländereien interessiertem Grossgrundbesitzer, Premierminister, Parteiführer und Hauptwildhüter in Chatsworth».¹⁵ Görings Status als «Grossgrundbesitzer» sprach Halifax' ländlich-romantische Seite an und vernebelte jegliches Urteilsvermögen, das viel-

leicht noch versucht hätte, sich von dem ganzen teutonischen Honig zu befreien, den man ihm an jenem Tag in die Ohren goss.

Als er nach London zurückkehrte, war es zu spät. Er war das Opfer einer ebenso kunstvollen wie erfolgreichen deutschen PR-Kampagne geworden. Er berichtete dem Kriegskabinett, ein Krieg sei «unvorstellbar» und dass «die Deutschen in nächster Zeit nicht auf Abenteuer aus» seien. Sie hätten «genug damit zu tun, ihr Land aufzubauen».¹⁶ Im letzten Teil seines Berichts ging Halifax auf ein Modell ein, welches vom 25. bis 28. Mai in heftigen Debatten des Kriegskabinetts erneut diskutiert werden sollte: die Aufgabe kolonialer Gebiete als Teil einer gesamteuropäischen Einigung. Lange vor diesen Sitzungen hatte dieser Gedanke jedoch bereits die Grundlage der Appeasement-Politik gebildet, die Halifax und Chamberlain nun aktiv betrieben.

Im Januar 1938 verkündete Chamberlain offiziell seine Politik der kolonialen Befriedung, und die Regierung begann zu überlegen, welche Territorien Europa zusammenklauben und Deutschland anbieten könnte. Politiker und Zeitungen gleichermaßen sprachen sich offen gegen diese Politik aus – in einem Masse, dass sich sogar Hitler selbst über diese öffentliche Kritik beschwerte. Erstaunlicherweise war Halifax sofort zur Stelle, den Diktator zu besänftigen, und verhinderte die Ausstrahlung mehrerer BBC-Radiosendungen, in welchen führende Gegner der Appeasement-Politik ihre Argumente zur Frage der Kolonien vorbringen sollten.

Als Eden im Februar 1938 wegen einer Befriedungspolitik zurücktrat, die Hitlers Pläne in Österreich und Mussolinis

im Mittelmeerraum begünstigte, bot Chamberlain Halifax den Job an.

Nur zwei Wochen später, am n. März 1938, annektierte Hitler Österreich in einer Blitzaktion namens *Anschluss*. Halifax, der dies erwartet hatte, tat sehr wenig, um dem gegenzusteuern, bis es zu spät war und die Truppen bereits in Wien einmarschiert waren. Der deutsche Botschafter in Grossbritannien, Joachim von Ribbentrop, schob Halifax später sogar die alleinige Schuld für den *Anschluss* zu. In den Memoiren, die er nach dem Krieg während der Nürnberger Prozesse in seiner Zelle schrieb, nahm er Bezug auf eine Aussage von Halifax aus dem Jahre 1937, mit der er, wie er sagte, Hitler grünes Licht für eine Invasion gegeben habe: «Das britische Volk würde niemals in den Krieg ziehen, weil sich zwei deutsche Länder vereinigen wollen.»¹⁷

Nach dem *Anschluss* geriet das deutschsprachige Sudetenland in der Tschechoslowakei in den Fokus der Aufmerksamkeit. Wie würde Halifax auf Hitlers Absichten diesbezüglich reagieren?

In seinem Buch *The Roots of Appeasement* beschreibt Martin Gilbert Halifax als «Mann von unsicherem Urteilsvermögen und schwankender Meinung»¹⁸ und wirft ihm und einer Kabelle hochrangiger Befrieder – Sir John Simon, Sir Samuel Hoare, Sir Kingsley Wood, Sir Thomas Inskip, Sir Reginald Dorman-Smith, Earl Stanhope – vor, sie hätten «es für möglich gehalten, die deutsch-britischen Beziehungen vor dem durch Wiederaufrüstung, *Anschluss* und Antisemitismus ausgelösten Sturm zu bewahren, der die internationalen Beziehungen erfasst hatte».¹⁹ Man gelangte zu dem Schluss, dass

es unmöglich sei, eine wie auch immer geartete militärische Reaktion seitens Grossbritannien zu garantieren, sollte Deutschland gewaltsam ein Gebiet annekieren, das von einer Mehrheit ethnischer Deutscher besiedelt war.

Im Sommer des Jahres 1938 kursierten Gerüchte, dass an der tschechischen Grenze deutsche Truppen zusammengezogen würden. Als Hitler britische und französische Lösungsvorschläge zurückwies, wurde im September eine Konferenz in München einberufen. Halifax hatte den Glauben an Hitlers potenzielle Vernunft noch nicht verloren, wollte inzwischen aber auf Nummer sicher gehen und sprach sich klar für eine rasche Aufrüstung Grossbritanniens aus. Doch das war alles viel zu wenig und kam viel zu spät.

In seiner Biografie *The Holy Fox* schreibt Andrew Roberts:

[Halifax] beging den katastrophalen Fehler, seine Erfahrungen aus Indien, wo er es mit dem [indischen] Kongress zu tun gehabt hatte, auf eine Politik zu übertragen, die sich um die Probleme Europas drehte. Er erkannte nicht, dass Hitler weder an Verhandlungen noch an Gewaltfreiheit glaubte. Alles, was für ihn in Indien gegolten hatte ... dass neunzig Prozent eines Problems psychologischer Natur seien ... dass direkte Verhandlungen funktionierten, dass kurzfristige Demütigungen in Erwartung einer allgemeinen Einigung hinzunehmen seien, und dass die historische Unausweichlichkeit gegen ihn arbeitete, funktionierte im indischen Kontext gut. Als Halifax jedoch exakt dieselben Kriterien in seinem Umgang mit Nazi-

Deutschland anwandte, erwies sich jede einzelne dieser Annahmen als katastrophal.²⁰

Als Chamberlain am 30. September aus München zurückkehrte, sein kleines weisses Blatt Papier schwenkte und «Frieden für unsere Zeit!» verkündete, war Halifax unter den vielen, die diesen vermeintlichen Sieg feierten, dabei jedoch verkannten, dass Hitler, wenn (zumindest noch) nicht die Tschechoslowakei, so doch das Sudetenland als Teil der Abmachung geschenkt bekam.

So kam es auch. Am 1. Oktober 1938 marschierten die Deutschen ins Sudetenland ein, ohne einen einzigen Schuss abzufeuern.

Halifax' ständiges Hin und Her darüber, welche Position er Hitler gegenüber einnehmen sollte, zeigte einen Mann, der mit der Aussenpolitik immer noch überfordert war. Am 12. Oktober 1938, zwei Wochen, nachdem er den Erfolg von München gefeiert hatte, widersprach er seiner eigenen Politik bei einem Treffen mit dem amerikanischen Botschafter Joseph Kennedy, der Washington folgendermassen Bericht erstattete:

Ich verbrachte heute Nachmittag eineinhalb Stunden mit Halifax. Wir tranken Tee vor seinem Kamin, während er mir umriss, was meiner Meinung nach die künftige Politik der Regierung Ihrer Majestät sein könnte. Erstens glaubt Halifax nicht, dass Hitler einen Krieg mit Grossbritannien will, und auch nicht, dass es besonders sinnvoll für Grossbritannien wäre, einen Krieg gegen Hitler zu führen, solange die englischen Dominions nicht direkt betroffen sind. Die Zukunft Englands, wie er sie sieht, ist es, das

Land in der Luft zu stärken, und «Frankreich sollte übrigens dasselbe tun», damit sie aus der Luft unangreifbar sind. Danach soll man Hitler machen lassen und in Kontinentaleuropa tun lassen, was ihm beliebt ... [derweil] will man die Beziehungen zu den Dominions weiter festigen und den Vereinigten Staaten freundschaftlich verbunden bleiben ... Was alles andere betrifft, kann Hitler schliesslich für sich selbst das Beste tun.²¹

Die Ereignisse der *Kristallnacht* – als es am 9. und 10. November in ganz Deutschland zu antijüdischen Pogromen kam – brachten Halifax dazu, noch einmal über alles nachzudenken. Er berief eine Dringlichkeitssitzung des Aussenpolitischen Komitees ein und verkündete: «Die Vorkommnisse der letzten Tage in Deutschland im Gefolge der Ereignisse seit München machen eine Positionierung sehr schwierig.»²² Wie er Joseph Kennedy bereits mitgeteilt hatte, veranlasste er eine sofortige Aufstockung der Luftstreitkräfte und schlug vor, die Wehrpflicht einzuführen – hierbei wurde er jedoch von Chamberlain und Schatzkanzler Sir John Simon überstimmt.

Bei einer Kabinettsitzung am 15. Dezember 1938 brachte Halifax seine Opposition gegenüber Deutschland zum Ausdruck und erklärte, dass das «endgültige Ziel, welches zu erreichen er sich wünsche, die, so wörtlich, Vernichtung des Nazismus [sei]. Solange der Nazismus bestehe, sei der Frieden unsicher.»²³

Zu Beginn des neuen Jahres, 1939, gab es immer mehr Befürworter einer Kandidatur Halifax' als neuer Premierminister. Chamberlain war alt und müde und beging weiterhin

einen peinlichen Fehler nach dem anderen. Halifax war entsetzt, als der Premierminister, ohne zuvor mit seinem Aussenminister zu sprechen, eine kurze Pressekonferenz abhielt, in welcher er verkündete, die Situation mit Deutschland sei besser, als sie «eine Zeitlang» gewesen sei,²⁴ und dass die beiden Nationen Abrüstungsgespräche führten. Chamberlain gab erneut eine lächerliche Figur ab, als keine Woche später Truppen in Prag einmarschierten und Halifax drängte, Grossbritannien müsse die Sicherheit Polens garantieren, sollte Hitler auch dort eine Invasion versuchen. Dies war ein durchaus riskanter Zug, doch er liess den Aussenminister in noch hellerem Licht als potenziellen künftigen Premierminister erscheinen. Der deutsche Einmarsch in Polen am 1. September 1939 brachte Halifax in eine schwierige Lage, als es um die Schuldverteilung für den Kriegseintritt Grossbritanniens ging, doch war er überzeugt, dass sein konstanter Einsatz für den Frieden in den vorangegangenen Jahren seine Entscheidungen rechtfertigte.

Während ihrer beider Karrieren bis zur Kabinettskrise vom Mai 1940 waren Halifax und Churchill politisch wie persönlich stets wie Öl und Wasser gewesen. Alte Überzeugungen, Ideologien und Moralvorstellungen wurden von diesen beiden äusserst unflexiblen Männern nur schwer überwunden. Keiner vergab dem anderen seine jeweils gegenteilige Meinung zu indischer Selbstbestimmung und Appeasement. Bei den beiden gemein war die felsenfeste Überzeugung, dass ihr Kurs der richtige für Grossbritannien sei, dass niemand patriotischer als er selbst sein könne, und dass die Geschichte ihn –

praktisch durch göttlichen Befehl – dazu auserkoren habe, sein Land in dessen schwerster Stunde zu beschützen. Halifax schrieb später über England im Zweiten Weltkrieg:

Auf dem Weg nach Hause sassen wir an einer Stelle, wo man die Ebene von York überblickte, eine halbe Stunde lang in der Sonne. Die gesamte Landschaft im Vordergrund war vertraut – ihr Anblick, ihre Geräusche, ihre Gerüche; kaum ein Feld, das keine halb vergessene Assoziation wachrief; die rot gedeckten Dörfer und die umliegenden Weiler, die sich um die alte Kirche aus grauem Stein gleichsam zu deren Gesellschaft gruppieren, wo Männer und Frauen wie wir selbst, längst tot und begraben, einst in Andacht und Gebet gekniet hatten. Hier in Yorkshire lag wahrhaft ein Stück des unsterblichen England, wie die weissen Klippen von Dover oder jeder andere Teil unseres Landes, den Engländer je geliebt haben. Dann kam die Frage auf, ob es möglich wäre, dass der preussische Schaftstiefel seinen Weg in diese Landschaft erzwingt, um darin zu treten und zu trampeln, wie es ihm beliebt? Allein der Gedanke daran schien Beleidigung und Schmach; es wäre fast, als wäre jemand dazu verdammt, zuzusehen, wie die eigene Mutter, Ehefrau oder Tochter vergewaltigt wird.²⁵

Diese machtvollen, hochemotionalen Worte eines Mannes, der häufig kalt und gefühllos war, hätten von Churchill stammen können. Beide Männer liebten Grossbritannien mit tief empfundener, inniger Treue, doch ihre Differenzen blieben bestehen: Churchill war der Überzeugung, man müsse Konflikte direkt mit einer Demonstration der Stärke begegnen;

Halifax indes glaubte, dass, wenn man andere – Indien, Deutschland, Italien – sich selbst überliess, deren Bestrebungen Grossbritannien oder den [politischen] Umgang miteinander nicht unbedingt berührten. Was Roberts als «whiggistische» Sichtweise bezeichnet, bedeutete, dass Halifax fest davon überzeugt war, «es gebe zu allen Problemen eine rationale Lösung, und man müsse nur einen *Modus vivendi* finden, mit dem alle Parteien leben könnten ... Eine notwendige Vorbedingung dieser Weitsicht waren Volksparteien, die aufrichtig bemüht waren, Lösungen zu erreichen.»²⁶

Halifax' unerschütterliches Vertrauen in die grundlegende Vernunft des Menschen sollte in den kommenden Jahren seine Handlungen, seine Hoffnungen und schliesslich auch sein Vermächtnis definieren.

SAMSTAG, 11. MAI 1940

*CHURCHILL ERNENNT SEIN
KRIEGSKABINETT*

*DEUTSCHER BLITZKRIEG TRIFFT
HOLLAND UND BELGIEN*

*DEUTSCHE TRUPPEN AN
FRANZÖSISCHER GRENZE
IN STELLUNG*

5. Der grosse «Diktator»

Angesichts der aufregenden Ereignisse des vorangegangenen Tages begab sich der neue Premierminister Grossbritanniens erst um 3 Uhr morgens zu Bett. Er gönnte sich nicht einmal etwas Zeit, bevor er in seine neue Rolle schlüpfte. Als er am Samstag erwachte, schrieb er als Erstes einen weiteren Brief an Chamberlain, in welchem er darum bat, dass «Sie und Edward [Lord Halifax] um 12.30 Uhr in die Kommandozentrale der Admiralität kommen, damit wir die Karten anschauen und alles besprechen können». Chamberlain sagte zu und meinte: «Bis Sie sich eingewöhnt haben, werden wir zu dritt die Verantwortung für die Kriegführung übernehmen.»¹

Der Tag stellte für Churchill eine Art Zwickmühle dar. Er hatte eben erst die Macht übernommen, stand nun aber vor dem schwierigen Balanceakt, beide Seiten seiner neuen Allparteienregierung zufriedenzustellen. Auf der einen Seite befanden sich die tatsächlichen Königsmacher, Clement Attlee und Arthur Greenwood, die sich zwar geweigert hatten, an einer von Neville Chamberlain geführten Regierung mitzuarbeiten, andererseits aber Churchill gegenüber klargemacht hatten, dass sie es ihm nicht danken würden, wenn er Chamberlain ins Kriegskabinett aufnahme oder ihn mit einem hohen ministerialen Posten bedächte, was sie für einen schweren Fehler hielten.

Als er seine Briefe an Chamberlain und Halifax geschrie-

ben hatte, traf sich Winston zu einer «langen Unterredung» mit Attlee und Greenwood. Es war der Versuch, die Entscheidungen, die er nun treffen musste, einvernehmlich abzustimmen, sprich: ob er Chamberlain und Halifax ins Kriegskabinett aufnehmen und mit hohen Ämtern versehen sollte. Als das Treffen vorüber war, glaubten Attlee und Greenwood, sie hätten «Winston reichlich zugesetzt».² Dieser hatte eingewilligt, dass er selbst Unterhausführer und Chamberlain sein Stellvertreter und Lordratspräsident werden sollte.

Als dieser erste Kompromiss erreicht war, begab sich Churchill zu seinem «Ministertreffen» mit Chamberlain und Halifax in die Admiralität. Ebenfalls anwesend waren Generalmajor Hastings («Pug») Ismay, Churchills enger Berater und Vermittler zwischen dem Ministerpräsidenten und den Streitkräften, der Kabinettssekretär Sir Edward Bridges sowie die Stabschefs: der Chef des Luftstabs, Generaloberst der Luftwaffe Sir Cyril Newall; der Erste Seelord und Chef des Marinestabs, Flottenadmiral Sir Dudley Pound; der Chef des Imperialen Generalstabs, General Sir Edmund Ironside; und dessen Stellvertreter, General Sir John Dill.

Die neun Männer diskutierten eine Vielzahl verschiedener Themen: die Rückholung britischen Goldes aus Amsterdam; laufende Verminungs-Operationen in Mannheim; ob man den König fragen sollte, ob er dem im niederländischen Exil lebenden Ex-Kaiser Asyl in England anzubieten wünsche; die Entsendung weiterer bewaffneter Divisionen nach Frankreich; die Möglichkeit, Schweden zum Kriegseintritt auf Seiten der Alliierten zu bewegen; die mögliche Bewaffnung der Polizei in Erwartung einer Invasion in Grossbritan-

nien sowie die Internierung von 4'000 bis 5'000 feindlichen Ausländern in Lagern im Südosten und Osten. Als sie die grundlegenden Fragen bezüglich des Krieges geklärt hatten, verabredeten sie, sich am selben Abend um 22 Uhr nochmals zu treffen.

Interessant ist Lord Halifax' Tagebuchnotiz über das Treffen: Churchill habe den Ministern mitgeteilt, dass «die Labour-Leute versuchten, Probleme zu machen, soweit es um Neville als neuen Unterhausführer ging».³ Der konservative Abgeordnete und damals sehr eifrige Tagebuchschreiber Sir Henry («Chips») Channon notierte ebenfalls:

Um etwa ein Uhr erfuhr ich, dass in der Admiralität, wohin Neville und Halifax von Winston einbestellt worden waren, eine heftige Schlacht getobt hatte; es scheint nämlich, als hätte die Labour-Führung ... verkündet, dass sie es nicht nur ablehnten, *unter* Chamberlain zu dienen, sondern auch *mit* ihm. Winston war in einem Dilemma, da er Neville gestern Abend einen Posten angeboten hatte, den dieser praktisch angenommen hatte, und dies soweit in seiner Ansprache erklärt hatte. Nun könnte Winston vor die Wahl zwischen Labour und Neville gestellt werden und somit nicht mehr in der Lage sein, überhaupt eine Regierung zu bilden. Nachdem er den ganzen Tag [mit der Sache] gerungen hatte, gelang es ihm jedoch im letzten Augenblick, einen Kompromiss herbeizuführen, und die Wechsel im Kabinett wurden verkündet.⁴

Warum blieb diese «heftige Schlacht» in den Protokollen unerwähnt? Hier kommt der Kabinettssekretär Sir Edward

Bridges ins Spiel. Er war der Hauptverantwortliche für die detaillierte Protokollierung aller relevanten Fragen, die während des Zweiten Weltkriegs in den Sitzungen des Kriegskabinetts diskutiert wurden. Als höchster britischer Beamter war er äusserst diskret. Eine von Churchills Telefonistinnen, Ruth Ive, fiel auf, dass er «stets besonders auf [mögliche] Sicherheitslücken und Indiskretionen achtete».⁵

Seine strenge Beurteilung dessen, was möglicherweise als sensible Äusserungen bewertet werden könnte, führte häufig leider zu trockenen Berichten über vermutlich recht heftige Debatten. Hier bieten die persönlichen Tagebücher der Schlüsselfiguren einen besseren und anschaulicheren Eindruck der tatsächlich geführten Wortwechsel. Um eine genaue Rekonstruktion dieser Sitzungen und gereizten Wortgefechte zusätzlich zu erschweren, verbrannte Bridges nach Kriegsende sämtliche seiner Aufzeichnungen, die nicht Eingang in die Protokolle gefunden hatten. Angesichts der erhitzten Diskussionen, die noch bevorstanden, müssen diese Unterlagen tatsächlich wahrer Zündstoff gewesen sein.

Als der Nachmittag des n. Mai voranschritt, begann der Konservativen Partei zu dämmern, was genau eine Premierministerschaft Churchills bedeutete, und die Spekulationen darüber, wer in die neue Allparteienregierung kommen würde, nahmen zu. Nicht genug damit, dass die Partei einen Führer besass, der nur wenig Rückhalt und Vertrauen genoss, polarisierte die notwendige Aufnahme von Attlee und Greenwood ins Kriegskabinetts die Ministerialämter endang der Whitehall. General Ironside glaubte, dass «wir die gesam-

te Stärke der Labour-Bänke wollten, um uns durchzuhelfen».⁶ Halifax indes war gegenteiliger Meinung und schrieb in sein Tagebuch: «Attlee und Greenwood nehmen den Platz von Simon, Sam Hoare und Kingsley Wood ein. Da werden wir intellektuell nichts hinzugewinnen.»⁷ Chamberlain ging sogar so weit, Churchill zu schreiben und zu erklären: «Es kommt allein auf die Persönlichkeiten an, und wenngleich Greenwood einigermaßen sympathisch und verträglich wäre, glaube ich doch nicht, dass er viel beitragen könnte.»⁸ Churchill war gerade erst im Amt und sah sich schon mit Widerstand und Einmischung seiner eigenen Partei konfrontiert.

Als in den blauen Maihimmel über London erneut Sperrballone aufstiegen – ein unheilvolles Zeichen der Gefahr, in der die Hauptstadt schwebte –, ging Lord Halifax, der vom König persönlich einen Schlüssel erhalten hatte, mit seiner Frau durch die Gärten des Buckingham Palace zum Aussenministerium. Wie er in seinem Tagebuch vermerkte, liefen sie unterwegs «dem König und der Königin» über den Weg.

Die Königin äusserte sich sehr direkt über das Benehmen des Unterhauses. Der König sagte mir, er habe gehofft, dass er mit mir zu tun bekommen würde, wenn Neville C. ging, was ich mit angemessenen Bekundungen meiner Dankbarkeit erwiderte, aber auch der Hoffnung, dass er denke, meine Gründe für eine andere Entscheidung seien wohlüberlegt gewesen. Insgesamt bestritt er dies nicht, wenngleich er hinsichtlich Winstons Regierungsmethoden eindeutig Bedenken hegte.⁹

«Bedenken hinsichtlich Winstons Methoden» war stark untertrieben. Als die ersten Minister die Botschaft erreichte, wen der König ernennen würde, war auf der gesamten Whitehall ein kollektives Stöhnen zu vernehmen. Die BBC brachte die Nachricht um 21 Uhr, wonach der Informationsminister Sir John Reith in sein Tagebuch schrieb: «Kriegskabinett verkündete heute Abend, Churchill wird sowohl Verteidigungsminister als auch PM. Der Himmel stehe uns bei. Die drei Dienststressorts sind Sinclair, Eden und Alexander. Das ist offensichtlich deshalb so, damit Churchill sie mehr oder weniger ignorieren und direkt mit den Stabschefs kommunizieren kann. Grässlich.»¹⁰ Es ist vielleicht nicht überraschend, dass Sir John Reith am nächsten Morgen ein Telegramm von Churchill bekam, in dem sich dieser dafür entschuldigte, dass er ihn ohne jede Vorwarnung entlassen habe.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, wird man Sie über den Wechsel, der sich in diesem Amt vollzieht, bereits in Kenntnis gesetzt haben ... Ich bin sicher, Sie werden mir vergeben, dass ich die Veränderung, welche ich für notwendig hielt, Ihnen gegenüber nicht im Vorfeld angedeutet habe. Es ist eine Angelegenheit von höchster nationaler Bedeutung, dass die neue Regierung mit der kürzest möglichen Verzögerung ihre Arbeit aufnimmt.¹¹

Das zweite «Ministertreffen» am 11. Mai wurde in letzter Minute auf 22.30 Uhr verschoben und endete nicht vor Mitternacht – was Halifax ausgesprochen irritierte. Er notierte in sein Tagebuch: «Dieses Nachtleben tut mir nicht gut.»¹² Er und die anderen Minister ahnten ja nicht, dass dies Churchills

Arbeitsweise war und er den Krieg in absehbarer Zukunft auf ähnliche Weise führen würde. Die Treffen am Sonntag, den 12. Mai, verärgerten Halifax ganz ähnlich. Er schrieb:

Das Treffen mit Winston war für 18.30 Uhr anberaumt worden und wurde auf 22.30 Uhr verlegt; ziemlich unerträglich ... Ich werde ihm sagen, wenn er Mitternachts Sitzungen will, kann er sie ohne mich abhalten. Eine lange und diskursive Diskussion, aus der ich mit Unbehagen hinsichtlich Winstons Methoden hervorgehe. Ging um 1 Uhr zu Bett. Diese Zeiten sind für alle unzumutbar, am meisten für die Stabschefs. Ich möchte gemeinsam mit Neville eine Rebellion zu diesem Thema organisieren.¹³

Es war Tag zwei, und Halifax plante bereits eine Rebellion mit Chamberlain gegen Churchill.

Vielleicht ist etwas in dem Wasser, das man den Premierministern kredenzt? Margaret Thatcher behauptete ja bekanntlich, sie schlafe nur vier Stunden pro Nacht. Churchill hatte zumindest die Entschuldigung, dass sich Grossbritannien im Krieg befand und eine nationale Krise herrschte. Er erkannte, dass er keine Zeit hatte, durch die Gärten des Buckingham Palace zu spazieren und das ungewöhnlich warme Maiwetter zu geniessen, wenn bei jeder Sitzung über eine drohende Invasion gesprochen wurde. Doch niemand lobte Churchill für sein beispielhaftes Arbeitsethos. Vielmehr scheint es, als hätte der neue Premierminister von Anfang an nur Klagen zu hören bekommen.

Als die Belegschaft des Premierminister-Büros offiziell Churchill unterstellt wurde, bemerkte sein Erster Privatsekretär John «Jock» Colville, der später einer seiner zuverlässigsten Angestellten wurde, eine «gewisse Stimmung des ‚Unmuts‘ in der Nr. 10, welche hauptsächlich durch den Kontrast zwischen der Beständigkeit des letzten PM und dem inkonsequenten Wesen Churchills bedingt ist. Ich glaube, wir werden uns wohl daran gewöhnen; die Aussicht auf dauerhaft lange Abende – bis 2 Uhr oder später – ist allerdings bedrückend.»¹⁴

Trotz seiner Spätschichten war Churchill auch ein Frühaufsteher, wenngleich er seine Arbeit häufig vom Bett aus verrichtete. Da er auf Zeremonielle nichts gab, blieb er dort und rauchte Zigarren, von welchen ihm, so der Planungsoffizier des Kriegsministeriums, Sir John Sinclair, «um diese Zeit am Morgen blümerant im Magen wurde [7 Uhr]. Ich legte ihm die Karte auf den Bauch, wenn dieser zu rumoren aufgehört hatte, und berichtete ihm, wie die Briten an der Dijle-Linie disponiert waren.»¹⁵ Solches Verhalten war für Churchill nicht ungewöhnlich, wie die Belegschaft in Chartwell nur allzu gut wusste.

Um sicherzustellen, dass er bis spät in die Nacht funktionieren würde, hielt Churchill ein rituelles Nachmittagsschläfchen, gefolgt von einem heissen Bad (dem zweiten des Tages) um 19 Uhr. Dieses musste, wie Clementines Biographin Sonia Purnell schreibt, «zu zwei Dritteln voll sein und exakt 36 Grad Celcius warm, erhitzt auf 40 Grad, wenn er erst einmal in der Wanne sass ... er verschwendete nicht gern Wasser, liebte es aber, in der Wanne Purzelbäume zu schlagen – ein beängstigendes Manöver, bei dem literweise Wasser durch die Decke und auf die Mäntel der Besucher im Zim-

mer darunter tropfte.»¹⁶ Er schrubhte sich gründlich mit einer Bürste und diktierte der Sekretärin, die gerade schüchtern vor der Tür wartete, Reden und Memoranden. Eine ehemalige Sekretärin, Chips Gemell, erinnerte sich, wie sie immer an die Badezimmertür gerufen wurde, wo sie sich diskret mit einem Hüsteln meldete. Dann rief Churchill: «Kommen Sie nicht herein!» Sie blieb also brav «draussen stehen, man hörte diese ganzen wundervollen Badezimmergeräusche und stellte sich vor, wie der Schwamm über dem Kopf ausgedrückt wurde und das Wasser in tiefer liegende Regionen hinabrann. Gelegentlich rief er: ‚Gehen Sie nicht weg!‘, und dann sagte man: ‚Nein, ich bin noch hier‘, und die Badegeräusche gingen weiter, und manchmal ... brauchte er einen gar nicht oder hatte vergessen, was er eigentlich hatte sagen wollen.»¹⁷ Churchills Biograph Roy Jenkins entdeckte eine beinahe «delphinhafte Seite an ihm, was bedeutete, dass es, gleich nach dem Alkoholgenuss, zu seinen grössten körperlichen Freuden gehörte, in entweder heissem Badewasser oder lauwarmem Meerwasser unterzutauchen».¹⁸

Wenn er von seinem geliebten Gesundheitsspaziergang zurückkehrte, hatte er, wie seine Tochter Mary Soames zu berichten wusste, keine Bedenken, die Verbindungsflure zwischen der Admiralität und Downing Street Nr. 10 «angetan mit seinem Badehandtuch wie ein römischer Kaiser zu durchschreiten, dann ging er tropfend weiter von seinem Badezimmer über den Hauptflur zu seinem Schlafzimmer.»¹⁹ Die Angestellten konnten sich glücklich schätzen, dass er wenigstens ein Handtuch umlegte. Wenn er in seinem Allerheiligsten, in Chartwell, ausspannte, war er nicht selten nackt.

Purnell schildert dies folgendermassen: «Nach seinen Waschungen liess Winston sich von seinem Kammerdiener abtrocknen, wonach er sich weigerte, einen Bademantel anzuziehen; wenn er in ein anderes Zimmer gehen wollte, tat er dies unbekleidet. Neue Angestellte waren dann entsetzt, einen sehr rosafarbenen, hundert Kilo schweren nackten Mann mit hängenden Schultern auf sich zueilen zu sehen, der ihnen entgegenrief: ‚Ich komme, wegschauen!‘»²⁰ Die alternative Ankündigung, an die sich Elizabeth Gilliat (ebenfalls eine ehemalige Sekretärin) erinnerte, lautete: «Ich komme im Naturzustand raus, also seht euch vor!»²¹ Dann sah man Sekretärinnen über die Gänge flitzen, so schnell ihre Füsse sie tragen konnten.

Wenn er sich dann doch dazu entschloss, sich anzukleiden, liefen bei Army & Navy Stores exorbitante Rechnungen auf, da Churchill darauf bestand, dass wegen seiner empfindlichen Haut nur die feinste blassrosa Seidenunterwäsche gut genug für ihn sei. Jock Colville, einer seiner Privatsekretäre, erinnert sich, dass er darin aussah «wie ein recht niedliches Schweinchen».²² Seidenwesten wurden gepaart mit prächtigen Seidenmorgenmänteln, bestickt mit Drachen oder Blumen. Die Geschichten über seinen ausgefallenen Geschmack und seine exzentrischen Gewohnheiten drangen sogar bis nach Berlin, wo Joseph Goebbels in sein Tagebuch schrieb, er habe in einem Buch über Churchill gelesen, dass dieser zu viel trinke, Seidenunterwäsche trage und im Bad oder in Unterhosen Diktate aufnehmen lasse. Dies gebe ein erstaunliches Bild ab, das der Führer «höchst amüsan» finde.²³

Wahrscheinlich hat es Churchill nicht allzu viel ausge-

macht, dass die Nazis ihn für eine Witzfigur hielten – schliesslich schadet es nie, wenn man von seinem Feind unterschätzt wird. Diejenigen, die ihn kannten, bleiben jedoch dabei, er sei kein Trinker gewesen. Er trank schon so lange, dass er bemerkenswert viel vertrug – abgesehen von seltenen Ausnahmen. Als er einmal gefragt wurde, wie er es schaffe, während des Tages zu trinken, lautete seine Antwort schlicht «Übung».

Wie viel trank er also tatsächlich?

Seinen ersten, wenngleich sehr schwachen Whisky Soda nahm er etwa eine Stunde nach seinem Morgentablett mit Eiern und Schinken zu sich. Während des Krieges war ihm Kondensmilch so verhasst, dass er auf die traditionelle Tasse Tee zum Frühstück verzichtete und sie durch ein Glas süssen deutschen Weissweins ersetzte. Das übliche Frühstücksmenü blieb. Zum Mittagessen konsumierte er eine Flasche Champagner der Marke Pol Roger und eine weitere zum Abendessen, gefolgt von einem guten Portwein oder Brandy als Digestif, was sich bis in die späten Stunden fortsetzte. Diese Abfolge behielt er sein gesamtes, langes Leben fast ausnahmslos bei. Wie konnte ein Mann in diesem Zustand das Land durch seine gefährlichsten Stunden führen, mag man sich nun, wie die Nazis, zu Recht fragen.

Dieses ikonische und nicht zuletzt von Churchill gezielt selbst geförderte Bild des Zigarre rauchenden Poeten, der immer ein Glas Scotch in der Hand hält, mag heute amüsant wirken, doch am Sonntag, dem 12. Mai 1940, war sein befleckter Ruf nichts zum Lachen. Für seine konservativen Kollegen war er eine ganz andere Art von Witzfigur – eine, deren letzte militärische Aktion mit einer Katastrophe auf

den Dardanellen geendet hatte, und die sich mit schmeichlerischen Freunden aus «liederlichen Welten» umgab.²⁴ Mit diesen Gedanken im Sinn schrieb Lord Hankey, Minister ohne Geschäftsbereich, an den Gleichgesinnten Sir Samuel Hoare, welcher ebenfalls eine Politik der Befriedung vertrat, um ihm von einem Besuch in der Admiralität zu berichten:

Heute Morgen fand ich ein vollkommenes Chaos vor. Niemand hatte den Krieg in dessen Krise im Griff. Statt zu diktieren, war der Diktator [Churchill] in einen schäbigen Zank mit den linken Politikern um die sekundären Ämter verstrickt. NC [Chamberlain] verzweifelte über das Ganze. Die einzige Hoffnung liegt in dem stabilen Kern aus Churchill, Chamberlain und Halifax, doch bezweifle ich, dass es den weisen alten Elefanten [Chamberlain und Halifax] je gelingen wird, den draufgängerischen Elefanten [Churchill] im Zaum zu halten.²⁵

Churchill war durchaus bewusst, wie gefährlich solche Meinungen sein konnten. Jede seiner Bewegungen wurde misstrauisch beäugt, und wenn er Premierminister bleiben wollte, müsste er einen Weg finden, die Andersdenkenden für sich zu gewinnen.

Er genoss eine starke Unterstützung seitens der Öffentlichkeit. Es war beinahe ein Jahr her, seit die Zeitungen begonnen hatten, seine Aufnahme in die Regierung zu fordern, und in ganz London Plakate mit der Aufschrift ‚Welcher Preis, Churchill?‘ aufgetaucht waren. Um Erfolg zu haben, brauchte er jedoch mehr als den Rückhalt der Nation. Am Tag zuvor hatte er als neuer Premierminister mit seinen Brie-

fen an Halifax und Chamberlain Charme-Offensiven gestartet. Schliesslich war Chamberlain immer noch Führer der Konservativen Partei und somit, trotz des Widerstandes von Labour, der amtierende Lordratspräsident.

Eine weitere freundliche Geste gegenüber Neville war die Entscheidung der Churchills, nicht sofort in Downing Street Nr. 10 einzuziehen. Stattdessen wollte Winston noch etwa einen Monat in der Admiralität bleiben, damit Herr und Frau Chamberlain nach und nach ausziehen könnten. Churchill tat alles Erdenkliche, um brüchige Beziehungen zu glätten, insbesondere, als er am Tag darauf, dem 13. Mai, zum ersten Mal als Premierminister vor dem Unterhaus sprechen sollte.

General Ismay erinnerte sich:

Zwei oder drei Tage, nachdem er Premierminister wurde, ging ich mit ihm von der Downing Street zur Admiralität. Vor dem Privateingang wartete eine Gruppe von Menschen, die ihn mit Rufen wie «Viel Glück, Winnie. Gott mit dir» begrüßten. Er war sichtlich bewegt, und sobald wir drinnen im Gebäude waren, brach er in Tränen aus. «Arme Leute», sagte er. «Die armen Leute. Sie vertrauen mir, und ich kann ihnen ziemlich lange Zeit nichts ausser Katastrophen bieten.»²⁶

Als die Aufgabe der Regierungsbildung vom Tisch war, wandten sich Winstons Churchills Gedanken der Frage zu, was er nicht nur seinen Politikkollegen, sondern auch der Nation in ihrer dunkelsten Stunde bieten könne.

MONTAG, 13. MAI 1940

*DEUTSCHE TRUPPEN FALLEN
DURCH DIE ARDENNEN IN
FRANKREICH EIN*

*DIE NIEDERLÄNDISCHE KÖNIGIN
WILHELMINA FLIEHT NACH
ENGLAND*

6. Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß

Es war erst zwei Tage her, dass Winston Churchill «dem König die Hand geküsst» und sein Amt als Premierminister angetreten hatte. Er musste einen Krieg führen und eine Regierung zusammenstellen, und dazu kam eine weitere Aufgabe: seine Antrittsrede im britischen Unterhaus.

Trotz des Triumphs der Amtsübernahme war seine Stellung noch keineswegs gefestigt. Mit der Rede musste er seine Kritiker in Whitehall zum Schweigen bringen und sich die so dringend benötigte Unterstützung verschaffen. Kurzum, die Rede musste ein Meisterstück werden.

Darüber war er sich völlig im Klaren.

Das Parlament war seit der dramatischen Norwegendebatte am 9. Mai und dem Einmarsch der Deutschen in die Niederlande am Folgetag nicht mehr zusammengetreten, und viele konservative Abgeordnete machten sich schwere Vorwürfe. Sie hatten aus Enttäuschung und um ihrem Ärger Luft zu machen gegen die Regierung gestimmt, ohne zu begreifen, dass sie damit zum Sturz Neville Chamberlains beitrugen. Jetzt blickten sie mit Misstrauen und einer Art «Kaufreue» dem neuen Premierminister entgegen, als dieser das Unterhaus betrat. Sein Empfang fiel gedämpft aus. Von den Labour-Abgeordneten und Liberalen kam schwacher Beifall, bei den Konservativen überwog versteinertes Schweigen.

Im Unterhaus herrschte seit Tagen Chaos. Chips Channon beschrieb die Stimmung in seinem Tagebuch: Alles ab-

surd theatralisch und typisch Winston: Zunächst wurden wir durch ein vom Sprecher unterzeichnetes Telegramm zur Sitzung einberufen und angewiesen, zu niemandem davon zu sprechen. Aber da beide Häuser geladen waren, müssen über 1'300 Telegramme verschickt worden sein, die gewiss von buchstäblich Tausenden von Menschen gesehen wurden.

Ich traf um 14.15 Uhr ein und fand eine Stimmung der allgemeinen Verunsicherung vor. Niemand wusste, wer zu was ernannt und wer entlassen worden war. Es ging zu wie im Tollhaus. Ich trat zu einer Gruppe verwirrter Minister ... Sie plauderten und waren in ihrer Ahnungslosigkeit belustigt und besorgt zugleich.

Als Neville ein traf, wie immer scheu und in sich gekehrt, kannten die Parlamentarier kein Halten mehr. Sie jubelten ihm zu, klatschten Beifall und schwenkten ihre Tagesordnungen. Sein Empfang geriet zu einer regelrechten Ovation.¹

Während im Inneren ein Umbruch stattfand, verschlechterte sich die Lage in Holland, Belgien und Frankreich zunehmend, wie aus entsprechenden Frontberichten hervorging. Die Spannung im Parlament war mit Händen zu greifen. Es lag jetzt an Churchill, gegen die «allgemeine Verunsicherung» einzuschreiten und die Ängste der Parlamentarier zu beschwichtigen. Sein einziges Mittel dafür waren Worte.

Er hätte den Moment nicht besser wählen können, und bis zu einem gewissen Grad hatte er das auch getan.

Um 14.54 Uhr stand er auf, trat vor die Dokumententruhe und begann zu sprechen:

Ich beantrage, dass das Haus der Bildung einer Regierung zustimmt, die den vereinten und unbeugsamen Willen des Landes verkörpert, den Krieg mit Deutschland bis zu einem siegreichen Ende zu führen.

So weit, so gut – etwas umständlich, aber auf jeden Fall staatsmännisch. Der Aufschlag war gemacht, der Ballwechsel konnte beginnen ...

Freitagabend erhielt ich den Auftrag Seiner Majestät, eine neue Regierung zu bilden. Es war der deutliche Wunsch und Wille des Parlaments und der Nation, dass diese Regierung auf einer möglichst breiten Basis gebildet werden und alle Parteien einschliessen solle, sowohl diejenigen, die die vorige Regierung unterstützt haben, als auch die Oppositionsparteien. Ich habe den wichtigsten Teil dieser Aufgabe bereits erfüllt. Es wurde ein aus fünf Ministern bestehendes Kriegskabinett gebildet, das durch die Aufnahme der oppositionellen Liberalen die Einheit der Nation repräsentiert. Die Führer der drei Parteien haben sich bereit erklärt, an der Regierung teilzunehmen, sei es im Kriegskabinett oder in hohen Regierungsfunktionen. Die drei militärischen Ressorts sind besetzt. Es war notwendig, dies binnen eines Tages zu tun, in Anbetracht der ausserordentlichen Dringlichkeit und Schwere der Ereignisse. Eine Anzahl anderer Funktionen von entscheidender Wichtigkeit sind gestern vergeben worden, und ich unterbreite Seiner Majestät heute Abend eine weitere Liste. Ich hoffe, die Ernennung der wichtigsten Minister während des morgigen Tages abschliessen zu können. Die Bestellung der anderen Minister nimmt gewöhnlich

etwas längere Zeit in Anspruch; ich bin jedoch gewiss, dass bis zur nächsten Unterhaussitzung auch dieser Teil meiner Aufgabe erledigt und die Regierungsbildung in jeder Hinsicht abgeschlossen sein wird.

Ich habe es im öffentlichen Interesse als notwendig erachtet, die Einberufung des Hauses für heute vorzuschlagen. Der Sprecher des Unterhauses war einverstanden und unternahm die notwendigen Schritte gemäss der Vollmacht, die ihm durch Parlamentsbeschluss übertragen worden ist. Am Ende der heutigen Sitzung wird die Vertagung des Unterhauses auf Dienstag, den 21. Mai, beantragt werden, wobei natürlich Vorkehrungen für eine eventuell notwendige frühere Einberufung getroffen werden. Die Geschäftsordnung der nächsten Sitzung wird den Abgeordneten so bald als möglich bekanntgegeben werden. Ich bitte nun das Haus, durch Annahme der von mir eingebrachten Resolution den unternommenen Schritten seine Zustimmung zu geben und der neuen Regierung sein Vertrauen auszusprechen.

Eine Regierung von solchem Ausmass und solcher Vielgestaltigkeit zu bilden, ist an sich eine schwere Aufgabe; man muss aber bedenken, dass wir uns im Anfangs Stadium einer der grössten Schlachten der Weltgeschichte befinden, dass wir an vielen Punkten Norwegens und Hollands kämpfen, dass wir im Mittelmeer kampfbereit sein müssen, dass der Luftkrieg ohne Unterlass weitergeht und dass wir hier im Lande viele Vorbereitungen treffen müssen. Ich hoffe, man wird es mir verzeihen, wenn ich in dieser kritischen Lage mich heute nicht mit

einer längeren Ansprache an das Haus wende. Ich hoffe, dass jeder meiner Freunde und jeder meiner jetzigen oder früheren Kollegen, der von der Regierungsbildung berührt ist, den etwaigen Mangel an Förmlichkeit nachsehen wird, mit dem wir vorgehen mussten. Ich möchte dem Hause dasselbe sagen, was ich den Mitgliedern dieser Regierung gesagt habe: ‚Ich habe nichts zu bieten als Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß.‘

Uns steht eine Prüfung von allerschwerster Art bevor. Wir haben viele, viele lange Monate des Kämpfens und des Leidens vor uns. Sie werden fragen: Was ist unsere Politik? Ich erwidere: Unsere Politik ist, Krieg zu führen, zu Wasser, zu Lande und in der Luft, mit all unserer Macht und mit aller Kraft, die Gott uns verleihen kann; Krieg zu führen gegen eine ungeheuerliche Tyrannei, die in dem finsternen, trübseligen Katalog des menschlichen Verbrechens unübertroffen bleibt. Das ist unsere Politik. Sie fragen: Was ist unser Ziel? Ich kann es in einem Wort nennen: Sieg – Sieg um jeden Preis, Sieg trotz allem Schrecken, Sieg, wie lang und beschwerlich der Weg dahin auch sein mag; denn ohne Sieg gibt es kein Weiterleben. Möge man sich darüber im Klaren sein: kein Weiterleben für das Britische Weltreich; kein Weiterleben für all das, wofür das Britische Weltreich eingetreten ist; kein Weiterleben für den jahrhundertealten Drang und Impuls des Menschengeschlechts, seinem Ziel zuzustreben. Doch ich übernehme meine Aufgabe voll Energie und Hoffnung. Ich bin dessen gewiss, dass es nicht geduldet werden wird, dass unsere Sache Schiffbruch erleide.

So fühle ich mich in diesem Augenblick berechtigt, die Hilfe aller zu fordern, und ich rufe: Auf denn, lasst uns gemeinsam vorwärtsschreiten mit vereinter Kraft.²

Churchill sprach nur sieben Minuten, dann setzte er sich wieder.

Sein abschliessender Appell, mit vereinter Kraft vorwärtszuschreiten, konnte die Skepsis seiner Gegner zwar nicht überwinden, und wie Channon in seinem Tagebuch notierte, wurde die Rede – die heute als eine der bedeutendsten politischen Reden gilt – «nicht gut aufgenommen».³ Doch während die Bedenken der Parlamentarier nicht ausgeräumt waren, zollte Lloyd George dem neuen Premier Respekt:

Ich gratuliere dem Land zu seiner Ernennung zum Premierminister in diesem so kritischen und schrecklichen Moment. Der Monarch hat, wenn ich das so sagen darf, meiner Meinung nach eine weise Wahl getroffen. Wir kennen die glänzenden geistigen Gaben dieses sehr ehrenwerten Gentleman, seinen unerschrockenen Mut, seine tiefgründige Einsicht in das Wesen des Krieges und seine Erfahrung mit dessen Führung ... Er übernimmt die höchste Verantwortung in einem so schicksalhaften Moment und einer so gefährlichen Zeit, wie es noch nie ein britischer Minister getan hat.⁴

Dieses hohe Lob eines Mannes, der ebenfalls im Krieg Premierminister gewesen war, rührte Churchill zu Tränen, und laut dem Abgeordneten Harold Nicolson «wischte er sich die Augen».⁵ Doch kam, wie Channon notierte, bei dieser und

den folgenden Reden «nur Beifall auf, wenn Nevilles Name fiel».⁶

Andere Tagebucheinträge zum selben Tag klingen wohlwollender. So nannte Nicolson Churchills Rede «sehr kurz ... aber zur Sache».⁷ John Colville sprach von einer «glänzenden kleinen Rede»⁸, und Channon schrieb: «Der neue Premier hat gut gesprochen, ja dramatisch .. »⁹ Doch niemand erkannte die tatsächliche Bedeutung dieses Meisterstücks politischer Rhetorik, das heute neben Abraham Lincolns «Gettysburg Address» gestellt wird.

Churchills Enttäuschung ist verständlich. Er hatte viel Arbeit in die Rede gesteckt, weil er wusste, dass er in einem historisch bedeutsamen Moment sprach. Immer wieder hatte er den Text überarbeitet und Formulierung wie Rhythmus mit dem Feingefühl des Dichters abgewogen. Den Kernsatz der Rede – nach dem sie heute genannt wird – hatte er in den vorangegangenen Tagen sogar wiederholt in Gespräche einfließen lassen, um seine Wirkung zu testen. Malcolm Mac Donald, einer der Minister, die Churchill am Vormittag desselben Tages ernannt hatte, erinnert sich:

Ich trat ein. Der grosse Mann ging im Saal auf und ab, den Kopf auf den massigen Schultern tief in Gedanken vorgereckt und die Hände an den Jackenaufschlägen, als würde er eine Rede im Unterhaus halten.

Er sah sich um, erblickte mich und rief, ohne stehen-zubleiben: ‚Mein lieber Malcolm, ich freue mich, Sie zu sehen. Ich kann Ihnen nichts anbieten ausser ...‘ Er zögerte absichtlich kurz, und ich war schon enttäuscht, denn ich dachte, er wollte mir ein unwichtiges Amt wie das des

Postministers oder etwas Ähnliches übertragen. Dann fuhr er fort: ‚Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß‘.

Ich sah ihn verwirrt an und überlegte, ob er etwa ein neues Kriegsministerium geschaffen hatte und mich zum Minister für Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß machen wollte.

Er beobachtete meine Reaktion, blieb stehen und wechselte dann unvermutet in einen zwanglos freundlichen Ton: ‚Ich will Sie als Gesundheitsminister in meiner Regierung habenx

Im Büro des Privatsekretärs wartete [Leo] Amery auf mich ... und fragte: ‚Hat er Ihnen auch Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß angeboten?‘

Ich bejahte, und Amery sagte, er hätte dasselbe Angebot erhalten. ‚Offenbar probt er seine Rede im Parlament heute Nachmittagx¹⁰

Dieser Bericht gibt uns Einblick in die Arbeitsweise des Redners Churchill – wie er mit den Händen an den Jackenaufschlägen durch den Raum geht und immer wieder seine Rede probt. Jock Colville erinnerte sich, dass ‚die Abfassung einer Rede eine Aufgabe war, bei der Churchill nicht schludern oder sich beeilen wollte¹¹ Es hiess, dass in jeder Minute Redezeit eine Stunde Arbeit steckte. In diesem Fall hatten zwar die Umstände der vergangenen vier Tage Churchills Vorbereitungszeit drastisch verkürzt, doch hatte das der Rede insofern nicht geschadet, als er sich im Grunde schon sein ganzes Leben darauf vorbereitete.

Als er sich 1896 in Indien selbst fortbildete, hatte er sich mit vielen grossen Denkern und Historikern beschäftigt.

In den Werken von Sokrates, Platon und Aristoteles weckte vor allem eines seine Aufmerksamkeit: ihre rhetorische Kunst. In einem unveröffentlichten Aufsatz mit dem Titel *Die Grundlagen der Rhetorik* schrieb der 23-Jährige: «Die rhetorische Fähigkeit ist weder ganz Veranlagung noch ganz erworben, sie muss ausgebildet werden. Das besondere Temperament und die besonderen Fähigkeiten des Redners rühren von seiner Veranlagung. Die Fähigkeiten werden durch Üben weiterentwickelt.»¹² In seinem Fall dauerte das Üben über 40 Jahre.

Die Ursprünge von «Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß» können wir bis zu Ciceros *De Divinatione II* (44 v. Chr.) und zu Livius' *Römischer Geschichte* (ca. 29 v. Chr.) zurückverfolgen, wo «sudor et sanguis» (Schweiß und Blut) zum ersten Mal und dann gleich mehrfach genannt wurden.¹³ Jahrhunderte später schrieb John Donne 1611 in seinem Gedicht *Anatomie der Welt*: «Dass es vergeblich ist, sie zu erweichen mit deinen Tränen, deinem Schweiß oder Blut.»¹⁴ 1823 schrieb Lord Byron: «Jahr für Jahr fiel ihre Wahl auf Blut und Schweiß und Tränen der Millionen – und warum? Für Zins und Pacht!»¹⁵ Und in Robert Brownings Gedicht *Ixion* aus dem Jahr 1883 finden sich die Worte: «Tränen, Schweiß und Blut – drei Schreckenswörter einst, doch jetzt verherrlicht.»¹⁶

Auch Reden von Politikern und militärischen Führern beeinflussten Churchill. 1849 hielt der italienische Revolutionär und Patriot Giuseppe Garibaldi vor seinen belagerten Soldaten eine aufrüttelnde Rede auf dem Petersplatz in Rom. Ein Satz daraus lautet: «Ich biete euch weder Geld noch Quartier, noch Verpflegung. Ich biete euch Hunger, Durst, Gewaltmärsche, Schlachten und Tod.»¹⁷

Fast 50 Jahre später sprach Theodore Roosevelt in einer Rede an einer Marinekriegsschule 1897 davon, wie in der Vergangenheit die Vorväter «aufgrund von Blut, Schweiß und Tränen, Mühsal und Not» triumphiert hätten.¹⁸

«Amateure kopieren, Profis stehen», lautet der berühmte Ausspruch entweder von Picasso oder von T.S. Eliot, je nachdem, wer ihn von wem geklaut hat.

Im Jahr 1900 begann Churchill seine eigene Version zu entwickeln, als er über seine Zeit in einem Kriegsgefangenenlager der Buren schrieb. In *London to Ladysmith via Pretoria* sagte er zuversichtlich den Sieg der Briten in Südafrika voraus. Er sei «nur eine Frage der Zeit und des Geldes, ausgedrückt in Blut und Tränen».¹⁹ Sichtlich angetan von der Formulierung, verwendete er sie in einem Zeitungsartikel für die *Saturday Evening Post* im selben Jahr erneut: «Zu Friedenszeiten wird das alles sehr traurig und brutal erscheinen, aber es wird weniger Blut und Tränen geben, wenn der nächste Krieg kommt.»²⁰

Der «nächste Krieg» stellte sich als der Erste Weltkrieg heraus, über den Churchill eine fünfbändige Geschichte mit dem Titel *Die Weltkrise* verfasste. Im letzten, 1931 veröffentlichten Band berichtete er über die schrecklichen Zerstörungen an der Ostfront. Die Seiten seines Buches würden «die Mühsal und Gefahren, das Leid und die Leidenschaften von Millionen von Menschen aufzeichnen. Ihr Schweiß, ihre Tränen und ihr Blut tränkten die endlose Ebene.»²¹ Zwei Jahre später war in seiner Biografie des Herzogs von Marlborough von «Torheiten» die Rede, die «mit Blut und Mühsal» bezahlt würden.²² Und in einem Artikel über Francos Krieg in Spanien schrieb er 1939, die «neuen Strukturen des nationalen Lebens werden auf Blut, Schweiß und Tränen er-

richtet, Dingen, die einander ähnlich sind und daher vereint werden können».²³

Dass die vier Worte über vierzig Jahre eine tiefe emotionale Bedeutung für Churchill hatten, ist unbestritten. In seinem hellsichtigen Aufsatz von 1897 schreibt der junge Churchill, «der Redner verkörpert die Leidenschaften der Menge. Bevor er ihr eine Empfindung einhauchen kann, muss er selbst davon beseelt sein. Wenn er Empörung in ihr wecken will, muss er selbst voller Zorn sein. Bevor er sie zu Tränen rühren kann, müssen seine eigenen Tränen fliessen. Um sie zu überzeugen, muss er selbst glauben.»²⁴ Er müsste also eigentlich auf den kühlen Empfang vorbereitet gewesen sein, den das Unterhaus ihm am 13. Mai bereitete – ja, vielleicht rechnete er sogar damit.

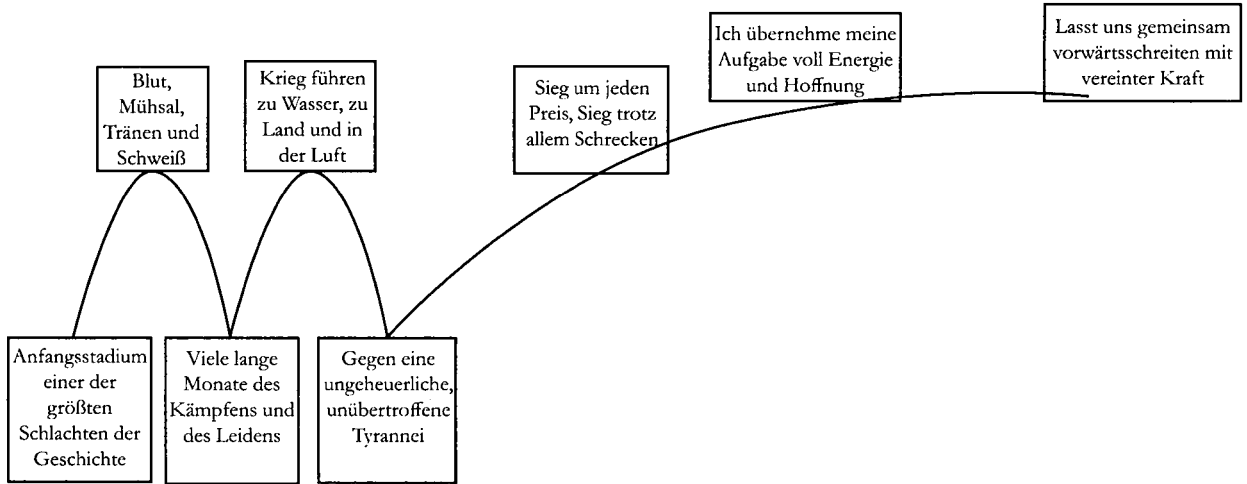
Churchill musste zum einen den Ernst der Lage vermitteln, in der sich die Nation befand, und zugleich das Volk um Vertrauen bitten, dass er es sicher durch die Krise bis zum bitteren Ende führen würde. Nach dem kurzen Vorspann folgt der Kern seiner Rede einem sich wellenförmig steigenden rhetorischen Muster. Churchill macht zunächst klar, wie ernst die Gefahr ist, und präsentiert sich dann als die Hoffnung, als den Mann, der furchtlos und unermüdlich für das Volk arbeiten wird. Anschliessend weist er noch zweimal auf die grosse Gefahr hin, endet aber optimistisch mit einem Appell an das gemeinsame Durchhaltevermögen. Das ist alles klassisch. Seine Hörer sollen ihre Lage ohne Beschönigung zur Kenntnis nehmen, aber keine Angst haben. Sich selbst präsentiert er als kühnen Anführer, der seinem Volk dient.

Er wendet hier geschickt zwei entscheidende rhetorische Kunstgriffe an, die beide aus der Antike stammen.

Zum einen die Anakoinosis, eine Redefigur, mit der der Redner seine Zuhörer oder Gegner nach ihrer Meinung oder ihrem Urteil zu dem Thema fragt, um das es geht. So heisst es etwa: «Sie werden fragen: Was ist unsere Politik?» und «Sie fragen: Was ist unser Ziel?», um seine Zuhörer in die dramatische Auseinandersetzung einzubeziehen. Das andere Kunstmittel ist die Anapher, die Wiederholung eines Worts oder einer Wortgruppe am Anfang zweier oder mehrerer aufeinanderfolgender Verse, Satzteile oder Sätze, wie in den folgenden Beispielen: «Krieg zu führen, zu Wasser, zu Lande und in der Luft ... Krieg zu führen gegen eine ungeheuerliche Tyrannei» oder «Sieg – Sieg um jeden Preis, Sieg trotz allem Schrecken, Sieg, wie lang und beschwerlich der Weg dahin auch sein mag; denn ohne Sieg gibt es kein Weiterleben.»

In seinem Buch *The Roar of the Lion* analysiert der Historiker Richard Toye, wie «die fünfmalige Wiederholung des Wortes ‚Sieg‘ in einem einzigen Satz auf eindrucksvolle Weise Churchills Zielstrebigkeit und Entschlossenheit ausdrückt. Churchill versprach nicht den Sieg, aber er versprach, nicht vorher aufzugeben. Und das bedeutete, dass in seinen Warnungen vor Blutvergiessen und Schrecken ein optimistischer Unterton mitschwang.»²⁵ Damit knüpfte Churchill an eine lange britische Tradition des stoischen Gleichmuts an und griff zudem erneut auf Gedanken aus seinen «Grundlagen der Rhetorik» zurück. Er wusste, dass eine grosse Rede eine Art Trick ist, eine Täuschung des Publikums durch «eine Folge lebendiger Eindrücke, die durch den jeweils nächsten ersetzt werden, bevor sie zu genau betrachtet werden können, und verschwinden, bevor man sie angreifen kann».²⁶

DREISCHNITT DER RHETORIK



Zurück bleibt beim Zuhörer ein Gefühl, ohne dass er manchmal weiss, wie genau es zustande kam. Vielleicht will er es auch gar nicht wissen. Wie leicht sind doch Staatsbürger über Jahrhunderte hinweg auf diese Weise getäuscht und verführt worden.

Man kann verfolgen, wie solche rhetorische Mittel auch im britischen Unterhaus eine Tradition haben. In seinem Buch *Geschichte* zitiert Churchill eine Rede, die William Pitt 1800 in einer Debatte über den Konflikt der Briten mit Napoleon zur Zeit der Französischen Revolution gehalten hat:

[Mr Fox] fordert mich auf, in einem Satz zu sagen, was das Ziel des Krieges sei. Ich weiss nicht, ob ich das mit einem Satz kann. Dagegen kann ich ihm mit einem Wort sagen, dass es um die «Sicherheit» geht: die «Sicherheit» vor einer Gefahr, der grössten, von der die Welt je bedroht wurde. Es geht um die Sicherheit vor einer Gefahr, die es in vergangenen Zeiten der Gesellschaft nicht gegeben hat. Es geht um die Sicherheit vor einer Gefahr, die in Ausmass und Umfang beispiellos ist, einer Gefahr, die alle Länder der Erde bedroht, einer Gefahr, der sich alle Länder Europas widersetzen und keins mit solchem Erfolg wie dieses, weil kein anderes sich so geschlossen und mit solcher Kraft widersetzt.²⁷

In krassem Gegensatz zu Hitlers egomanischen Reden – mit ihrer Betonung des Wortes «ich» – wusste Churchill, der in jahrelanger Beschäftigung ein feines Gespür für das Wesen der Nation entwickelt hatte, die er jetzt führte, um die Macht des «Wir», wenn es darum ging, die britische Öffentlichkeit

zu einer so gewaltigen Kraftanstrengung aufzurufen. Wenn er die Herausforderung in seiner Rede als klar umrissenen Kampf zweier Reiche darstellen wollte – einem demokratischen, guten und einem totalitären, von Grund auf bösen –, war er mit einem «*We shall*» viel besser bedient als mit einem «Ich werde». In seinen kurzen, einfachen angelsächsischen Wendungen folgte ein Pluralpronomen auf das andere: «*Uns* steht ... bevor», «mit all *unserer* Macht», «Lasst *uns gemeinsam* vorwärtsschreiten». Er wollte einem verängstigten Volk schmeicheln, indem er ihm die Hauptrolle im grossen Welt-drama zuwies, und mit Schmeicheln bekommt man bekanntlich alles.

In seinen «Grundlagen der Rhetorik» schrieb er, gedankenlose Menschen würden oft glauben, «die Wirkung einer Rede beruhe auf dem Gebrauch langer Worte. Dass diese Vorstellung falsch ist, ergibt sich aus dem bisher Gesagten. Die kurzen Worte einer Sprache sind in der Regel die älteren. Ihre Bedeutung ist dem Charakter einer Nation tiefer eingepägt, und sie wirken direkter und lassen sich einfacher verstehen ...»²⁸ Die Wörter seiner Rede folgten dieser Vorgabe: «Schlacht», «Blut, Mühsal, Tränen und Schweiss», «Krieg», «Sieg», «Schrecken», «Weiterleben», «Drang», «Hoffnung» und «vereinte Kraft».

Plutarch schrieb unter Berufung auf Platon, dass die Redekunst «Seelenführung ist und dass ihre vornehmste Aufgabe darin besteht, auf die Gemütszustände und Leidenschaften einzuwirken, denn diese sind wie klingende Saiten der Seele, die man in richtiger Weise greifen und schlagen muss».²⁹ Churchill hat mit seiner Rede sein Ziel erreicht, das entscheidende Publikum zu gewinnen – die Öffentlichkeit –, und wurde am folgenden Tag mit einer enthusiastischen



1. Churchill kommt aus einer Kabinettsitzung mit Anthony Eden (*rechts*) und Sir Kingsley Wood (*Zinks*), Mai 1940.



2. Viscount Halifax (*Zinks*) in Hitlers Landhaus *Berghof* in den Bayerischen Alpen, 1937.

3. Neville Chamberlain
(rechts) kehrt 1938 ‚sieg-
reich‘ von der Münchner
Konferenz zurück und
wird von Halifax begrüßt.



4. (unten) Chamberlain
und Halifax treffen den
italienischen Diktator
Mussolini, 1939.





5. Churchill, der Schriftsteller, in seinem Arbeitszimmer in Chartwell, Kent, England.

6. (unten) Churchill, Mai 1940.





7. Churchill spricht zum Volk.



8. Der neue Premierminister mit seiner Ehefrau Clementine auf dem Weg zu ihrem neuen Zuhause in der Downing Street Nr. 10, am 25. Mai 1940.



9. Treffen des Obersten Kriegsrats in Paris, Mai 1940: Clement Attlee (*dritter von rechts*) und der französische Ministerpräsident Paul Reynaud (*rechts*).



10. Die Räume des Kriegskabinetts.



11. Der Kämpfer Churchill inspiziert eine ‚Tommy Gun‘.



12. Londoner Bürger hören Churchill zu.



13. (*links*) »V« für »victory«

14. (*unten*) Churchill in
der Royal Albert Hall.





15. *(oben)* Der Redner Churchill in voller Fahrt auf einer Versammlung der konservativen Partei.

16. *(rechts)* Churchill und seine Ehefrau Clementine beim Pferderennen in Epsom.



17. *(unten)* Churchills Körpersprache unterstreicht die Wirkung seiner Worte.



Reaktion belohnt. Im Gegensatz zu den Augenzeugenberichten aus dem Unterhaus meldeten sowohl *der Daily Telegraph* wie *der Evening Standard*, Churchills Rede sei mit «lautem Beifall» aufgenommen worden.³⁰ Die vom *Standard* veröffentlichte, zum Klassiker gewordene Karikatur David Lows³¹ drückte das Vertrauen der Nation in ihren neuen Premierminister aus.

Während die Zeitungen in den Druck gingen, tagte das Kriegskabinet in der Downing Street Nr. 10, um über die neuesten Meldungen vom Kontinent zu sprechen. Churchill sagte den Anwesenden, seiner Meinung nach sei ein Luftangriff auf England «unvermeidlich». Unabhängig vom Verlauf des Krieges in Frankreich sei es an der Zeit, einen Mann persönlich über den «Ernst der Lage» in Kenntnis zu setzen, der, wie er hoffe, seine Rede gehört habe: den amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt.³²



ALL BEHIND YOU, WINSTON

DIENSTAG, 14. MAI 1940

*HOLLAND WIRD ÜBERRANNT
UND WIRD PROGNOSEN
ZUFOLGE INNERHALB
WENIGER TAGE IN
DEUTSCHER HAND SEIN.*

*NACH HEFTIGEN ZWEITÄGIGEN
KÄMPFEN ÜBERQUEREN
DEUTSCHE PANZER DIE MAAS
NACH FRANKREICH*

*ÜBER DIE STRATEGISCHEN ZIELE
DER DEUTSCHEN HERRSCHT
VERWIRRUNG*

*DER OBERBEFEHLSHABER
DER FRANZÖSISCHEN ARMEE
GENERAL MAURICE GAMELIN
IGNORIERT WARNUNGEN VOR
EINER DEUTSCHEN FALLE*

*UND LÄSST SEINE TRUPPEN
IN DIE NIEDERLANDE
VORRÜCKEN, WÄHREND DIE
MAGINOT-LINIE KAUM NOCH
VERTEIDIGT WIRD*

7. Die Lage verschlimmert sich

Als die Briten am 14. Mai aufwachten, feierten die Zeitungen den meisterhaften Auftritt Churchills im Unterhaus, ganz nach dem Motto der Karikatur: «Alle hinter dir, Winston.»

Doch die Kriegslage verdüsterte sich rasch. Die grösste Invasion, die die Welt je gesehen hatte – drei Millionen deutsche Soldaten im Einsatz und weitere zwei Millionen zu Hause in Bereitschaft –, ging so rasch vonstatten, dass die Alliierten mit ihren primitiven Feldtelefonen, Telegrammen und Meldern auf schlammverkrusteten Motorrädern Mühe hatten, das ganze Ausmass des Schreckens zu erfassen und auf die vielen Bedrohungen zu reagieren.

Während Kriegskabinett, Verteidigungsausschuss und Generalstab weiterhin unverdrossen ihre rauchgeschwängerten Besprechungen abhielten, kamen nach und nach Bruchstücke des ganzen Bildes zum Vorschein. Im Kartenzimmer der War Rooms, jenes engen Bunkers unter Whitehall, der während des Krieges als britische Kommandozentrale diente, verfolgte Churchill, wie farbige Nadeln (Grün für die Deutschen) in die grossen Wandkarten Westeuropas gesteckt wurden und wie die grünen Nadeln mit jedem neuen Bericht, der telefonisch einging, wieder herausgezogen und nach Westen versetzt wurden. Er beschrieb diese ersten Tage als «seltsam» insofern, als man «mit der Schlacht lebte, der alle Gedanken galten und gegen die man machtlos war».¹

Das Kriegskabinett versammelte sich um halb zwölf in der Downing Street Nr. 10, um die neuesten Meldungen anzuhören. Inzwischen hatte der deutsche Angriff an der Westfront seine volle Wucht entfaltet. Die französische Armee zog sich nach Antwerpen zurück und versuchte dort zusammen mit den Belgiern, die Front gegen deutsche Panzer und motorisierte Infanterie zu halten. Der bedrohlichste Angriff erfolgte weiter südlich am Frontabschnitt zwischen Namur und Sedan in Belgien und Frankreich, wo deutsche Soldaten die Maas in Richtung Frankreich überquert hatten. Diese Nachricht erschütterte das Kriegskabinett zutiefst, denn die Maas diente seit römischen Zeiten als Barriere, welche die Ebenen Frankreichs, Belgiens und Hollands vor der alten Bedrohung einer Invasion aus dem Osten schützte.

Holland konnte dem Ansturm nicht lange widerstehen. Lord Halifax informierte das Kriegskabinett, der französische Botschafter habe ihn früh am Morgen aufgesucht und sich ernsthaft besorgt über eine Mitteilung der niederländischen Königin Wilhelmina gezeigt, die mittlerweile von König George VI. im Buckingham Palace aufgenommen worden war. Der Franzose interpretierte ihre Worte dahingehend, dass die Niederländer Friedensverhandlungen mit den Deutschen in Betracht zögen. Um die Ängste der Franzosen zu beschwichtigen, hatte Halifax erwidert, nach seiner Deutung besage die Mitteilung das genaue Gegenteil, dass die niederländische Regierung nämlich standhaft bleibe und keineswegs zu Friedensgesprächen neige.

Was die Drohung Italiens anbetraf, auf der Seite der Deutschen in den Krieg einzutreten, wies Halifax das Kriegs-

kabinett auf ein Telegramm hin, das er vom britischen Botschafter in Rom erhalten hatte. Der Botschafter schrieb, «wir sollten uns von verbalen Provokationen von Seiten Italiens nicht dazu verleiten lassen, darauf mit einer Kriegserklärung an Italien zu reagieren ... Wenn Signor Mussolini sich nicht schon zu diesem Schritt entschlossen habe, habe er noch drei oder vier Wochen Zeit, über eine militärische Beteiligung nachzudenken.»² Die Absichten Mussolinis sollten allerdings schon viel früher als in drei oder vier Wochen deutlich werden und zu einem irreparablen Bruch zwischen den beiden Wortführern des Kriegskabinetts Halifax und Churchill führen. Bis dahin gab es Dringenderes zu besprechen.

Churchill nahm an Besprechungen des Generalstabs um 18 Uhr und des Kriegskabinetts um 19 Uhr teil und informierte beide Gremien über eine telefonische Nachricht des französischen Ministerpräsidenten Paul Reynaud:

Deutschland holt zu einem tödlichen Schlag in Richtung Paris aus. Die deutsche Armee ist südlich von Sedan durch unsere Befestigungslinie gebrochen. Der Grund dafür ist, dass wir nicht dem gleichzeitigen Angriff von schweren Panzern und Bombergeschwadern widerstehen können. Um den Vormarsch der Deutschen zu stoppen, solange es noch Zeit ist, und unserem Gegenangriff zum Erfolg zu verhelfen, müssen wir sie von der Unterstützung durch Panzer und Bomber abschneiden. Dies kann nur von einer gewaltigen Streitmacht geleistet werden. Sie waren so freundlich, vier Staffeln zu schicken, was mehr ist, als Sie versprochen haben, aber wenn wir diese Schlacht gewinnen wollen, die entscheidend für den

Krieg sein könnte, ist es notwendig, sofort, möglichst noch heute, zehn weitere Staffeln zu schicken. Ohne diese Unterstützung ist nicht sicher, ob wir den deutschen Vormarsch zwischen Sedan und Paris aufhalten können. Zwischen Sedan und Paris gibt es keine Befestigungen vergleichbar mit der Linie, die um fast jeden Preis wiederhergestellt werden muss.

Ich bin zuversichtlich, dass die Engländer uns in dieser Krise ihre Hilfe nicht versagen werden.³

Die Mühelosigkeit, mit der die Deutschen die Maas überquerten, hatte die Franzosen zutiefst entsetzt. General Ironside glaubte, die Deutschen hätten dafür «Schwimmpanzer verwendet, geschützt durch eine Panzerung, an der das Feuer der französischen Panzer abprallt». Wieder war die Lage so «verworren», dass das Kriegskabinet keine weiteren Truppen nach Frankreich entsenden wollte. Stattdessen hielt man es für «entscheidend, zum frühestmöglichen Zeitpunkt Informationen nicht nur über das Geschehene, sondern auch über die künftigen Absichten der Franzosen» einzuholen und zu klären, ob diese imstande waren, einen ausreichenden Gegenangriff zu führen.⁴

Seit der Morgenbesprechung des Kriegskabinetts hatte Lord Halifax von einem britischen Marineattaché in Rom eine Bestätigung dafür bekommen, dass «in verschiedenen Häfen Handelsschiffe versammelt und bewaffnet» und dass «Minen und Netzsperrern ausgebracht würden».⁵ Doch war ausserdem ein widersprüchlicher Bericht vom britischen Botschafter in Rom eingegangen, demzufolge laut einer verlässlichen Quelle, einem hochrangigen Faschisten, «Signor

Mussolini kategorisch erklärt habe, dass Italien *nicht* in den Krieg eingreifen werde». ⁶ Es kam zu einer Diskussion darüber, ob es besser war, nichts zu tun, oder ob man Schutzmassnahmen in Erwägung ziehen sollte wie zum Beispiel eine Schliessung des Suezkanals, um zu verhindern, dass Italien sich auf diesem Weg mit Nachschub versorgte. Churchill kam zu dem Schluss, dass es am klügsten sei, «abzuwarten, was die Italiener tun würden, und dann eine entsprechende Entscheidung zu treffen». ⁷ Anschliessend vertagte man sich auf den nächsten Morgen, und Churchill kehrte zu seiner Arbeit in der Admiralität zurück.

Im Salon des Hauses der Admiralität hatte man provisorisch einen privaten «War Room» für ihn eingerichtet. Jock Colville erinnert sich, wie inmitten der «seltsamen, hässlichen Delfinmöbel», derentwegen Churchill von einem «Fischzimmer» sprach, Platz für einen Privatsekretär und eine der speziell ausgebildeten «Nacht-Tippsen» Churchills geschaffen wurde. «Neben seinem Schreibtisch steht ein Tisch voller Whiskyflaschen etc. Auf dem Schreibtisch selbst liegen alle möglichen Dinge: Zahnstocher, goldene Medaillen (die er als Briefbeschwerer verwendet), spezielle Manschetten, um sich die Jackenärmel nicht schmutzig zu machen, und zahllose Tabletten und Pülverchen.» ⁸

Gegen halb elf abends tauchte dort eine «bunt zusammengewürfelte Schar» auf, bestehend aus General Ismay, Kriegsminister Anthony Eden, Luftfahrtminister Sir Arthur Sinclair, dem Chief Whip der Tories David Margesson, den Churchill übernommen hatte, dem Minister für Flugzeugproduktion Lord Beaverbrook und Joseph Kennedy, dem ameri-

kanischen Botschafter (und Vater John E Kennedys). Colville sprach von «höchst sonderbaren Bettgenossen!», hörte zu, wie sie über den deutschen Vormarsch diskutierten, und kommentierte die «schwarzseherischen und ... nicht vertrauenswürdigen Ansichten Mr Kennedys».⁹

Churchill arbeitete wieder bis nach ein Uhr, war am 15. Mai aber schon um sieben auf, um mit dem französischen Ministerpräsidenten zu sprechen. Die Nachrichten waren niederschmetternd. Reynaud war laut Churchill in einer «sehr erregten Stimmung».¹⁰ Spät am Abend zuvor war der französische Gegenangriff südlich von Sedan gescheitert. Damit war «die Strasse nach Paris offen und die Schlacht verloren. Er sprach sogar davon, aufzugeben.»¹¹ Das Letzte, was Churchill gebrauchen konnte, war, dass der stärkste Verbündete seines Landes den Kopf verlor und kapitulierte, so dass Grossbritannien der rohen Gewalt der Nazis allein ausgesetzt war. Also nahm er es auf sich, Reynaud zu beruhigen.

Er [Reynaud] dürfe sich nicht von solcherlei panischen Nachrichten [Meldungen der Militärs] in die Irre führen lassen. Nur ein kleiner Teil der französischen Armee sei bisher in Kämpfe verwickelt worden, und die Deutschen, die durchgebrochen seien, seien in einer verwundbaren Lage. Er sagte auch mehrere Male, egal was die Franzosen tun würden, wir würden bis zum letzten Mann kämpfen.

M. Reynaud bat uns, ihnen weitere Truppen zu Hilfe zu schicken. Der Premierminister erwiderte, dass dies, wie er selbst wisse, unmöglich sei.

Der Premierminister bat M. Reynaud um die Erlaubnis, selbst mit General Georges [dem französischen Oberbefehlshaber am nordöstlichen Frontabschnitt] sprechen zu dürfen, und bekam sie auch. General Georges rief später an, kurz nach neun.¹²

Glücklicherweise verlief Churchills Gespräch mit dem General unendlich viel ruhiger, und er informierte im Anschluss daran um zehn den Generalstab und um elf das Kriegskabinett, dass die Situation zwar «zweifellos ernst sei ... die Deutschen seien auf einem ziemlich langen Frontabschnitt durchgebrochen, aber das Loch sei jetzt gestopft».¹³

Gestopft? Alle stürzten sich auf die gute Nachricht und gaben sie weiter.

Doch die Erleichterung währte nur kurz. Lord Halifax hatte besorgniserregende Neuigkeiten. Zum einen hatte ihn der niederländische Minister in London an diesem Vormittag angerufen und informiert, dass die Niederländer in Bälde «die Übergabe von Rotterdam und Utrecht bekanntgeben» würden, «um den sinnlosen Verlust weiteren Lebens zu vermeiden».¹⁴ Alfred «Duff» Cooper, Churchills neuer Informationsminister, witterte sofort ein mögliches PR-Desaster, sollte die britische Öffentlichkeit durch die Presse von der niederländischen Erklärung erfahren und angesichts der Aussicht, die Niederländer könnten sich aus dem Krieg verabschieden, in Panik geraten. Mit Churchills Zustimmung «sollte klargestellt werden, dass es ... lediglich um die militärische Kapitulation in einem bestimmten Gebiet gehe».¹⁵

Halifax' zweite schlechte Nachricht für das Kriegskabi-

nett betraf einen Bericht Joseph Kennedys, der von einem Kollegen in Rom informiert worden war, dass

die Lage so ernst geworden sei, dass ... er inzwischen glaube, die Chancen für einen Kriegseintritt Italiens auf Seiten Deutschlands stünden zehn zu eins ... Signor Mussolinis Entschluss stehe bereits fest. Er sei überzeugt, dass die Informationen zu militärischen Operationen, die Herr Hitler Mussolini in der Vergangenheit gegeben habe, immer gestimmt hätten. Und die Informationen, die Herr Hitler an diesem Tag übermittelt habe, sprächen von einem vollständigen Sieg der Deutschen in Belgien und den Niederlanden.¹⁶

Die Anwesenden machten betroffene Gesichter. Wenn Italien in den Krieg eintrat, war das Überleben Frankreichs zwischen *zwei* Gegnern noch fraglicher. So gesehen stand Grossbritannien womöglich bald als einziges Land zwischen Hitler und der absoluten Herrschaft über Europa. General Ironside schrieb in sein Tagebuch:

Der Krieg kommt immer näher an uns heran und zwingt einen zu noch stärkerem Nachdenken. Wir leben in einem neuen Abschnitt der Geschichte, dessen Verlauf niemand vorhersehen kann. Niemand wollte, dass wir in einen Krieg eintreten, jedenfalls sicher nicht in einen Krieg auf Leben und Tod und so bald. Wir haben keine Vorbereitungen getroffen, nicht einmal für den Aufbau einer Kriegsindustrie, und jetzt können wir das nicht mehr nachholen. Es ist zu spät. Vielleicht müssen wir uns in diesem Jahr geschlagen geben, Deutschland können wir

jedenfalls nicht niederringen, es sei denn durch wirtschaftliche Mittel.¹⁷

Halifax, der seine Hoffnung zunehmend auf Italien richtete, schlug vor, es könnte «sinnvoll sein, wenn der Premierminister ... Signor Mussolini eine Nachricht zukommen liesse».¹⁸ Churchill erkläre sich bereitwillig einverstanden und skizzierte ausserdem «die Einzelheiten der persönlichen Nachricht, die er allgemeiner Übereinkunft nach an Präsident Roosevelt schicken und in der er diesen über den Ernst der Lage in Kenntnis setzen sollte».¹⁹

Der Schweiss muss Chamberlain in dem stickigen, verrauchten Kabinettszimmer in der Downing Street nur so über die Stirn gelaufen sein. Für die anderen 22 um den Tisch versammelten Männer, die Churchills verzweifelten Versuchen folgten, die Lage zu beruhigen und England das Schicksal Europas zu ersparen, muss sein Scheitern mit Händen zu greifen gewesen sein. Nach der langen Besprechung suchte Chamberlain Halifax in dessen Zimmer auf. In seinem Tagebuch schreibt Halifax, der Ex-Premier sei «durch die politischen Ereignisse zutiefst erschüttert gewesen ... Er sagte, er habe immer geglaubt, er könne nicht im Krieg Premierminister sein, aber als der Krieg dann kam, sei es doch gegangen. Und jetzt, wo der Krieg immer heftiger werde, verspüre er keine Erleichterung darüber, dass er die letzte Verantwortung abgegeben habe.»²⁰

Mit der gewaltigen Last dieser Verantwortung auf den Schultern, setzte sich Churchill an seinen Schreibtisch, um Präsident Roosevelt zu schreiben. Anders als Halifax betrachtete er die Vereinigten Staaten als unmittelbarstes Bollwerk Grossbritanniens gegen die Nazis.

In seiner Zeit als Erster Lord der Admiralität hatte er ein enges Verhältnis zu Roosevelt aufgebaut. Entsprechend offen gab er sich jetzt:

Auch wenn ich inzwischen das Amt gewechselt habe, werden Sie gewiss nicht wünschen, dass ich unsere vertrauliche private Korrespondenz einstelle. Wie Sie zweifellos bemerkt haben, hat die Lage sich rasch verdüstert. Die Gegner sind in der Luft deutlich überlegen, und ihre neue Technik beeindruckt die Franzosen zutiefst. Ich persönlich glaube, dass der Kampf an Land gerade erst begonnen hat, und möchte nun das Aufeinandertreffen der Massen abwarten. Bisher arbeitet Hitler mit spezialisierten Einheiten von Panzern und Flugzeugen. Die kleinen Länder werden einfach eins nach dem anderen zerdrückt wie Holzsplitter. Wir müssen damit rechnen, auch wenn es noch nicht sicher ist, dass Mussolini eilen wird, sich an der Plünderung der Zivilisation zu beteiligen. Wir rechnen auch damit, selbst in naher Zukunft aus der Luft und mit Fallschirm- und Luftlandetruppen angegriffen zu werden, und bereiten uns darauf vor. Wenn nötig, werden wir den Krieg allein fortführen, und das macht uns keine Angst. Aber Sie, Herr Präsident, sind sich gewiss darüber im Klaren, dass Stimme und Kraft der Vereinigten Staaten womöglich nichts mehr zählen, wenn sie zu lange zurückgehalten werden. Vielleicht haben Sie es schon morgen mit einem vollkommen unterworfenen, nazifizierten Europa zu tun, das uns mit seinem Gewicht erdrückt. Ich bitte Sie jetzt nur darum, dass Sie sich als nicht-kriegführender

Staat erklären, was bedeuten würde, dass Sie uns mit allem helfen bis auf die Entsendung bewaffneter Truppen...²¹

Im Anschluss nannte er sechs vorrangige Bedürfnisse, von 40 oder 50 alten amerikanischen Zerstörern über einige 100 «der letzten Flugzeugtypen» und Flugabwehrwaffen bis hin zum Kauf von US-Stahl und anderen Rohmaterialien. Für alles, erklärte er, «werden wir weiterhin in Dollar zahlen, solange wir können, aber ich würde gerne mit einiger Zuverlässigkeit davon ausgehen, dass Sie uns, wenn wir nicht mehr zahlen können, die Sachen trotzdem geben».²²

Churchill bat auch um «den Besuch einer Flugzeugstaffel der Vereinigten Staaten in irischen Häfen» zur Abschreckung der Deutschen vor einer Invasion Grossbritanniens auf dem Weg über Irland. Abschliessend forderte er den Präsidenten auf, den «japanischen Hund im Pazifik ruhigzustellen und sich dazu nach Belieben Singapurs zu bedienen». Er unterzeichnete mit «allen guten Wünschen und Hochachtung», dann konnte er nur noch auf die Antwort des Präsidenten warten.²³

Seit Hitlers Machtergreifung 1933 hatten die Vereinigten Staaten beharrlich einen neutralen Kurs verfolgt und Roosevelt hatte öffentlich erklärt, sein Land werde sich an einem künftigen europäischen Konflikt nicht beteiligen. Tatsächlich verabschiedete der Kongress Ende der dreissiger Jahre verschiedene Neutralitätsgesetze, die den Handel mit kriegsführenden Staaten einschränkten und Kredite an dieselben verboten. Als der Krieg dann 1939 ausbrach, wurde der Handel durch ein «Cash-and-carry»-Programm wieder legalisiert (Waffenlieferungen blieben ausgeschlossen), so dass die

USA Grossbritannien und Frankreich inoffiziell unterstützen konnten, die als die einzigen beiden Länder galten, die in «bar» («cash») zahlen und die Ware selbst nach Hause transportieren konnten («carry»).

Zwei Wochen bevor Churchill an Roosevelt schrieb, hatte Grossbritannien 324 Jäger vom Typ Curtiss P-40 für das Heer und 81 Grumman-Kampfflugzeuge für die Marine gekauft. Nach offizieller Darstellung wurden die Flugzeuge «gegenwärtig in den Vereinigten Staaten und zu deren Verwendung» gebaut.²⁴ Grossbritannien bat um Erlaubnis, die Flugzeuge mit einem britischen Flugzeugträger in einem amerikanischen Hafen abholen zu dürfen, doch lehnte Roosevelt das aufgrund der Neutralitätsgesetze ab. Er schlug allerdings vor, «wir [die Amerikaner] könnten es arrangieren, dass die Flugzeuge zur kanadischen Grenze geflogen, über die Grenze geschoben und nach Botwood [Neufundland] weitergeflogen werden».²⁵ Über die Grenze geschoben? Ja. Laut Gesetz war jede mechanische Hilfe verboten. Aber ein solches fast schon komisches Angebot zeigte mit seiner provisorischen Umständlichkeit, wie entschlossen Roosevelt war, sein eigenes Neutralitätsgesetz zu umgehen. Sein Erdrutschsieg 1936 verdankte sich einer entschiedenen Antikriegshaltung, und Churchill wusste, dass es in Amerika zwar eine starke öffentliche Unterstützung für die Alliierten gab, eine offene Beteiligung des Landes am Krieg zu diesem Zeitpunkt aber problematisch gewesen wäre.

Wie Churchill in seinem Brief an den Präsidenten erwähnte, rechnete er inzwischen damit, dass das faschistische

Italien an der Seite Hitlers in den Krieg eintreten würde. Der persönliche Ton, in dem er Roosevelt geschrieben hatte, galt deshalb nicht für Mussolini, als er seinem künftigen Gegner in Rom am Morgen des 16. Mai einen etwas theatralischen Brief schrieb:

Jetzt, da ich mein Amt als Premierminister und als Verteidigungsminister angetreten habe, blicke ich auf unsere Begegnungen in Rom zurück und habe das Bedürfnis, über eine Kluft hinweg, die rasch grösser zu werden scheint, Worte des guten Willens an Sie als den Anführer der italienischen Nation zu richten. Ist es zu spät, zu verhindern, dass ein Strom von Blut zwischen den Völkern Grossbritanniens und Italiens fliesst? Wir können einander zweifellos schwere Wunden und grausame Verletzungen zufügen und das Mittelmeer mit unserem Kampf verdunkeln. Wenn Sie das wollen, dann muss es so sein, doch erkläre ich, dass ich nie ein Feind des grossen Italien war und auch nie ein überzeugter Gegner des italienischen Staatschefs. Es ist müssig, über den Verlauf der grossen Schlachten zu spekulieren, die gegenwärtig in Europa toben, aber ich glaube fest daran, dass England, was immer auf dem Kontinent geschieht, seinen Weg bis zum Ende gehen wird, auch ganz allein, wie wir es in der Vergangenheit schon getan haben, und ich glaube mit einiger Zuversicht, dass uns dabei in zunehmendem Masse die Vereinigten Staaten und darüber hinaus ganz Amerika unterstützen werden.

Bitte glauben Sie mir, dass ich diesen feierlichen Appell, an den man sich erinnern wird, nicht im Geiste der Schwäche oder Angst an Sie richte. Durch die Zeiten

dringt vor allem anderen der Ruf an unser Ohr, dass die gemeinsamen Erben der lateinischen und christlichen Zivilisation nicht in tödlichem Kampf gegeneinander ziehen dürfen. Hören Sie auf diesen Ruf, darum bitte ich Sie mit allem Respekt, bevor das schreckliche Signal gegeben wird. Wir werden es nicht geben.²⁶

Doch schien sich alter Groll nicht nur bei Hitler, sondern auch bei Mussolini hartnäckig zu halten. Als er zwei Tage später antwortete, sprach er seine Gefühle offen aus:

In Antwort auf die Nachricht, die Sie mir geschickt haben, sage ich Ihnen, dass Sie sich gewiss über die gewichtigen historischen und den Umständen geschuldeten Gründe im Klaren sind, die unsere beiden Länder in entgegengesetzte Lager geführt haben. Ohne weiter in der Zeit zurückzugehen, erinnere ich Sie an die Initiative Ihrer Regierung 1935 in Genf, Sanktionen gegen Italien zu verhängen, das sich einen kleinen Platz in der afrikanischen Sonne sichern wollte, ohne dabei Ihre Interessen und Territorien oder die von anderen im Mindesten zu gefährden. Ich erinnere Sie auch an den gegenwärtigen, ganz realen Zustand der Knechtschaft, in dem sich Italien in seinem eigenen Meer befindet. Wenn Ihre Regierung Deutschland den Krieg erklärt hat, um die Ehre Ihrer Unterschrift zu wahren, werden Sie verstehen, dass derselbe Respekt vor den mit dem italienisch-deutschen Vertrag eingegangenen Verpflichtungen die italienische Politik heute und morgen und unter allen denkbaren Umständen leitet.²⁷

Nachdem Churchill Amerika um Hilfe und Italien um Anstand gebeten hatte, begab er sich geradewegs zur Sitzung des Kriegskabinetts am 16. Mai um 11.30 Uhr. Wieder waren die Nachrichten schlecht.

General Ironside informierte die Anwesenden, dass die Deutschen zur Überraschung der Franzosen durch die Maginot-Linie gebrochen seien. «Die Lage sei zweifellos höchst kritisch. Alles hänge jetzt davon ab, ob die Franzosen den von General Gamelin geplanten Gegenangriff kraftvoll durchführen würden.»²⁸ Die Franzosen hatten die Fähigkeit der deutschen Panzer drastisch unterschätzt, die Linie an ihrer schwächsten Stelle in der Nähe der Ardennen zu überqueren, in der Annahme, das Gelände sei dort zu schwierig. Sie hatten den 140 Kilometer langen Abschnitt von Festungen und Bunkern für mehr oder weniger undurchdringlich gehalten. Der Bau der Linie hatte bei seiner Fertigstellung 1935 sagenhafte 7'000 Millionen Franc gekostet, doch blieb ein grosses, 400 Kilometer langes Stück Grenze zwischen Frankreich und Belgien ungeschützt. Man hatte gewissermassen eine Mauer gebaut, aber eine Hintertür offengelassen.

Da Churchill aus erster Hand wusste, in welchem Zustand der französische Ministerpräsident Paul Reynaud sich befand, hatte er zugestimmt, vier Flugzeugstaffeln nach Frankreich zu entsenden, bevor er am Nachmittag selbst zu einer Krisensitzung des Obersten Kriegsrats am Quai d'Orsay in Paris aufbrach. Er war zu der Ansicht gelangt, Grossbritanniens alter Freund Frankreich müsse zu heroischem Widerstand angespornt werden.

Zusammen mit General Ismay und dem Vize des Imperialen Generalstabs, General Sir John Dill, flog er in seiner

zuverlässigen Flamingo in Begleitung von zwei Hurricane-Kampffjets über den Kanal. Unterwegs feilte er an seinem diplomatischen Arsenal und beschloss, Französisch zu sprechen, um das französische Elend noch zu verschärfen. (Genauso wie er englische Wörter erfand wie zum Beispiel «paintedious» zur Beschreibung von Landschaften, die gemalt werden wollten, sprach er oft absichtlich «Franglais» und prägte denkwürdige Ausdrücke, zum Beispiel während einer erhitzten Diskussion mit General Charles de Gaulle im Januar 1943 in Casablanca, als er sagte: «*Si vous m'obstaclere, je vous liquiderai!*» «Wenn Sie mich behindern, liquidiere ich Sie.»)

Ismay erinnert sich in seinen Memoiren an die Reise:

Von dem Moment an, in dem wir den Flughafen Le Bourget betraten, umging uns eine unverkennbar deprimierte Atmosphäre ... Als wir durch die Strassen der Stadt fuhren, wirkten die Menschen lustlos und resigniert und liessen keinerlei Anzeichen jenes leidenschaftlichen Trotzes erkennen, der im vorangegangenen Krieg in der Parole «*Ils ne passeront pas*» [«Sie werden nicht durchkommen»] Ausdruck gefunden hatte. Sie zeigten nur geringes Interesse für unsere von vielen Eskorten begleitete Kolonne und empfingen Churchill nicht mit Beifall ... Am Quai d'Orsay ... war es noch deprimierender. M. Reynaud, M. Daladier [Verteidigungsminister und ehemaliger Ministerpräsident] und General Gamelin erwarteten uns in einem sehr grossen Saal, der auf einen Garten ging, welchen ich von meinem letzten Besuch als sehr schön und gepflegt in Erinnerung hatte, der jetzt aber durch Gruppen von

Feuern verunstaltet war. Man war bereits dabei, das französische Archiv den Flammen zu übergeben.²⁹

Churchill gab sich bei seiner Ankunft betont zuversichtlich. Die Moral der Franzosen war auf einem Tiefpunkt angelangt, und er musste rasch handeln, wenn sie nicht ganz zusammenbrechen sollte. Er informierte das Kriegskabinett telegrafisch über die Panik in Paris und «betonte erneut den tödlichen Ernst der Stunde». Sein Vorschlag war, dass «wir die angeforderten Flugzeugstaffeln (also sechs weitere) morgen schicken sollten»,³⁰ und er setzte eine Kabinettsitzung auf elf Uhr abends an, auf der sein Vorschlag in seiner Abwesenheit besprochen werden sollte. Die Antwort wollte er bis Mitternacht. Eine solche Hilfsmassnahme war bisher abgelehnt worden, weil sie die britische Verteidigung ernsthaft schwächen würde, aber Paris war dem Gegner so gut wie wehrlos ausgeliefert, deshalb blieb keine andere Wahl. Eine halbe Stunde später gab das Kriegskabinett telefonisch seine Zustimmung. Ismay erinnert sich:

[Churchill] war sehr erfreut, dass das Kriegskabinett seiner Empfehlung so rasch gefolgt war, und wir glaubten, er würde M. Reynaud die gute Nachricht sofort telefonisch übermitteln. Doch keineswegs. Er wollte es ihm unbedingt persönlich sagen. So war er. Wir alle kennen die Freude, die es manchen unserer Freunde und vor allem unseren jüngeren Freunden bereitet, uns dabei zuzusehen, wenn wir ihr Geschenk aufmachen. Genau das war in diesem Augenblick Mr Churchills Motiv. Er stand im Begriff, Reynaud eine unbezahlbare Perle zu schenken,

und wollte sein Gesicht sehen, wenn er sie in Empfang nahm.³¹

Churchill und Ismay fuhren also mitten in der Nacht noch rasch zu Reynaud, um ihm die Nachricht zu überbringen, bevor sie am 17. Mai um sieben Uhr morgens nach London zurückkehren wollten. Doch Reynaud war nicht in seinem Büro, und er war auch nicht zu Hause bei seiner Frau. Er war bei seiner Geliebten, Mme la Comtesse de Portes, in ihrer bescheidenen Wohnung an der Place du Palais Bourbon, wo er es sich im Morgenmantel bequem gemacht hatte. Churchill schien davon unbeeindruckt. Da er für seine Nachricht ein grösseres Publikum wollte, bestand er darauf, auch noch Daladier, den Kriegsminister, zu holen. Doch auch Daladier war nicht zu Hause bei seiner Frau. Es war schliesslich Mme la Marquise de Crussol, die ihrem Geliebten Daladier das Telefon reichte und ihm sagte, M. Churchill wünsche ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen.

Churchills Angebot weiterer Flugzeuge wurde mit Erleichterung, Dankbarkeit und heftigem Händeschütteln aufgenommen, aber keiner der drei Männer glaubte so recht, dass sich dadurch viel ändern würde. Churchills grösste Furcht war in diesem Augenblick, dass Frankreich bald Frieden mit Hitler schliessen könnte. Dann würde das ganze Gewicht des Widerstands nur auf Grossbritannien und seinem Empire lasten.

Bei seiner Rückkehr in die Downing Street berief er das Kriegskabinet für zehn Uhr morgens ein und berichtete über seinen Besuch in Frankreich. Er äusserte sein Bedauern darüber, die Kabinettsmitglieder «vor die schwerste Ent-

scheidung gestellt zu haben, die ein britisches Kabinett je habe treffen müssen», aber die Antwort des Kriegskabinetts habe «die Franzosen ganz beträchtlich gestärkt».³²

Die Gespräche in Paris waren nicht leicht gewesen. Die britische Verpflichtung, weitere sechs Staffeln zu entsenden, war äusserst grosszügig in Anbetracht dessen, dass die Briten nur 39 zum Schutz Englands hatten. Den Franzosen gegenüber hatte Churchill die Staffeln «das Leben des Landes» genannt. Man müsse pfleglich mit ihnen umgehen, da die Briten bereits 36 Flugzeuge bei der Verteidigung der Maas verloren hätten. Die Franzosen entgegneten, sie hätten «die Schlacht mit 650 Jägern begonnen und jetzt seien davon nur noch 150 übrig»,³³ worauf Churchill antwortete, «wir hätten alle Orte bombardiert, zu deren Bombardierung man uns aufgefordert habe, und seien darauf bedacht, nur solche lebenswichtigen Ziele anzugreifen, die den Gegner davon abhielten, tagsüber anzugreifen. Es sei nicht sinnvoll, wenn man von den britischen Flugzeugen verlange, gepanzerte Kampffahrzeuge der Deutschen anzugreifen. Das müsse am Boden erledigt werden.»³⁴ Im Anschluss an seinen Bericht über die Gespräche mit dem Obersten Kriegsrat verlas Churchill die Antwort, die er soeben von Präsident Roosevelt bekommen hatte.

Leider war es nicht die erhoffte lebensrettende Erklärung. Roosevelt schrieb zwar, er werde «die Vorschläge, die Sie machen, mit grösstmöglicher Sorgfalt prüfen», aber alle Bestrebungen zur Unterstützung der Alliierten würden «Zeit erfordern».³⁵

Doch für Westeuropa war die Zeit extrem knapp gewor-

den. Das Kriegskabinettt stimmte zu, dass angesichts dieser Umstände eine Erklärung des «höchsten Notstands» vor dem britischen Volk erforderlich sei. Eine solche Verlautbarung liess sich jetzt nicht länger hinausschieben. Chamberlain «bat den Premierminister, am folgenden Tag im Rundfunk eine Erklärung abzugeben».³⁶

Am Vormittag des 19. Mai, eines Sonntags, kam Clementine Churchill vorzeitig von einem Gottesdienst in St. Martin-in-the-Fields im Zentrum von London zurück. Sie war gegangen, als der Geistliche eine pazifistische Predigt gehalten hatte. «Du hättest laut ‚Schande‘ rufen sollen», sagte ihr Mann, «wenn er das Haus Gottes mit Lügen entweihet!»³⁷ Zu einem solchen Zeitpunkt war Pazifismus das Gegenteil von dem, was das Land hören musste – und das Gegenteil von dem, was Churchill ihm zu sagen gedachte. Später am selben Tag zog Churchill sich, wie Coville schreibt, in seinem Ärger und «nach einer mörderischen Woche für einige Stunden Sonnenschein nach Chartwell zurück ... und suchte nach Ablenkung, indem er seinen letzten überlebenden schwarzen Schwan fütterte (die anderen waren von Füchsen gefressen worden)».³⁸ Doch wurde er fast sofort zu einer Sitzung des Kriegskabinetts um halb fünf in die Downing Street zurückgerufen.

Frankreich hatte immer noch keinen glaubhaften Gegenangriff zustande gebracht, und angesichts des raschen Vorstosses der deutschen Armee in Richtung Küste begannen die Militärs über einen möglichen Rückzug des fast 400'000 Mann starken Britischen Expeditionskorps von nahe der belgischen Grenze in Nordfrankreich zum Hafen von Dünkirchen nachzudenken. Der Vorschlag sorgte im Kabinettt für

Bestürzung. Churchill glaubte, das Expeditionskorps wäre dann «in einer Bombenfalle gefangen und sein Totalverlust nur noch eine Frage der Zeit ... Wir müssten einem möglichen Verlust der belgischen Armee ins Auge sehen, aber wir würden den Belgieren durch das Opfer unserer eigenen Armee keinen Dienst erweisen.»³⁹

Das Kriegskabinettt beendete die Sitzung, und um sechs Uhr abends ging Churchill endlich daran, seine Rede zu schreiben.

Allein sass er in seinem Büro in der Admiralität, den Füller in der Hand und einen Stapel Schreibpapier vor sich. Wieder stand er vor der Aufgabe, welche Worte er in welcher Reihenfolge verwenden sollte. Was sollte er ansprechen, was meiden?

Gedanken und Stift müssen in Schwung gekommen sein, denn nur drei Stunden später sass er mit einem heftig bearbeiteten Manuskript vor dem Mikrofon der BBC, um wieder einmal einer verunsicherten Nation Mut zu machen und sie für seine Politik zu gewinnen.

Ein Aspekt bei der Einstudierung der Rede, den die Öffentlichkeit nicht mitbekam, erinnert schon fast an eine Posse. William Manchester berichtet davon in seiner Biografie: «Nach vierzig Jahren im Unterhaus drehte Churchill [beim Sprechen] instinktiv den Kopf von links nach rechts. Das ging bei der BBC natürlich nicht, und deshalb stand Tyrone Guthrie vom Old Vic [Theater in London] hinter ihm und hielt ihn an den Ohren fest, während er an einem Tisch in einem kleinen Zimmer sitzend sprach ...»⁴⁰

Hielt ihn an den Ohren fest? Man behalte dieses Bild im

Kopf und stelle sich vor, wie die Wanduhr der BBC neun schlägt und Churchill unter einer grünen Lampe in das Mikrofon zu sprechen beginnt:

Zum ersten Mal spreche ich als Premierminister zu Ihnen, und zwar in einer Stunde voller Bedeutsamkeit für die Existenz unseres Landes, unseres Weltreichs, unserer Alliierten, und vor allem für die Sache der Freiheit. Eine ungeheure Schlacht wütet in Frankreich und Flandern. Die Deutschen haben mit einer beachtenswerten Kombination von Luftbombardements und schweren Tanks die französischen Verteidigungsanlagen nördlich der Maginot-Linie durchbrochen, und starke Abteilungen ihrer Panzerwagen verwüsten das offene Land, das während der ersten ein, zwei Tage von Verteidigungskräften entblösst war. Sie sind tief eingedrungen und haben auf ihrem Weg Furcht und Verwirrung zurückgelassen. Hinter ihnen folgt nun Infanterie in Lastkraftwagen, und ihr nach folgen wiederum grosse Truppenmassen. Während mehrerer Tage ging nun eine Umgruppierung der französischen Armeen vor sich mit dem Ziele, diesem eindringenden Keil Widerstand zu leisten und ihn anzugreifen, wobei die Königliche Luftwaffe in grossartigen Aktionen wesentliche Hilfe leistete.

Wir dürfen uns durch dieses Auftauchen motorisierter Abteilungen an unvorhergesehenen Stellen hinter unseren Linien nicht erschrecken lassen. Wenn sie hinter unseren Linien operieren, so kämpfen andererseits die Franzosen an vielen Punkten energisch hinter den feindlichen Linien. Beide Seiten befinden sich in einer äusserst gefährlichen Lage. Und wenn die französische und unsere eigene Ar-

mee richtig geführt wird – wovon ich überzeugt bin – , wenn die Franzosen ihre Begabung dafür, sich wieder aufzuraffen und zum Gegenangriff vorzugehen – eine Begabung, für die sie seit Langem berühmt sind –, bewahrt haben, und wenn die britische Armee jene verbissene Ausdauer, jene unerschütterliche Kampffähigkeit zeigt, für die die Vergangenheit so viele Beispiele bietet, dann kann sich die Szene sehr plötzlich verändern.

Es wäre jedoch töricht, den Ernst der Stunde zu verhehlen. Noch törichter wäre es, den Mut zu verlieren oder zu glauben, dass gut ausgebildete, wohlausgerüstete Armeen von drei oder vier Millionen Mann in einem Zeitraum von wenigen Wochen oder Monaten durch einen Handstreich oder Überfall motorisierter Abteilungen, so gewaltig er auch sein möge, geschlagen werden könnten. Wir können zuversichtlich einer Stabilisierung der Fronten in Frankreich und einem Aufeinandertreffen der feindlichen Armeen entgegensehen, das es den britischen und französischen Soldaten gestatten wird, ihre Qualität ehrlich mit der ihrer Feinde zu messen. Ich für meine Person habe unerschütterliches Vertrauen zur Französischen Armee und ihren Führern. Nur ein sehr kleiner Teil dieser Armee hat bisher grössere Kampfhandlungen durchgeführt; und nur ein sehr kleiner Teil Frankreichs ist bisher vom Feinde überrannt worden. Man kann mit gutem Grund annehmen, dass der Feind so gut wie alle seine spezialisierten und mechanisierten Truppen bereits in den Kampf geworfen hat; wir wissen, dass sie sehr schwere Verluste erlitten haben. Jeder Offizier oder Soldat, jede Brigade oder Division, die mit dem

Feinde kämpfen werden, an welchem Kampfplatz auch immer, werden das Ihre zur Erreichung des Endzieles beitragen. Die Armeen müssen den Gedanken aufgeben, dass man hinter Zementwällen oder natürlichen Hindernissen Widerstand zu leisten habe, und sich dessen bewusst werden, dass die Oberhand über den Feind nur durch heftigste, erbarmungslose Angriffe wiedergewonnen werden kann. Dieser Geist muss nicht nur die Heeresleitung, er muss jeden einzelnen kämpfenden Soldaten beseelen. In der Luft haben wir – oftmals gegen eine grosse Übermacht, ja gegen eine Übermacht, die bisher als überwältigend galt – drei bis vier feindliche Flugzeuge heruntergeholt für jedes eigene, das verloren ging; und das Kräfteverhältnis der britischen und der deutschen Luftwaffe ist nun beträchtlich günstiger für uns, als es zu Beginn des Kampfes war. Indem wir die deutschen Bombenflugzeuge abschiessen, kämpfen wir ebenso unseren eigenen Kampf wie den Frankreichs. Mein Vertrauen darauf, dass wir fähig sein werden, den Kampf mit der deutschen Luftwaffe bis zum Ende auszutragen, wurde durch die erbitterten Gefechte bestärkt, die stattgefunden haben und stattfinden. Zur gleichen Zeit greifen unsere schweren Bomber Nacht für Nacht die Quellen, aus denen die deutsche mechanisierte Streitmacht gespeist wird, mit grosser Energie an, sie haben den Ölraffinerien, von denen der Naziplan der Weltbeherrschung unmittelbar abhängig ist, bereits schweren Schaden zugefügt.

Wir müssen erwarten, dass, sobald an der Westfront eine gewisse Stabilität hergestellt ist, das ganze Gewicht der schrecklichen Zerstörungsmaschine, die

Holland binnen weniger Tage ins Verderben und in Knechtschaft gestürzt hat, auf uns losgelassen werden wird. Ich weiss, dass ich im Sinne aller spreche, wenn ich sage, dass wir bereit sind, diesem Angriff die Stirn zu bieten, ihn zu ertragen und ihn zurückzuschlagen – in jedem Ausmasse, soweit es das ungeschriebene Kriegerrecht gestattet. Es wird auf unserer Insel viele Männer und viele Frauen geben, die, wenn die schwere Prüfung über sie hereinbricht – und sie wird kommen –, Trost, ja Stolz empfinden werden, wenn sie daran denken, dass sie die Gefahren unserer jungen Männer an der Front teilen, der Soldaten, Seeleute und Flieger, die Gott segnen möge, und dass sie zumindest einen Teil des Angriffs, den jene ertragen müssen, auf ihr eigenes Haupt ablenken. Ist nicht dies für alle die gegebene Zeit, ihr Menschenmöglichstes zu leisten? Wenn der Kampf gewonnen werden soll, dann müssen wir unsere Soldaten mit ständig wachsenden Mengen von Waffen und Geschossen versorgen, deren sie bedürfen. Wir brauchen – und das schnell – mehr Flugzeuge, mehr Tanks, mehr Granaten, mehr Geschütze. Dieses entscheidend wichtige Kriegsmaterial muss um jeden Preis beschafft werden. Es erhöht unsere Widerstandskraft gegen einen mächtig bewaffneten Feind. Es ersetzt die Verluste des hartnäckigen Kampfes; und das Wissen darum, dass Verluste schnell ersetzt werden, erlaubt es uns, uns leichteren Herzens unserer Reserven zu bedienen und sie nun einzusetzen, da dies von solcher Wichtigkeit ist.

Unsere Aufgabe ist es nicht bloss, die Schlacht zu gewinnen, sondern den Krieg zu gewinnen. Wenn die Heftigkeit dieser Schlacht in Frankreich nachgelassen

haben wird, dann wird der Kampf um unsere Insel losbrechen – um all das, was Grossbritannien ist und bedeutet. Darum wird der Kampf gehen. In diesem Zustand der höchsten Gefahr werden wir nicht zögern, jeden Schritt zu unternehmen, selbst den drastischsten, um von unserer Volke die letzte Unze, den letzten Zoll Anstrengung zu fordern, deren es fähig ist. Die Besitzinteressen, die Zahl der Arbeitsstunden – das alles zählt nicht, wenn es gilt, für Leben und Ehre, für Recht und Freiheit zu kämpfen, wie wir es feierlich geschworen haben.

Ich habe von den Führern der Französischen Republik und besonders von ihrem energischen Ministerpräsidenten, Herrn Reynaud, das heilige Versprechen erhalten, dass sie, was immer auch geschehen möge, bis zum Ende kämpfen werden, möge es bitter oder ruhmvoll sein. Nein, wenn wir bis zum Ende kämpfen, dann kann es nicht anders als ruhmvoll sein. Nachdem ich den Auftrag Seiner Majestät erhalten hatte, habe ich eine Regierung von Männern und Frauen aller Parteien und fast aller politischen Anschauungen gebildet. Wir haben in der Vergangenheit verschiedene Auffassungen gehabt, und wir haben gestritten; nun aber verbindet uns alle ein Band – der Entschluss, Krieg zu führen, bis der Sieg gewonnen ist, uns niemals in Knechtschaft und Schande zu ergeben, wie hoch auch der Preis, wie schwer auch die Prüfung sein möge. Dies ist eine der düstersten Epochen in der langen Geschichte Frankreichs und Grossbritanniens. Sie ist zweifellos auch eine der erhabensten. Schulter an Schulter, von niemandem unterstützt, ausser von ihren Freunden und Brüdern in den grossen Dominions und den weiträumigen Kolonialreichen, die von ihnen ge-

schützt werden, Schulter an Schulter sind das britische und das französische Volk ausgezogen, nicht bloss um Europa, nein, um die ganze Menschheit von der gemeinsamen und geisttötendsten Tyrannei zu befreien, die jemals die Seiten der Geschichte verdunkelt und befleckt hat. Hinter ihnen, hinter uns, hinter den Armeen und Flotten Frankreichs und Britanniens sammelt sich eine Schar zerschmetterter Staaten und niedergeknüppelter Völker: die Tschechen, die Polen, die Norweger, die Dänen, die Holländer, die Belgier, über die alle die lange Nacht der Barbarei hereinbrechen wird, von keinem Hoffnungsstrahl erhellt, wenn wir nicht siegen; denn wir müssen und wir werden siegen.

Heute ist das Trinitätsfest. Vor Jahrhunderten wurden Worte geschrieben, auf dass sie den getreuen Dienern der Wahrheit und Gerechtigkeit ein Ruf und Ansporn seien: «Wappnet euch und seid tapfere Männer, und seid bereit zum Streite: denn es ist besser, im Kampfe umzukommen, als den Frevel anzusehen, der unserem Volke und unseren Altären angetan wird. Wie es Gott im Himmel will, so geschehe es.»⁴¹

Wie schon sechs Tage zuvor erwies Churchill sich als Meister der Rhetorik, der die Menschen im entscheidenden Moment für seine Sache begeistern konnte.

Die Reaktion anderer Politiker war diesmal überwiegend positiv. Anthony Eden schrieb ihm noch am selben Abend: «Sie haben nie etwas so Gutess und Grosses vollbracht. Ich danke Ihnen & ich danke Gott für Sie.»⁴² Captain Claude Berkley, Mitglied im Sekretariat des Kriegskabinetts, notierte in seinem Tagebuch: «Der Premierminister hat gestern

Abend im Rundfunk eine grossartige Rede gehalten und das Volk endlich mit der Wahrheit konfrontiert. Er ist in jeder Beziehung ‚unglaublich‘ und hat, nachdem er vor vier Tagen in Paris einen ernsthaften Zusammenbruch knapp abwenden konnte, hier alle mitgerissen.»⁴³ Und der frühere Premierminister Stanley Baldwin schrieb Churchill: «Ich lauschte gestern Abend Ihrer vertrauten Stimme und hätte Ihnen gern einen kurzen Moment die Hand gedrückt und gesagt, dass ich Ihnen von Herzen alles Gute wünsche – geistige und leibliche Gesundheit und Kraft – für die unerträgliche Bürde, die jetzt auf Ihnen lastet.»⁴⁴

Churchill sollte diese Worte des Zuspruchs mehr brauchen, als er wusste, denn bei Abbeville hatten die ersten deutschen Panzer die französische Küste erreicht, und ihre Besatzungen blickten über den Kanal auf das nur 80 Kilometer entfernte England.

MONTAG, 20. MAI 1940

DER ZUSAMMENBRUCH
DER GESAMTEN 9. ARMEE
FRANKREICHS HAT JEDE
HOFFNUNG AUF EINEN
GEGENANGRIFF ZUNICHTE-
GEMACHT

DEM BRITISCHEN
EXPEDITIONSKORPS BLEIBT
KEINE ANDERE WAHL, ALS EINEN
RÜCKZUG ZU DEN HÄFEN AN
DER KÜSTE ZU VERSUCHEN...
VOR ALLEM DÜNKIRCHEN

CHURCHILL WEIST DIE
ADMIRALITÄT AN, EINE GROSSE
FLOTTE ZIVILER SCHIFFE
ZU SAMMELN, DIE IM FALL
EINER EVAKUIERUNG DIE
FRANZÖSISCHEN HÄFEN
ANLAUFEN SOLL

8. Ängste, Zweifel und Druck von innen

Was noch vor zehn Tagen, als die Deutschen in den Niederlanden eingefallen waren, undenkbar gewesen war – der Fall Frankreichs –, wurde jetzt Wirklichkeit, und Churchills Ärger über den spürbaren Mangel an verlässlichen Informationen zeigte sich immer mehr. General Ismay erinnert sich:

Es ist stets schwierig, genaue Informationen über eine rasch voranschreitende Schlacht zu bekommen, und wer fern vom Geschehen warten muss, muss sich wohl oder übel in Geduld üben. Er darf nicht vergessen, dass der Befehlshaber an der Front damit beschäftigt ist, den Einsatz zu führen, und oft weder die Zeit noch das Wissen hat, um über den genauen Verlauf zu berichten. Mit dieser schlichten Wahrheit konnte sich mein ungestümer Vorgesetzter nie ganz abfinden. Auch berücksichtigte er nicht immer angemessen, dass der Befehlshaber im Nebel des Krieges selbst nicht weiss, was von Stunde zu Stunde an den verschiedenen Abschnitten einer ungeheuer langen Front passiert.¹

Churchill schickte General Ironside nach Frankreich, in der Hoffnung, dass er als Chef des Imperialen Generalstabs zur Klärung der Situation beitragen konnte, in der sich die französischen, belgischen und britischen Armeen befanden. In-

zwischen tagte das Kriegskabinett am 20. Mai um halb zwölf, um erneut über die Möglichkeiten militärischer Unterstützung der britischen Alliierten zu sprechen.

Churchill, der befürchtete, dass ein Angriff der Nazis auf Grossbritannien bevorstehen könnte, stimmte mit dem Kriegskabinett darin überein, dass Grossbritannien «bereits an der äussersten Grenze dessen angekommen sei, was wir Frankreich an Luftunterstützung geben könnten, wenn wir überhaupt noch in der Lage sein wollten, das Vereinigte Königreich, die Flotte, den Seehandel, unsere Flugzeugindustrie und die vielen Lebenszentren überall im Land zu schützen, auf die wir für die Fortführung des Krieges angewiesen seien».² Das war natürlich sehr vernünftig gedacht, beschwor aber auch die sehr reale Aussicht, dass die französische Armee, wenn sie in den nächsten Tagen keine weitere Unterstützung bekam, «den Kampf vielleicht aufgibt».³

Man konnte die französische Kapitulation womöglich abwehren, wenn die Vereinigten Staaten sich bereit erklärten, die von den Briten angeforderten Flugzeuge zur Verfügung zu stellen. Churchill hatte «den verdammten Yankees» am Vorabend ein Telegramm geschickt⁴ und wartete auf die Antwort des Präsidenten. Die Zeit für eine Rettung in letzter Minute wurde allmählich knapp, der Premierminister verzichtete deshalb auf seinen sonstigen «beruhigenden»⁵ Ton und richtete eine deutliche Warnung an Roosevelt:

Unter keinen denkbaren Umständen werden wir zur Kapitulation bereit sein. Aber wenn Mitglieder der gegenwärtigen Regierung gehen müssten und andere kommen

würden, um in den Ruinen zu verhandeln, dürften Sie sich der Tatsache nicht verschliessen, dass das einzige noch übrige Pfund gegen die Deutschen die Flotte wäre. Wenn die Vereinigten Staaten dieses Land seinem Schicksal überlassen würden, könnte niemand den Verantwortlichen Vorwürfe machen, wenn sie für die überlebenden Einwohner die besten Bedingungen aushandelten. Entschuldigen Sie bitte, Herr Präsident, wenn ich diesen Alptraum so unverblümt ausspreche. Ich könnte in diesem Fall ganz offensichtlich nicht für meine Nachfolger bürgen, die sich in ihrer Verzweiflung und Hilflosigkeit womöglich dem Willen der Deutschen unterwerfen müssten.⁶

Am Morgen des 21. Mai kehrte General Ironside aus Frankreich zurück. In Calais hatte eine deutsche Bombe sein Hotel getroffen und er war nur knapp mit dem Leben davongekommen. Er begab sich unverzüglich zu der Sitzung des Kriegskabinetts um halb zwölf, um seine Kollegen zu informieren. Es gab nur schlechte Nachrichten. Er hatte das französische Oberkommando in einem «Zustand der Unentschlossenheit»⁷ vorgefunden, aufgrund der schlechten Nachrichtenlage kaum imstande, sich ein Bild der Lage zu machen. Wie Ironside in seinem Tagebuch schreibt, «verlor [er] die Geduld und schüttelte Billotte [den französischen Oberbefehlshaber der Armeen des Nordens] am Knopf seiner Uniformjacke. Der Mann ist vollkommen am Ende.»⁸

Ironside berichtete, die Strassen seien verstopft mit «Hunderttausenden von Flüchtlingen aus Belgien und den nordfranzösischen Städten»,⁹ die die Beweglichkeit der alli-

ierten Truppen ernsthaft behinderten. Aufgrund des deutschen Vorstosses zur Küstenstadt Boulogne waren die im Norden Frankreichs stationierten britischen und belgischen Soldaten fast vollständig von der französischen Armee und ihren Versorgungsstützpunkten abgeschnitten. Mittel- und führerlos, schrumpfte die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der kämpfenden alliierten Soldaten von Minute zu Minute.

Es herrschte allgemeines Chaos.

Churchill beschloss, dass er wohl oder übel am folgenden Morgen des 22. Mai in aller Früh nach Paris reisen und sich mit Weygand und Reynaud treffen musste. Vielleicht konnte er ihnen zu mehr Durchblick verhelfen. Die mangelhafte Nachrichtenlage brachte ihn zur Weissglut. «Ich kenne in der gesamten Kriegsgeschichte keine solche Misswirtschaft»,¹⁰ sagte er zu Jock Colville, der in seinem Tagebuch notiert, er habe «Winston noch nie so deprimiert erlebt».¹¹ Zu allem Überfluss erfuhr Churchill dann um halb zwei, als er ins Bett gehen wollte, General Billotte sei in einen Autounfall aufgrund von erhöhter Geschwindigkeit verwickelt worden, was das Durcheinander im französischen Kommando noch verstärkte.

Die Situation des Britischen Expeditionskorps war jetzt schlimmer denn je, und der anvisierte Rückzug zu den Kanalhäfen musste ohne den notwendigen Nachschub an Munition und Proviant versucht werden. Vorausgesetzt das Korps erreichte die Küste überhaupt, dann blieb immer noch das Problem, wie man 300'000 Mann mit ihrer Ausrüstung evakuieren sollte. Die deutsche Luftwaffe beherrschte den Himmel, und ein Strand war kein sicherer Rückzugsort.

Als Churchill am 22. Mai in Paris eintraf, begegnete er zu seiner Erleichterung neuem Schwung in der Person des 73-jährigen französischen Oberbefehlshabers General Weygand, der «trotz körperlicher Strapazen und obwohl er die ganze Nacht unterwegs gewesen war ... ausgeruht, lebhaft und hellwach wirkte. Er machte auf alle einen ausgezeichneten Eindruck» und fuhr fort, seinen «Kriegsplan» darzulegen.¹²

Grossbritannien hatte bereits das Maximum an Truppen auf den Kontinent geschickt und nur zurückbehalten, was es zur Landesverteidigung brauchte. Die Soldaten waren am selben Tag in Boulogne gelandet und trafen gegenwärtig Massnahmen, die französischen Häfen Calais und Dünkirchen im Norden zu schützen. Weygand versicherte Churchill in der Besprechung, in Calais seien «drei französische Infanteriebataillons und in Dünkirchen führe ein besonders tatkräftiger Admiral das Kommando, der zum Schutz der Stadt ausreichende Kräfte zur Verfügung habe».¹³ Nachdem Weygand sich persönlich ein Bild von der Front gemacht hatte, kam er zu dem Schluss, dass man «die anglo-franko-belgischen Kräfte im Norden, die aus über 40 Divisionen bestünden, auf keinen Fall auffordern dürfe, sich einfach nach Süden zurückzuziehen, um sich mit der französischen Hauptstreitmacht zu vereinen. Ein solches Manöver sei zum Scheitern verurteilt und würde in die sichere Katastrophe führen.»¹⁴ Churchill stimmte dem zu, erklärte aber gegenüber dem französischen Ministerpräsidenten und General Weygand, die Beziehung zwischen General Billotte und Lord Gort sei «etwas unbefriedigend»,¹⁵ man müsse deshalb daran arbeiten, die Hauptkanäle der Kommunikation zwischen den

alliierten Kräften nördlich und südlich des deutschen Vormarschs wiederherzustellen.

Nach einer guten Stunde endete die Besprechung des Obersten Kriegsrats, wie Ismay sich erinnert, «mit verhaltenem Optimismus».¹⁶ Anschließend kehrten er und Churchill nach London zurück.

Ironside notierte etwas überrascht in seinem Tagebuch, der Premierminister sei in der Sitzung des Kriegskabinetts um halb acht «geradezu heiter» gestimmt gewesen, so sehr habe Weygand ihn beeindruckt.¹⁷ Andere Anwesende teilten diesen Optimismus nicht. Es war bereits klar, dass das Expeditionskorps «eine Chance vertan hatte, sich zu befreien, und kaum noch über Proviant und Munition verfügte».¹⁸ Mehr unter dem Eindruck der Nachrichten vom Schlachtfeld als der französischen Voraussagen, beurteilte auch General Ismay die Lage skeptisch. Er teilte Jock Colville mit, er sei «ernsthafte besorgt» und sehe bereits den Moment voraus, an dem die Franzosen den Kampf aufgeben würden. Colville, angesteckt von Churchills Optimismus, fand Ismays Sorgen «übertrieben, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass die Franzosen sich so sehr blamieren würden».¹⁹

Das Kriegskabinettt wurde darüber informiert, dass der Oberste Kriegsrat Frankreichs einer gemeinsamen Offensive zugestimmt habe, die am folgenden Tag, dem 23. Mai, beginnen würde. Briten und Franzosen sollten in Richtung Südwesten angreifen, die französische Heeresgruppe in Richtung Norden. Doch wie Ironside feststellte, waren «nach bisherigem Wissensstand um Mittag an diesem Tag noch keine Vorbereitungen für diese Angriffe gemacht worden», obwohl dies, wie er glaubte, «einige Zeit kosten würde».²⁰ Auch An-

thony Eden zeigte sich besorgt. Er hatte um fünf Uhr nachmittags telefonisch eine Nachricht von Lord Gort bekommen, der sagte, die Franzosen «seien nicht zum Kampf gerüstet und liessen auch keine solche Absicht erkennen».²¹ In seinem Tagebuch notierte Eden später, er habe dies einen «treffenden Kommentar zu der wachsenden Verwirrung» gefunden, zu deren Behebung «wir weder befugt waren noch die Reserven hatten. Die einzige Hoffnung war eine gemeinsame Offensive von Norden und Süden, wenn es dazu den Willen und die Mittel gab.»²²

Doch als das Kriegskabinett am folgenden Tag um halb zwölf erneut tagte, verflog schnell auch noch der letzte Optimismus. Endlich war ein ungefährender Lagebericht von der Front eingetroffen. Wie Churchill seine Kollegen informierte, waren «sehr viel grössere deutsche Verbände durch die Lücke gedrungen als zunächst angenommen». General Ironside hatte Anweisung, im Kriegsministerium zu bleiben und nicht an der Besprechung teilzunehmen, weil die Lage «so ernst geworden» war.²³

Wieder untergruben mangelnde Informationen und das Ausbleiben einer glaubhaften Reaktion der Franzosen die Hoffnung der Alliierten, sich behaupten zu können. Der Premierminister erklärte, der «ganze Erfolg des mit den Franzosen vereinbarten Plans hänge davon ab, dass die französischen Streitkräfte eine Offensive starteten. Gegenwärtig zeigten sie keinerlei Anzeichen, dies tun zu wollen.»²⁴

Boulogne befand sich inzwischen unter schwerem Beschuss der Deutschen. Die gegnerischen Kräfte waren gefährlich nahe daran, die Stadt einzuschliessen und die Alliiert-

ten völlig abzuschneiden. In Calais sah die Lage nicht besser aus. Es wurde dem Kriegskabinett als «wimmelnde Masse französischer Soldaten und Flüchtlinge» beschrieben, die «alle vollkommen demoralisiert» wirkten.²⁵ Versorgungsschiffe waren zu den Kanalhäfen Calais, Dünkirchen und Boulogne entsandt worden, die deutsche Luftwaffe verhinderte allerdings, dass sie ihre Ladung löschen konnten.

Neville Chamberlain war in den Besprechungen der vergangenen Tage vergleichsweise ruhig geblieben, doch jetzt, als viele die Meinung des erfahrenen Politikers hören wollten, gab er seinen Bedenken Ausdruck und plädierte dafür, die Briten sollten sich statt eines Gegenangriffs lieber rasch zurückziehen. Grossbritannien werde vollkommen schutzlos Zurückbleiben, fürchtete er, wenn die Gelegenheit zu einer sicheren Evakuierung des Expeditionskorps versäumt werde. Das Land laufe «Gefahr, zwischen den Stühlen zu sitzen und dass weder der mit General Weygand vereinbarte Plan tatsächlich ausgeführt würde noch wir unsere Soldaten so vorteilhaft wie möglich zur Behauptung der Kanalhäfen einsetzen könnten».²⁶

Lord Halifax schloss sich wie immer Chamberlains Meinung an und bekräftigte dessen Bedenken durch Verlesung eines Telegramms des britischen Botschafters in Rom an das Kriegskabinett, in dem dieser den Verdacht äusserte, «Signor Mussolini warte nur auf die Einnahme der Kanalhäfen durch die Deutschen, um den Krieg zu erklären».²⁷ Halifax mass Italien ganz offensichtlich eine entscheidende Rolle bei dem zu, was in Westeuropa als Nächstes passieren würde. Er sah in ihm nicht den künftigen Gegner, sondern wollte das kleine

Zeitfenster, bevor Mussolini in den Krieg eintrat, dazu nutzen, dem Lauf der Dinge eine andere Richtung zu geben, nämlich in Richtung Frieden.

Churchill musste inzwischen das Unterhaus offiziell auf den neuesten Stand bringen. Das erforderte der Ernst der Lage: die schutzlose, im Rückzug begriffene britische Armee, der Zusammenbruch Frankreichs und ein neuer Gegner in Gestalt Italiens.

Der Premierminister informierte die Abgeordneten um drei Uhr nachmittags, dass Abbeville sich jetzt in der Hand des Gegners befinde und Boulogne demnächst folgen werde. Auf die Frage des ebenfalls konservativen Abgeordneten Gurney Braithwaite, ob die Regierung weiterhin zur Aussage ihres Vorgängers stehe, «dass es zu einem Friedensschluss mit dem Gegner nur in Übereinstimmung und Zusammenarbeit mit der Regierung der französischen Republik kommen werde», antwortete Churchill mit einem schlichten «Ja, Sir».²⁸

Zum ersten Mal stand nun ganz offiziell ein Friedensabkommen mit Nazideutschland im Raum. Dass es nur mit Teilnahme Frankreichs dazu kommen sollte, schmälert nicht die Bedeutung des Vorgangs. Anders als in Churchills Rede vom 13. Mai war keine Rede mehr vom «Sieg um jeden Preis» und dass es ein Weiterleben ohne Sieg nicht geben könne. Wenn man die Debatte mit einem Wort zusammenfassen wollte, dann nicht mit Sieg, sondern Niederlage.

Churchill war versichert worden, dass Weygands Plan gleich am Morgen dieses Tages ausgeführt würde. Entsprechend schockiert war er, bei seiner Rückkehr in die Downing Street

zu erfahren, dass «die Deutschen bereits in Boulogne waren, Gorts Angriff nach Süden in Richtung Arras keine Fortschritte gemacht hatte, das Britische Expeditionskorps aufgrund mangelnden Nachschubs die Rationen halbieren musste und Weygands Offensive nach Norden noch nicht begonnen hatte».²⁹

Reynaud wurde angerufen und um 18 Uhr schliesslich auch Weygand selbst. Er versicherte dem Premierminister, sein Plan sei angelaufen und seine Truppen hätten bereits drei französische Städte erfolgreich zurückerobert. Wir wissen heute, dass die Information falsch war, aber wie Colville später schrieb, «gab es keinen Grund, an Weygands Bericht zu zweifeln, und die gedrückte Stimmung wich der Euphorie».³⁰ Wie Churchills Biograph Martin Gilbert feststellt: «Der Grund für Weygands Täuschung hat den an der Krise des 23. Mai Beteiligten oder damaligen Zeitzeugen einiges Kopfzerbrechen bereitet. Colville, der den ganzen Tag in der Downing Street verbrachte, erklärte später: ‚Weygand war entschlossen, dass wir, wenn das Britische Expeditionskorps nicht nach Süden kommen konnte [um den Franzosen zu helfen], genauso untergehen sollten wie sie.‘»³¹

Die Euphorie kann nur von kurzer Dauer gewesen sein. Auf der Sitzung des Kriegskabinetts um 19 Uhr gestand Churchill nach längerer Unentschlossenheit schliesslich, er habe über die von Neville Chamberlain auf der vorangegangenen Sitzung erhobenen Bedenken «weiter nachgedacht». Die Bulldogge gab zu erkennen, dass sie imstande war, ihre Meinung zu ändern, obwohl es ihr doch zugleich wichtig war, sich in einem Kriegskabinett voller Zweifler durchzusetzen. Churchill räumte ein, dass es vielleicht an der Zeit für das

Expeditionskorps sei, «sich in die Kanalhäfen zurückzuziehen», und dass eine Evakuierung versucht werden solle. Die Lage in Boulogne galt inzwischen als «katastrophal», aber «General Weygand habe verlangt, dass die Operation fortgeführt werde». General Ironside stimmte zu, dass Lord Gorts Angriff nach Süden fortgeführt werden sollte, wie von den Franzosen verlangt, denn «sollte sich das Expeditionskorps zu den Kanalhäfen zurückziehen, könne vermutlich nur ein kleiner Teil der Streitmacht weggebracht werden». Churchill schloss aus alledem, dass es «noch wenig Grund zur Zuversicht gebe. Er glaube jedoch, dass wir in der Sache keine andere Wahl hätten, als nach Kräften an General Weygands Plan mitzuwirken.»³²

Churchill und Grossbritannien standen letztlich vor einer ganz einfachen Alternative: mit einem bisher erfolglosen Plan weiterzumachen oder eine riskante Evakuierung zu versuchen, mit der man nur einen kleinen Teil des Britischen Expeditionskorps retten konnte. In düsterer Stimmung fuhr der Premierminister zum Buckingham Palace, um den König über die Lage zu informieren.

König George VI. schrieb in sein Tagebuch:

Der Premierminister kam um 22.30 Uhr. Er sagte, wenn der von Weygand vorgelegte Plan der Franzosen nicht glücke, müsse er das Expeditionskorps nach England zurückrufen. Eine solche Operation würde den Verlust sämtlicher Geschütze und Panzer, der gesamten Munition und aller Vorratslager in Frankreich bedeuten. Die Frage sei, ob wir die Truppen überhaupt von Calais und Dünkirchen zurückholen könnten. Allein der Gedanke,

eine solche Evakuierung anzuordnen, sei furchtbar, da der Verlust an Menschenleben wahrscheinlich ungeheuerlich sein würde.³³

Churchill sollte später scherzen: «Krieg ist gewöhnlich eine Liste von Fehlern, und dieser ist keine Ausnahme»,³⁴ aber als er jetzt zur Admiralität zurückkehrte, um weitere schlechte Nachrichten von Weygands chaotischem Plan zu erfahren, war ihm nicht nach Witzen zumute. Er informierte General Weygand und Paul Reynaud unverzüglich darüber, dass das belgische Hauptquartier immer noch «keine Anweisungen bekommen» habe und Lord Gort «keine (ich wiederhole: keine) Munition für einen ernsthaften Angriff» habe.³⁵ Er machte aus seinem Ärger keinen Hehl: «Wir haben Ihre Weisung hier noch nicht einmal gesehen und kennen die Einzelheiten Ihrer Operationen im Norden nicht. Hätten Sie die Freundlichkeit, uns diese schnellstmöglich über die französische Mission zukommen zu lassen?»³⁶ Die Zeit sei entscheidend, da die Versorgung knapp sei.³⁷

Im weiteren Verlauf der Nacht wurden während eines heftigen deutschen Angriffs 1'000 britische Soldaten aus Boulogne evakuiert, doch 200 mussten Zurückbleiben.

Nur gut dreissig Kilometer weiter die Küste hinauf hatten Brigadegeneral Claude Nicholson und seine Garnison mit ständig einander widersprechenden Befehlen zu kämpfen. Klar war inzwischen, wenn Boulogne fiel, musste Calais unbedingt gehalten werden, um die Deutschen daran zu hindern, nach Dünkirchen vorzustossen. Die aus der Stadt führenden Strassen waren inzwischen gesperrt, und Calais war vollständig eingeschlossen. Wenn die Soldaten nach Osten in

Richtung Dünkirchen blickten, sahen sie die Feuer, die die Soldaten der deutschen i. Panzerdivision als Signal für die näherkommenden Flugzeuge der Luftwaffe angezündet hatten.

In der Sitzung des Kriegskabinetts am folgenden Tag, dem 24. Mai, meldete Lord Halifax sich zu Wort und entwickelte eine Strategie, wie man Italien auf diplomatischem Wege zumindest aus dem Krieg heraushalten könnte.

Weil er spürte, dass die Gelegenheit günstig war, diesen Aspekt seines Friedensplans ins Gespräch zu bringen – als Teil seines umfassenden Konzepts eines allgemeinen paneuropäischen Friedensabkommens –, verlas er ein Telegramm des britischen Botschafters in Paris mit einem Ersuchen der französischen Regierung:

Präsident Roosevelt solle gebeten werden, noch einmal an Signor Mussolini heranzutreten ... und ihn nach seinen Gründen zu fragen, warum er kurz davorstehe, in den Krieg gegen die Alliierten einzutreten. Wenn Signor Mussolini dann seine Beschwerden äussere, solle der Botschafter der Vereinigten Staaten in Rom sagen, der Präsident sei bereit, den alliierten Regierungen die italienischen Forderungen zu übermitteln, oder etwas in der Art, was zumindest eine aufschiebende Wirkung hätte.

Halifax glaubte zwar nicht an einen Erfolg dieses Ersuchens, aber Grossbritannien solle antworten, dass der Vorschlag ei-

ner erneuten Anfrage von Präsident Roosevelt unsere volle Unterstützung habe ... vorausgesetzt, es sei offensichtlich, dass Präsident Roosevelt in eigener Verantwortung handle ... Die Alliierten seien bereit, am Ende des Krieges auf begründete Forderungen Italiens einzugehen, und würden Italien auf einer Friedenskonferenz als gleichberechtigten Partner der kriegführenden Staaten willkommen heissen. Die Vereinigten Staaten seien bereit, zu garantieren, dass die Alliierten dies auch wirklich tun würden, solange Italien und die Vereinigten Staaten von Amerika nicht auf entgegengesetzten Seiten in den Krieg einträten.³⁸

Halifax trug seine Argumente so überzeugend vor, dass das Kriegskabinett sofort zustimmte, «dass eine Antwort nach diesen Vorstellungen verfasst werden solle».³⁹

Diese Runde ging an Halifax.

Während die Lage in Frankreich sich verschlimmerte und die unmittelbare Gefahr für Grossbritannien wuchs, forderte der Druck, der auf dem Premierminister lastete, auch seinen körperlichen Tribut. Gegen Mittag hatte Churchill sich auf Anraten seines Arztes wieder ins Bett gelegt. Im Bett erfuhr er, dass General Ismay vorgeschlagen hatte, Calais zu evakuieren. Brigadegeneral Nicholson bestätigte dies um zwei Uhr nachmittags telegrafisch. Zwar wurde der Vorschlag drei Stunden später wieder zurückgenommen, aber Churchill, der noch wachte und alles andere als erfreut war, beschwerte sich trotzdem bei Ismay: «Calais zu evakuieren hätte nur zur Folge, dass die [gegnerischen] Truppen, die es jetzt ein-

schliessen, nach Dünkirchen verlegt würden. Calais muss aus vielen Gründen gehalten werden, vor allem aber, um den Gegner dort festzuhalten.»⁴⁰

Obwohl krank und bettlägerig, entwarf Churchill in Gedanken bereits einen verzweifelten Rettungsplan – und ein entscheidender Teil davon war, dass die Garnison von Calais bis zum letzten Mann kämpfte, um den Zorn des Gegners auf sich zu ziehen und ihn von Dünkirchen abzulenken. Die einzige Frage war: Wie lange konnte Calais diese Funktion erfüllen?

Später am selben Tag, auf der Besprechung des Verteidigungsausschusses, berichtete General Ironside den Anwesenden, «deutsche Panzer seien an den Befestigungen westlich von Calais vorbei in den Raum zwischen Stadt und Meer eingedrungen».⁴¹ Trotzdem sollten die Soldaten in Calais bleiben und weiter gegen die vorrückenden Deutschen kämpfen, um den Alliierten in Dünkirchen möglichst noch mehr Zeit zu verschaffen.

Nicholson dagegen hoffte weiter auf eine Evakuierung. Er kannte die Entscheidung in Bezug auf Calais nicht und verteidigte die Stadt zwar tapfer weiter, doch mussten seine Leute sich in die Festung innerhalb der Altstadt zurückziehen. Um 7.05 Uhr schickte er ein letztes verzweifeltes Telegramm: «Brauchen dringend Verstärkung, wenn Garnison nicht überrannt werden soll.»⁴² Um 11.23 Uhr kam die Antwort: Der Befehl zu einer Evakuierung sei noch nicht erteilt worden. «Sie müssen Ihre Pflicht tun um der Solidarität mit den Alliierten willen. Ihre Aufgabe ist deshalb, auszuhalten ... Keine Verstärkung ... Sie werden sich positionieren, wie es am besten ist, und weiterkämpfen.»⁴³ General Ironside teilte

Nicholson in einer separaten Nachricht mit, die Evakuierung sei untersagt worden. Die Garnison bestehe aus «regulären Truppen, und mehr brauche ich nicht zu sagen».⁴⁴

Wir wissen nur, dass Nicholson als Reaktion darauf seine Leute sofort anwies, die noch intakten Panzer zu verbrennen.

Als Churchill von den Nachrichten an Nicholson erfuhr, war er wütend. Seiner Meinung nach waren solche Worte nicht geeignet, jemanden zum letzten Opfer zu motivieren. Am folgenden Tag schrieb er an Anthony Eden und General Ironside: «Finden Sie bitte heraus ... wer das überaus lauwarme Telegramm aufgesetzt hat, das ich heute Morgen gesehen habe und in dem von der Solidarität mit den Alliierten die Rede ist. So motiviert man Menschen nicht dazu, bis zum Ende zu kämpfen.»⁴⁵ Im Wissen, dass er seine Entscheidung nicht länger zurückhalten konnte, setzte er eine Antwort auf, die Eden kurz nach 1.50 Uhr am 25. Mai abschickte:

An Brigadegeneral Nicholson. Die Verteidigung von Calais bis zum Letzten ist als Symbol unserer fortgesetzten Zusammenarbeit mit Frankreich von höchster Bedeutung für unser Land. Die Augen des Empires sind auf die Verteidigung von Calais gerichtet, und die Regierung Seiner Majestät ist zuversichtlich, dass Sie und Ihre tapferen Regimenter sich mit Ihrem heldenhaften Kampf des britischen Namens als würdig erweisen werden.⁴⁶

So machte man das – kein kleinliches Gerede von Pflichterfüllung und Durchhalten. Stattdessen musste man diesen todgeweihten Männern vermitteln, dass dies ihre Chance

war, in die Geschichte einzugehen, dass ihre Namen – frei nach Shakespeare – im Mund der Briten so geläufig sein würden wie Alltagsworte.

In London hatte Churchill unterdessen ein Telegramm von Paul Reynaud bekommen, in dem stand, die britische Armee verhalte sich nicht mehr entsprechend dem Plan von General Weygand und hätte sich in Richtung der Kanalhäfen zurückgezogen. Ohne den britischen Angriff nach Süden aber war die Strasse nach Dünkirchen jetzt weit offen. Ein vollständiger Rückzug und die Evakuierung schienen nun sicher, Lord Halifax – bereit, den Druck auf Churchill zu erhöhen – kam deshalb wieder auf den französischen Vorschlag zu sprechen, an Mussolini heranzutreten.

Den zahlreichen Pazifisten bei den Tories – die täglich mehr wurden und ihre altehrwürdigen Landsitze und die britische Unabhängigkeit behalten wollten, auch wenn der Preis dafür letztlich Mittel- und Westeuropa waren – erschien der Plan, Mussolini nach den Bedingungen dafür zu fragen, dass er dem Krieg fernblieb, und ihn als Vermittler für künftige Verhandlungen mit Hitler zu gewinnen, machbar, willkommen und vollkommen vernünftig. Er klang jedenfalls viel einleuchtender als weiterzukämpfen, wenn dies, wie inzwischen wahrscheinlich, den Verlust fast der gesamten britischen Berufsarmee bedeutete.

Mit diesen Gedanken im Kopf und im Vertrauen auf breite Unterstützung für sein Anliegen, berichtete Halifax dem Kriegskabinet am 25. Mai von einem Gespräch in der italienischen Botschaft in London:

Ein italienischer Diplomat habe unter Hinweis auf den inoffiziellen Charakter seiner Äusserung gesagt, es gebe immer noch viele einflussreiche Leute in Italien, die sich eine friedliche Lösung des Mittelmeerproblems wünschten. Wenn die Regierung Seiner Majestät bereit sei, an die italienische Regierung heranzutreten, um die Möglichkeiten einer einvernehmlichen Lösung zu sondieren, bräuchte sie nicht zu fürchten, abgewiesen zu werden.⁴⁷

Halifax äusserte erneut seine Überzeugung, dass sich «aus all dem sehr wahrscheinlich nichts ergebe. Trotzdem sei es der Mühe wert, auch wenn das einzige Ergebnis sei, Zeit zu gewinnen. Die Franzosen seien über einen solchen Vorstoss der Regierung Seiner Majestät sicher erfreut, der mit ihrer eigenen Politik übereinstimme.»⁴⁸

In seiner Antwort an Churchill eine Woche zuvor hatte Mussolini die Möglichkeit friedlicher Verhandlungen mit den Alliierten nicht entfernt in Betracht gezogen: «Wenn Ihre Regierung Deutschland den Krieg erklärt hat, um die Ehre Ihrer Unterschrift zu wahren, werden Sie verstehen, dass derselbe Respekt vor den mit dem italienisch-deutschen Vertrag eingegangenen Verpflichtungen die italienische Politik heute und morgen und unter allen denkbaren Umständen leitet.»⁴⁹ Trotzdem war Churchill angesichts des drohenden Zusammenbruchs Frankreichs und des verzweifelten Bemühens, das Britische Expeditionskorps zu evakuieren, zu einem solchen Versuch bereit, er betonte aber, dass «natürlich jede Öffentlichkeit vermieden werden müsse, da dies einem Eingeständnis der Schwäche gleichkomme».⁵⁰ Er misstraute dem italienischen Staatschef weiterhin zutiefst und

argwöhnte,«man müsse jederzeit damit rechnen, dass Signor Mussolini sehr starken Druck auf die Franzosen ausübe, um Zugeständnisse von ihnen zu bekommen. Dass die Franzosen ihre Truppen von der italienischen Grenze abzögen, würde ihre Verhandlungsposition deutlich schwächen.»⁵¹

Die britische Bevölkerung wäre entsetzt gewesen, zu erfahren, dass ihre politische Führung an Verhandlungen mit einem faschistischen Diktator dachte, doch erfuhr sie vom schrecklichen Kriegsgeschehen fast nichts. Sir Alexander Cadogan, Halifax' rechte Hand im Aussenministerium, notierte in seinem Tagebuch: «Die Öffentlichkeit hat von der Lage keine Ahnung.»⁵² Die damaligen Zeitungen zeigen, was für eine tiefe Kluft zwischen den Zeitungsmeldungen und der Wirklichkeit an der Front herrschte. Am 25. Mai brachte der *Manchester Guardian* etwa eine Anzeige für ein freies Wochenende in der französischen Hauptstadt:

PARIS AUFENTHALT, NÄHE OPER UND GRAND BOULEVARD ...
SONDERPREIS FÜR ANGEHÖRIGE DER ALLIIERTEN
STREITKRÄFTE⁵³

Und am 26. Mai, zwei Tage nach dem Fall Boulognes, hiess es in den *News of the World*:

ALLIIERTE SCHLAGEN DEUTSCHE AN KANALKÜSTE –
FRANKREICH SAGT: «BOULOGNE NOCH IN
UNSERER HAND», CALAIS MIT ALLER KRAFT
VERTEIDIGT ⁵⁴

Am selben Tag im *Sunday Express*:

FRANKREICH ENTLÄSST 15 GENERÄLE – ÖFFENTLICHE
ERKLÄRUNG: «WIR HABEN DEN GEGNER GESCHLAGEN»⁵⁵

Und *People* schrieb:

NAZIS BEHAUPTEN, ALLIIERTE ARMEEN SEIEN
IN FLANDERN EINGESCHLOSSEN, ABER PARIS BERICHTET
VON RÜCKEROBERUNG VON AMIENS UND GEWALTIGEN
GEGNERISCHEN VERLUSTEN⁵⁶

Am 27. Mai, einen Tag nach dem Fall Calais', hiess es in der
Daily Mail:

NAVY GREIFT EIN UND BOMBARDIERT DEUTSCHE TRUPPEN
IN BOULOGNE – FESTUNG IN STRASSENKÄMPFEN
GEHALTEN – CALAIS UND DÜNKIRCHEN SIND FEST
IN DEN HÄNDEN DER ALLIIERTEN⁵⁷

CALAIS GEHALTEN: NAVY BESCHIESST GEGNER

Im *Evening Standard*:

«GEWALTIGE» DEUTSCHE VERLUSTE BEI HEFTIGEN
KÄMPFEN IN MENIN – CALAIS AUCH HEUTE GEHALTEN⁵⁸

Und im *Daily Express*:

STRASSENKÄMPFE IN CALAIS – GRANATEN DER NAVY
ZERSTÖREN DEUTSCHE PANZERDIVISIONEN⁵⁹

Im Morgengrauen des 26. Mai beschäftigten Churchill und seine Berater und Mitarbeiter vor allem die Nachrichten aus Frankreich. Die Strasse nach Dünkirchen war sowohl für britische wie deutsche Truppen offen. «Der Marsch zum Meer» hatte begonnen, wie Churchill es selbst beschrieb.⁶⁰

Paul Reynaud war auf dem Weg nach London zu Krisengesprächen mit Churchill. Churchill wiederum verkündete in der 9-Uhr-Besprechung des Kriegskabinetts, man müsse

darauf gefasst sein, dass M. Reynaud in seinem Interview an diesem Tag sagen werde, die Franzosen würden nicht weiterkämpfen. Er werde aber alles tun, um M. Reynaud zum Weitermachen zu bewegen, und ihn darauf hinweisen, dass die Franzosen zumindest moralisch verpflichtet seien, für den sicheren Rückzug des Britischen Expeditionskorps zu sorgen, soweit es in ihrer Kraft stehe.⁶¹

Lord Halifax konnte nicht länger stillhalten. Mehr denn je von seiner Mission überzeugt, gab er dem Kabinett ganz unverblümt zu verstehen, «wir müssten der Tatsache ins Auge sehen, dass es nicht mehr so sehr darum gehe, Deutschland vollständig zu besiegen, sondern darum, die Unabhängigkeit unseres Empires zu sichern».⁶² Churchills Kampagne des «Sieges um jeden Preis» fortzusetzen, erschien ihm abwegig. Seine Botschaft war klar: Wir verlieren den Krieg, und wenn wir jetzt verhindern können, dass noch mehr junge Menschen sterben müssen, warum ergreifen wir nicht die Gelegenheit?

Und da er einen Erfolg witterte, informierte er das Kabinett gleich noch, dass er am Vorabend den italienischen Botschafter Signor Giuseppe Bastiani getroffen und von ihm gehört habe, «Mussolinis Hauptwunsch sei es, in Europa für Frieden zu sorgen».⁶³ Halifax hatte geantwortet, dass auch die Briten das wünschten. «Wir sollten selbstverständlich über jeden in dieser Hinsicht förderlichen Vorschlag nachdenken, solange unsere Freiheit und Unabhängigkeit gewahrt bleiben.»⁶⁴ Diese Darstellung der Haltung der britischen Regierung gegenüber Italien ging weit über das hinaus, was Churchill im äussersten Fall in Friedensverhandlungen mit Hitler zu tun bereit war. In Halifax' Gedanken und Sprache war der kleinere Plan, Italien aus dem Krieg herauszuhalten, untrennbar mit dem grösseren verbunden, Hitler dazu zu bringen, die Waffen niederzulegen. Deshalb waren für Halifax alle Angebote an Italien synonym mit der Lösung, die er Bastiani gegenüber die «allgemeine europäische Regelung» nannte, nach der Italien erst dann etwas bekam, wenn es in diesen weiteren Rahmen eingebunden war.

Auch Churchill begriff jetzt, dass er Grossbritannien mit einer Zustimmung zu einer offiziellen Anfrage an Italien auf einen gefährlich abschüssigen Weg manövrierte, der letztlich zu Friedensgesprächen mit Berlin führen würde. Er antwortete Halifax, «womöglich käme es dann zu Frieden und Sicherheit in einem Europa unter deutscher Vorherrschaft. Das wäre für uns unannehmbar. Unsere völlige Freiheit und Unabhängigkeit muss sichergestellt sein. Ich bin gegen alle Verhandlungen, die zu einer Schmälerung unserer Rechte und Macht führen könnten.»⁶⁵

Halifax hatte allerdings wiederholt darauf hingewiesen,

dass es nicht darum gehen könne, eine solche Schmälerung hinzunehmen, und er fügte jetzt hinzu, wenn Frankreich und Grossbritannien bei solchen Verhandlungen eine gemeinsame Front bildeten, wäre das «ein wirksamer Hebel, um günstige Bedingungen zu erhalten, die für uns sehr wertvoll sein könnten ... Wenn die Franzosen [Friedens-]Verhandlungen anstrebten, hätten sie einen starken Trumpf auf der Hand, wenn sie Hitler klarmachen könnten, dass sie keinen Separatfrieden abschliessen dürften.»⁶⁶

Churchill, der getrennte Verhandlungen für wahrscheinlicher hielt, erwiderte, «die Deutschen würden die Bedingungen eines Friedensangebots für die Franzosen so attraktiv wie möglich machen, um zu zeigen, dass ihr Kampf nicht Frankreich gelte, sondern England».⁶⁷

Der Generalstab hatte ein Schriftstück vorbereitet, das mögliche Auswirkungen einer französischen Kapitulation skizzierte. Die Lektüre war deprimierend. Unter anderem stand dort laut Halifax, «den Krieg im Alleingang gegen Deutschland führen zu können hänge hauptsächlich davon ab, ob wir die Luftherrschaft über Deutschland gewinnen und behaupten könnten». Doch wenn die Deutschen jetzt die französische Armee unter Kontrolle hätten, bräuchten sie nicht mehr alle Kräfte auf die europäische Landschlacht zu konzentrieren und «könnten entsprechend ihre Hauptanstrengungen auf die Produktion von Flugzeugen richten». Dies sei eine schreckliche Vorstellung und ein starkes Argument dafür, sofort um Frieden nachzusuchen. Die deutsche Luftwaffe sei schon jetzt in weiten Teilen in der Luft überlegen. Sollte sie noch stärker werden, habe die Royal Air Force ihr nichts mehr entgegenzusetzen. Ob nun Friedensgesprä-

che oder nicht, Halifax schlug vor, dass «wir als letzte Option die Franzosen bitten sollten, die Produktion in ihren [Flugzeug-] Fabriken einzustellen».⁶⁸

Das Kabinett kam zu keiner wirklichen Entscheidung in der Sache. Der Druck auf Churchill wuchs jetzt, wo sogar ihm, dem unverbesserlichen Optimisten, klargeworden war, dass er Frankreich auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Er hatte so gut wie keinen Handlungsspielraum mehr.

Als das Kriegskabinett am 26. Mai um 14 Uhr erneut zusammentrat, wandte sich das Gespräch dem drohenden Fall von Paris zu.

Wie Churchill berichtete, hatte Reynaud ihm mitgeteilt, er werde zwar «den Befehlen gehorchen und so lange kämpfen, wie man es ihm sage, und sei auch bereit, für die Ehre seines Landes zu sterben, doch glaube er nicht, dass der französische Widerstand sich angesichts des entschlossenen deutschen Angriffs lange halten könne». Die Franzosen hätten 50 Divisionen gegenüber 150 der Deutschen, und «es sei klar, dass der Krieg nicht auf Land gewonnen werden könne». Reynaud hatte Churchill gefragt, «von wo Frankreich sich Rettung erhoffen könne. Jemand habe vorgeschlagen, erneut an Italien heranzutreten.» Italien werde, so Reynauds Spekulation, als Preis für den Frieden «die Neutralisierung Gibraltars und des Suezkanals, die Entmilitarisierung Maltas und die Begrenzung der britischen Seestreitkräfte im Mittelmeer» fordern⁶⁹ – worauf man nach Meinung der Franzosen eingehen sollte, wenn man dadurch Italien aus dem Krieg heraushalten konnte.

Churchill war verzweifelt bemüht, Reynaud Mut zu machen, denn die Franzosen mussten weiterkämpfen, wenn das Britische Expeditionskorps entkommen sollte. Er hatte ihm gesagt, «wir seien auf keinen Fall bereit, aufzugeben. Lieber würden wir kämpfend untergehen, als uns von Deutschland versklaven zu lassen. Doch seien wir zuversichtlich, dass wir eine gute Chance hätten, den deutschen Angriff zu überstehen. Frankreich müsse allerdings im Krieg bleiben.»⁷⁰

Jetzt schlug Churchill vor, jemand solle die Sitzung verlassen, zur Admiralität hinübergehen und dort mit Reynaud persönlich sprechen. Für diese Aufgabe wählte er den Friedensstifter Halifax aus. Während er selbst sich gegenüber Reynaud unbeugsam gezeigt hatte, schickte er jetzt zur Fortsetzung des wichtigen Gesprächs seinen vehementesten Kriegsgegner. Waren das widersprüchliche Botschaften?

Vor dem Kriegskabinettt äusserte Churchill sich realistischer: Er sei zwar immer noch überzeugt, dass Grossbritannien eine kleine Chance habe, die Kämpfe zu überstehen, aber nur, wenn Frankreich «noch weitere drei Monate durchhalte ... dann werde man in einer ganz anderen Lage sein».⁷¹ Dieses Eingeständnis zeigt erneut, wie düster er die britischen Überlebenschancen in Wirklichkeit einschätzte.

Halifax, der die Sitzung noch nicht verlassen hatte, drängte unter Ausnutzung dieses seltenen Anflugs von Realismus seines Chefs erneut darauf, jetzt an Italien heranzutreten – mit allem, was das bedeutete. «Signor Mussolini wolle auf keinen Fall ein von Deutschland beherrschtes Europa», beharrte er. «Er sei vielmehr bestrebt, Herrn Hitler

nach Möglichkeit zu einer vernünftigeren Haltung zu bewegen.» Der Premierminister erwiderte darauf – in die Ecke getrieben in dem Duell, als das man seine lange Auseinandersetzung mit Halifax bezeichnen könnte –, «er bezweifle, dass es etwas bringen würde, an Italien heranzutreten», stellte dem Kriegskabinett aber anheim, «weiter darüber zu diskutieren». ⁷² Es war das erste einer Reihe verblüffender Zugeständnisse, die das herkömmliche Bild von ihm in Frage stellen.

Endlich konnte Halifax einen Erfolg für sich verbuchen. Wie weit war Churchill in nur wenigen Tagen gekommen, der ursprünglich jeden Gedanken an Verhandlungen oder Kapitulation abgelehnt und auch bei niemand anders geduldet hatte. Es war die Gesamtwirkung einer Lawine schlechter Nachrichten und des Drucks seiner Kollegen. Beides hatte seine anfängliche Zuversicht stetig untergraben.

Lord Halifax ging nun, um Reynaud in der Admiralität zu treffen. Das Kriegskabinett folgte ihm dorthin, nachdem der französische Ministerpräsident abgereist war.

Aufgrund einer Laune des Schicksals war der Kabinettssekretär Bridges in der ersten Viertelstunde der Sitzung nicht anwesend, wir haben deshalb keinen direkten Bericht darüber, was in dieser Zeit gesagt wurde. Doch ist klar, dass die extreme Anspannung sich an Churchill zeigte. Versteckt im Protokoll der Kabinetts Sitzung vom Folgetag und in Chamberlains Tagebucheintrag desselben Tages finden sich Hinweise, dass Churchill womöglich die bis dahin verblüffendste Stellungnahme zur Frage von Friedensgesprächen abgegeben hat.

Sir Alexander Cadogan, der um 17 Uhr anwesend war, be-

schrieb Churchill als «zu weitschweifig, romantisch, sentimental und heftig». ⁷³ Warum, könnte man fragen, war er das?

Chamberlains Tagebuch unterstützt die Vermutung, dass Churchill an diesem Tag und höchstwahrscheinlich genau um diese Zeit an einer entscheidenden Wende in seiner Einstellung zu Friedensgesprächen mit Deutschland angelangt war. Laut dem Tagebuch sagte er, «es sei unvorstellbar, dass Hitler Bedingungen zustimmen würde, die für uns annehmbar wären – aber wenn wir aus diesem Schlamassel herauskämen, indem wir Malta und Gibraltar und ein paar afrikanische Kolonien aufgäben, würde er [Churchill] diese Gelegenheit beim Schopfe packen». ⁷⁴

Eine entsprechende Bemerkung aus dem Protokoll der Kabinettsitzung vom folgenden Tag (27. Mai) handelt davon, wie Halifax sich erinnert:

Während der Debatte vom Vortag [26. Mai] habe er [Halifax] den Premierminister gefragt, ob er bereit sei, über die Bedingungen zu sprechen, wenn er sich überzeugt habe, dass für die Unabhängigkeit des Landes wesentliche Dinge nicht betroffen seien. Der Premierminister habe geantwortet, dass er dankbar wäre, zu solchen Bedingungen aus unseren gegenwärtigen Schwierigkeiten herauszukommen, vorausgesetzt, wir bewahrten die Grundlage unserer Lebenskraft, selbst auf Kosten einiger Gebietsabtretungen. ⁷⁵

Für die Vermutung, dass Churchill das alles in der fehlenden Viertelstunde gesagt hat, bis Bridges eintraf und den Stift der Geschichte wieder in die Hand nahm, spricht, dass es un-

denkbar erscheint, ein so wichtiges Zugeständnis von Seiten Churchills könnte keine einzige Erwähnung im Protokoll des Tages verdient haben, obwohl zwei andere Quellen es bestätigen. Wäre Halifax' Erinnerung nicht offiziell dokumentiert worden – allerdings erst in der Sitzung vom 27. Mai –, hätte es wohl nur in den unveröffentlichten Seiten von Chamberlains Tagebuch überlebt, dem modernen Leser zugänglich über das Archiv der Universität Birmingham.

Eine Verschwörung? Wenn Churchill wirklich gesagt hat, er wäre für ein vernünftiges Friedensangebot Hitlers dankbar, wäre das geradezu ein Paradigmenwechsel. Aber sein offizieller Biograph Martin Gilbert äussert sich dazu nicht.

Sobald Bridges wieder Protokoll führte, gab Churchill sich erneut angriffslustig, wie man es von ihm kannte – vielleicht aus Furcht, seine wahren Gedanken könnten öffentlich werden.

Entsprechend fällt er im ersten Protokolleintrag wieder in seinen alten Ton zurück. Es sei absurd, anzunehmen, Hitler würde ein in irgendeiner Weise annehmbares Friedensabkommen mit Grossbritannien anbieten, sagte er und fügte hinzu, «wenn Deutschland seinen Willen bekäme, würde es bei den Friedensbedingungen, die es uns auferlegen würde, keinerlei Zurückhaltung zeigen».⁷⁶ Er hoffte ganz offensichtlich, dass Frankreich durchhalten würde, aber «zugleich müssten wir dafür sorgen, dass wir nicht in eine Position der Schwäche geraten, wenn wir Signor Mussolini aufsuchen mit dem Anliegen, zu Herrn Hitler zu gehen und ihn zu bitten, dass er uns nett behandelt. Wir dürften uns nicht in eine sol-

che Lage manövrieren, bevor wir überhaupt ernsthaft gekämpft hätten.»⁷⁷

Vielleicht aus Verzweiflung über das ständige Hin und Her griff Lord Halifax Churchill an und wiederholte ruhig, aber mit Nachdruck, dass er es «vielleicht für wünschenswerter halte als der Premierminister, dass Frankreich die Möglichkeiten eines europäischen Gleichgewichts auslote». Er fügte hinzu, er sei «nicht ganz überzeugt, dass die Diagnose des Premierministers richtig sei und dass es wirklich in Herrn Hitlers Interesse sei, unannehbare Bedingungen zu stellen». Als Engländer wollte Halifax natürlich auch «keinen Bedingungen zustimmen, die unsere Unabhängigkeit beeinträchtigten», aber wenn, wie er vermute, «Signor Mussolini über Herrn Hitler genauso beunruhigt sei, wie er es unserer Meinung nach sein sollte, und bereit, die Lage unter dem Gesichtspunkt des Mächtegleichgewichts zu betrachten, dann könnten wir die italienischen Ansprüche in Betracht ziehen. Jedenfalls sehe er nicht, was ein Versuch schaden könne.»⁷⁸

Eine so grundsätzliche Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Männern zu einem Zeitpunkt, an dem sie hätten Zusammenarbeiten sollen, war gefährlich. Die anderen Anwesenden trugen wenig zu der hitzigen Debatte bei, bei der es um nichts Geringeres ging als die Zukunft Grossbritanniens und Europas, ja der ganzen Welt.

Im Wesentlichen ging es um diese beiden Positionen: Halifax konnte sich mit einem Westeuropa unter Hitler, aber mit einer durch ein Friedensabkommen gesicherten Autonomie Grossbritanniens abfinden und hiess eine solche Lösung inzwischen sogar willkommen. Er sprach damit auch, wie er meinte, für einen Grossteil seiner Partei und der Öffentlich-

keit und darüber hinaus für alle, die die auf dem Schlachtfeld geschaffenen Fakten nüchtern beurteilten. Churchill seinerseits fand sich zwar zunehmend bereit, ein Friedensabkommen als möglichen Ausweg zu akzeptieren, und wäre bei günstigen Bedingungen sogar dankbar für eine solche Lösung gewesen. Doch die entscheidende Frage blieb: Wann war der beste Zeitpunkt, ein solches Abkommen anzustossen? Jetzt oder später?

Arthur Greenwood, ein Minister der Labour-Partei, war skeptisch, wie hilfreich Mussolini sein würde. Wie er den Kabinettsmitgliedern sagte, bezweifelte er, ob Mussolini stark genug sein würde, «sich unabhängig von Herrn Hitler zu machen». Chamberlain meinte, das würde Mussolini nur gelingen, «wenn Herr Hitler sowieso zu der von Mussolini vorgeschlagenen Richtung neige». Um die erhitzten Gemüter zu beruhigen, fügte er hinzu, «es handle sich um ein äusserst schwieriges Problem und es sei richtig, dieses aus allen Blickwinkeln zu erörtern».⁷⁹ Doch alles Spekulieren führte zu nichts, und Churchill sagte, «es sei seiner Meinung nach das Beste, erst etwas zu beschliessen, wenn wir wüssten, wie viele Soldaten wir aus Frankreich zurückholen könnten. Vielleicht scheiterte die Operation auf der ganzen Linie. Oder aber unsere Soldaten kämpften hervorragend und wir könnten einen grossen Teil des Korps retten.»⁸⁰

Von Friedensverhandlungen, für die Halifax mit solchem Nachdruck plädierte und bei denen Teile der Landkarte als Verhandlungsmasse dienen sollten, konnte nach Churchills Meinung nur Deutschland profitieren. Es würde Kolonialgebiete und Zugeständnisse im Mittelmeer bekommen, während sich «für uns keine solche Option eröffne. Zum Bei-

spiel würden die [von Deutschland] angebotenen Bedingungen uns gewiss daran hindern, unsere Wiederaufrüstung abzuschliessen.» Halifax versuchte ihn zu beruhigen. Wenn das tatsächlich so sei, würde Grossbritannien das Abkommen natürlich ablehnen. Aber Churchill liess sich nicht davon abbringen, dass «Hitler glaube, er halte die Peitsche in der Hand. Es gebe nur eins zu tun: ihm zu zeigen, dass er dieses Land nicht erobern kann.» Wenn das eintrete, was er von Reynaud erwarte, und Frankreich nicht länger kämpfen könne, dann «müssten wir getrennte Wege gehen».⁸¹

Im Sitzungszimmer des Kriegskabinetts sassen einige Männer, die Churchill schon seit Jahren für einen Kriegstreiber hielten. Wenn er sich der Möglichkeit von Friedensverhandlungen vollkommen verschloss, zementierte das diesen Ruf und entfremdete ihn Männern wie Halifax und Chamberlain, auf deren Unterstützung er angewiesen war. Es blieb ihm also kaum etwas anderes übrig, als einzuräumen: «Gleichwohl... erhebe ich keine Einwände dagegen, Kontakt mit Signor Mussolini aufzunehmen.»⁸²

Churchills Sprache und Gesinnung wandelten sich demzufolge allmählich, von Worten wie «niemals» zu Worten wie «überdenken» und der Bereitschaft, «keine Einwände» dagegen zu erheben, einen ersten Schritt in Richtung Friedensverhandlungen zu tun – einen Schritt, der zeigen sollte, welchen Preis Italien dafür verlangte, in Friedensgesprächen zwischen Deutschland und Grossbritannien zu vermitteln, ausgehend davon, dass Frankreich höchstwahrscheinlich keine Rolle mehr spielen würde.

Greenwood und Chamberlain glaubten beide, der italienische Staatschef würde die Gelegenheit nutzen, nicht nur

Zugeständnisse in Malta, Gibraltar und Suez zu fordern, sondern auch in Somaliland, Kenia und Uganda. Sie hatten vermutlich recht. In seinem ablehnenden Brief an Churchill vom 18. Mai hatte Mussolini natürlich auf die entschiedene britische Ablehnung des italienischen Vorgehens in Afrika verwiesen. Greenwood stellte in Frage, ob Verhandlungen mit Italien angesichts der sich von Minute zu Minute verschlimmernden Lage Frankreichs und der «wahrscheinlichen Einnahme von Paris in absehbarer Zeit» überhaupt noch einen Zweck hätten.⁸³ Halifax dagegen beschwor das Kabinett, wenn «wir Bedingungen erhalten könnten, die nicht auf die Zerstörung unserer Unabhängigkeit zielen, wären wir Narren, sie nicht anzunehmen».⁸⁴ Er hätte sich nicht deutlicher ausdrücken können. Seiner Meinung nach konnte nur ein grosser «Dummkopf» einen Vertrag mit Deutschland ablehnen, der ein unabhängiges Grossbritannien zulies.

Churchill entgegnete nicht sofort, klopfte aber zweifellos unablässig mit dem Ringfinger auf die hölzerne Armlehne seines Sessels. (Nach dem Krieg stellte man fest, dass durch das aufgeregte Klopfen in sechs Jahren angestregten Debattierens mehrere Lackschichten verschlissen worden waren.) Was würde er jetzt sagen? Und was tun?

Das Protokoll gibt darüber Aufschluss.

Am Ende einer Sitzung, die über vier Stunden gedauert hatte und in der mächtige Männer in einer Redeschlacht ihre letzten Ziele und tiefsten Überzeugungen mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Argumenten zum Ausdruck gebracht hatten, erklärte Churchill in einem Schlusswort seine Zustim-

mung dazu, dass Halifax seinen Vorschlag einer Kontaktaufnahme mit Italien in einer schriftlichen Vorlage zusammenfasste, über die man am folgenden Tag diskutieren konnte.

Halifax hatte sich durchgesetzt.

Seine Erleichterung muss gross gewesen sein. Der Frieden muss für ihn jetzt, wo das diplomatische Prozedere endlich in Gang gesetzt war, deutlich näher gerückt sein. Er eilte aus dem Sitzungszimmer und setzte ein Memorandum auf, das vielleicht – aber nur vielleicht – einem zerrütteten Europa zu einem pragmatischen Frieden verhelfen würde.

Churchill dagegen war durch den Gang der Ereignisse und durch politischen Druck zu beträchtlichen Zugeständnissen gezwungen worden. Die Defensive hatte ihm noch nie behagt! Während Halifax eifrig an seinem Entwurf arbeitete, wandte er sich wieder seiner eigenen, alternativen Rettungsstrategie zu.

Sie bestand im Kern darin, die Armee zu retten. Ohne sie konnte Grossbritannien keine angemessenen Friedensbedingungen fordern und schon gar nicht auch nur einen Tag weiterkämpfen. Das Land würde in derselben fatalen Lage sein wie Frankreich jetzt, auf Gedeih und Verderb den Bedingungen ausgeliefert, die Deutschland ihm anzubieten beliebte. Die Evakuierung des Expeditionskorps von Dünkirchen musste unter allen Umständen erfolgreich durchgeführt werden. Aber wie?

Roosevelt sagte einmal über Churchill: «Er hat hundert Ideen am Tag. Vier davon sind gut, die anderen sechsundneunzig geradezu gefährlich.»⁸⁵

Sechs Tage zuvor war eine dieser vier Ideen ein – salopp

ausgedrückt – Knaller gewesen, mit allen Eigenschaften einer grossen Churchill-Idee: überraschend, grandios, machbar, wenngleich riskant, womöglich mit hohen Kosten an Menschenleben verbunden und auf den ersten Blick ziemlich exzentrisch.

In der morgendlichen Sitzung des Kriegskabinetts am 20. Mai war wieder über die Lage der Armee auf dem Weg nach Dünkirchen gesprochen worden. 300'000 Mann würden demnächst in einem Hafen eintreffen, der durch brennende britische Schiffe blockiert wurde. Die britische Marine kam nicht nahe genug ans Ufer heran, um eine Rettungsaktion durchzuführen, zumindest nicht ohne von der deutschen Luftwaffe massiv angegriffen zu werden. Die günstigste Prognose Ironsides lautete, dass man mit Glück zehn Prozent der Männer lebend herausbekommen würde.

Das Sitzungsprotokoll berichtet die folgende Antwort: «Der Premierminister schlug vor, die Admiralität solle als vorsorgliche Massnahme eine grosse Anzahl kleiner [ziviler] Schiffe sammeln, die Häfen und Meeresarme der französischen Küste anlaufen könnten.»⁸⁶

Kleine Schiffe? Churchill hatte die geniale Idee – für die er meines Wissens nie gewürdigt wurde (erstaunlicherweise in keiner Biografie und keinem Nachrichtenbericht) –, Mitglieder der Öffentlichkeit, zumindest solche, die über Schiffe einer brauchbaren Grösse verfügten, aufzufordern, in einer grossen und kunterbunten zivilen Armada über den Kanal zu fahren, um die gestrandete britische Armee zu retten.

In der Öffentlichkeit und auch von Historikern wird selten zur Kenntnis genommen, dass der Vater dieser ungeheuer

riskanten Idee, die später als «Rettungsaktion der kleinen Schiffe» bekannt wurde, Churchill war.

Wenige Stunden nach Churchills Geistesblitz erhielt Vizeadmiral Bertram Ramsay, der kommandierende Flaggoffizier von Dover und ein alter Kamerad, der auf Churchills Bitte in den aktiven Dienst zurückgekehrt war, Anweisung, eine Flotte ziviler Schiffe zusammenzustellen, die die Kanalhäfen anlaufen, und das Britische Expeditionskorps nach England evakuieren konnte.

So kam es, dass Churchill sechs Tage später – während Friedensstifter Halifax unermüdlich nach Formulierungen für eine raffiniert verpackte Bitte an einen entfesselten Diktator suchte – zur Admiralität eilte. Captain Claude Berkley, Mitglied im Sekretariat des Kriegskabinetts, schrieb, der verzweifelt nach Alternativen zu Halifax' Plan suchende Premierminister sei in jenen Stunden «wie ein Wirbelwind umhergestürmt» und habe «seine Mitarbeiter in hoffnungslose Verwirrung gebracht, wenn er ohne Vorwarnung zur Downing Street hinübereilte und rief, wir würden nie aufgeben».⁸⁷ Inzwischen hatte Ramsay im Marinehauptquartier unter Dover Casde die Suche nach Schiffen durch einen öffentlichen Aufruf über die BBC eröffnet und bereits über 800 sogenannte kleine Schiffe zusammen für die Teilnahme an einer der kühnsten Operationen des Krieges.

Entsprechend erteilte Churchill am 26. Mai 1940 um 18.57 Uhr den Befehl: «Operation Dynamo kann beginnen.»⁸⁸

Es war ein extrem riskantes Spiel mit dem Leben von Zivilisten, aber Churchill war – zu Recht – der Ansicht, dass er, wenn er eine Armee hatte, mit der er kämpfen oder ver-

handeln konnte, Grossbritannien doch noch vor der Katastrophe bewahren konnte.

Zeitgleich mit dem Beginn der Operation Dynamo schickte er ein weiteres Telegramm an Brigadegeneral Nicholsons Garnison in Calais und setzte sie offiziell darüber in Kenntnis, dass es keine Evakuierung geben werde und sie «bis zum bitteren Ende kämpfen» müsse.⁸⁹

Nicholson und seine Männer gehorchten. Sie verweigerten die Kapitulation und setzten den Widerstand fort, bis das Hakenkreuz über dem Glockenturm des Hôtel de Ville gehisst wurde. Nicholsons Leute wurden noch am selben Tag überwältigt und von den Deutschen im Gänsemarsch und mit erhobenen Händen aus der Festung nach draussen in den Hof geführt. Dort mussten die Helden von Calais sich vor Maschinengewehren aufstellen. Sie waren jetzt Kriegsgefangene. Anschliessend wurden sie in Lager gebracht. Wer Glück hatte, überlebte die Kriegsjahre, die anderen kamen um. Brigadegeneral Nicholson starb drei Jahre später in dem Kriegsgefangenenlager, in dem er interniert war, durch einen Sturz aus dem Fenster. Womöglich war es Selbstmord.

In seinen Memoiren beschreibt Anthony Eden die Entscheidung, die Garnison von Calais nicht zu evakuieren, als «eine der schmerzhaftesten des Krieges».⁹⁰ Churchill empfand diesen Schmerz besonders stark, hatte er doch den Befehl gegeben, 2'000 Soldaten zu opfern in der Hoffnung, dadurch ein paar hunderttausend zu retten. Ismay, der zusammen mit Churchill, Eden und Ironside ins Haus der Admiralität zurückkehrte, erinnert sich, dass Churchill «beim Abendessen an diesem Tag ungewöhnlich still war und er mit offensichtlichem Widerwillen ass und trank».⁹¹

Was bedrückte ihn? Ganz gewiss Calais, aber auch Halifax und wie immer Hitler. Bestimmt auch die Operation Dynamo, deren kleine zivile Flotte in diesem Augenblick in Richtung Dünkirchen über den Kanal setzte. Womöglich auch die Frage nach seinen eigenen Führungsqualitäten. Selbstzweifel, Schuldgefühle, Reue und Erschöpfung spielten bestimmt eine Rolle.

Als die Männer vom Tisch aufstanden, überkam Churchill eine tiefe Traurigkeit und er sagte: «Ich fühle mich körperlich krank.»⁹² Krank vor Schuldgefühlen, weil er tapfere Männer zu einem schrecklichen Schicksal verdammt hatte, krank vor Sorge, eine ganze Armee zu verlieren, und krank vor Angst, keinen anderen Ausweg zu haben als die strangulierenden Bedingungen des Feindes. Er war auf einem Tiefpunkt angekommen. Doch der folgende Tag sollte noch mehr Druck und einen irreparablen Bruch innerhalb des Kriegskabinetts bringen.

MONTAG, 27. MAI 1940

*CHURCHILL ERFÄHRT, DASS
DER BELGISCHE KÖNIG
DIE KAPITULATION VOR
DEUTSCHLAND ERWÄGT*

*LORD HALIFAX DENKT ÜBER
FRIEDENSABKOMMEN MIT
DEUTSCHLAND NACH UND
HAT SEIN MEMORANDUM
MIT DEM TITEL «VORSCHLAG
EINER KONTAKTAUFNAHME MIT
ITALIEN» FERTIGGESTELLT*

*SS-SOLDATEN NEHMEN BEI
LE PARADIS IN FRANKREICH 97
BRITISCHE SOLDATEN GEFANGEN
UND ERMORDEN SIE*

9. Krise in Kabinett und Führung

Nachdem Churchill am Vorabend den Befehl zur Operation Dynamo gegeben hatte, verhiess die erste Nachricht, die er am 27. Mai um 7.15 Uhr bekam, nichts Gutes. Die Marinegarnison Dover informierte ihn, dass «die Lage zwischen Calais und Dünkirchen sich verschlechtert. Der Gegner hat bis Gravelines [kleine Stadt zwischen Calais und Dünkirchen] 40 Geschütze in Stellung gebracht und beschiesst jedes Schiff, das sich Dünkirchen nähert ...»¹ Wenn die Schiffe aber nicht einmal in den Hafen einlaufen konnten, um die Soldaten aufzunehmen, dann waren die Briten bald völlig eingeschlossen und konnten nicht mehr fliehen.

Am Vorabend hatte Lord Halifax, inzwischen vollkommen von seinen Überlegungen zu einem Friedensabkommen in Anspruch genommen, Besuch vom Botschaftsrat der belgischen Botschaft in London erhalten. Der Botschaftsrat hatte ihm mitgeteilt, «der König der Belgier schein davon auszugehen, dass er den Krieg verloren habe, und denke über einen Separatfrieden mit Deutschland nach».² König Leopold III., ein Cousin von König George VI., sei bei seinen Truppen geblieben, während seine Regierung sich «auf ausländischen Boden [nach Frankreich] begeben habe, um dort weiterzukämpfen».³ Halifax gab diese Nachricht um halb zwölf an das Kriegskabinett weiter, wo «man zu dem Schluss kam, dass das Verhalten des Königs einer Spaltung

der Nation gleichkomme und sie dem Schutz Herrn Hitlers ausliefere».⁴ Churchill telegrafierte sofort an Admiral Sir Roger Keyes, den Verbindungsoffizier zu König Leopold III., mit der Bitte, «ihn [Leopold] nachdrücklich auf die fatalen Folgen seiner gegenwärtigen Entscheidung für die Alliierten und für Belgien aufmerksam zu machen».⁵ Die belgische Armee war vor allem in Nordfrankreich konzentriert, wo sie an der Seite des Britischen Expeditionskorps kämpfte, sie war über die Entscheidung zur Evakuierung aber noch nicht informiert worden. Churchill war sich bewusst, was er von den Belgiern verlangte, er wusste allerdings auch, dass eine Kapitulation zu diesem Zeitpunkt die linke Flanke der Alliierten vollkommen ungeschützt lassen würde und den Rückzug der Briten zur Küste gefährdete. In einer getrennten Nachricht an Lord Gort, den Oberbefehlshaber des Expeditionskorps, räumte der Premierminister ein, dass «wir von ihnen verlangen, sich für uns zu opfern».⁶

Angesichts der drohenden Kapitulation weiterer Alliieter wandten sich die Gedanken erneut den Vereinigten Staaten zu. Der britische Botschafter in Washington hatte Halifax in einem Telegramm vorgeschlagen, «wir sollten als Teilzahlung unserer Kriegsschulden einige unserer Besitzungen in der Neuen Welt an die Vereinigten Staaten abtreten»,⁷ weil «ein solches Angebot unsererseits in den Vereinigten Staaten tiefen Eindruck machen und zu unserer Sicherheit beitragen würde».⁸ Halifax hielt das für eine weitere interessante Alternative, der nachzugehen sich lohnte, doch Churchill war dagegen. Die Vereinigten Staaten, sagte er, «hätten uns im Krieg praktisch überhaupt nicht unterstützt, und jetzt, wo sie

sehen, wie gross die Gefahr sei, wollten sie alles, das uns helfen könnte, für ihre eigene Verteidigung behalten».⁹ Die ständigen Vorschläge von Verhandlungen zermürbten ihn allmählich. Er schloss die Sitzung des Kriegskabinetts mit der Bemerkung, er werde «die Minister in einem allgemeinen Erlass dazu anhalten, eine optimistische Sprache zu verwenden. Er sei überzeugt, dass ein Grossteil der Bevölkerung des Landes sich nicht mit einer Niederlage abfinden wolle».¹⁰ Anschliessend bat er Ismay, der Generalstab solle bis zur nächsten Sitzung noch einmal «unsere Aussichten prüfen, wenn wir den Krieg allein gegen Deutschland und vermutlich auch Italien fortsetzen».¹¹

Zur nächsten Sitzung des Kriegskabinetts am 27. Mai um 16.30 Uhr versammelten sich nicht die üblichen 20 Anwesenden, um über die endlosen Punkte der Tagesordnung zu sprechen. Stattdessen waren nur Churchill, Halifax, Chamberlain, Clement Attlee, Arthur Greenwood, Sir Alexander Cadogan,¹² Sir Archibald Sinclair¹³ und Sir Edward Bridges¹⁴ zugegen, und es gab nur einen Tagesordnungspunkt: die geplante Kontaktaufnahme mit Mussolini.

Dass Churchill auch den Vorsitzenden der Liberalen Sinclair zuzog – einen alten Freund und Kritiker des Appeasement –, war gegen das Protokoll und ein klarer Versuch, eine Position zu stärken, die durch die auf dem Schlachtfeld geschaffenen Tatsachen geschwächt worden war.

Die anschliessende Diskussion gipfelte in einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Halifax und seinen Parteigängern auf der einen Seite – einem grossen Prozentsatz der

herrschenden Konservativen Partei – und ihrem Parteifreund Churchill auf der anderen, dessen stures Beharren darauf, allein weiterzukämpfen, in Halifax' Augen gegen jede Vernunft und die Fakten war und auch gegen die Interessen des Landes.

Lord Halifax hatte den Vorschlag Paul Reynauds vom Vortag aufgegriffen, die britische und die französische Regierung sollten sich gemeinsam an Mussolini wenden und versuchen, Italien aus dem Krieg herauszuhalten, und vor der Sitzung ein Memorandum verteilt, das die entsprechenden Optionen vorstellte:

Wenn Signor Mussolini gemeinsam mit uns ein Abkommen erarbeiten will ... werden wir sofort und mit dem Willen, Lösungen zu finden, über die Dinge sprechen, an denen Signor Mussolini vor allem interessiert ist. Wir wissen, dass er bestimmte, das Mittelmeer betreffende Fragen lösen will, und wenn er uns vertraulich mitteilt, um was es sich handelt, werden Frankreich und Grossbritannien sofort ihr Möglichstes tun, diese Wünsche zu erfüllen.¹⁵

Halifax informierte das Kriegskabinett nun, dass «Präsident Roosevelt einen Vorstoss entsprechend den im Memorandum dargelegten Bedingungen gemacht habe».¹⁶ Die Briten hatten vor einiger Zeit darum gebeten, weil sie damals geglaubt hatten, es könnte sich positiv auswirken. Jetzt allerdings, wo die Franzosen kurz vor dem Zusammenbruch standen, war es dafür nach Chamberlains Überzeugung zu spät. Italien habe bereits den Blick auf die Beute im Fall eines

deutschen Sieges gerichtet und warte nur auf den Fall Frankreichs, um sofort seine gierigen Forderungen zu stellen.

Was die französische Bitte betraf, Italien im Rahmen des britisch-französischen Abkommens auf eigene Faust ansprechen zu dürfen, war Churchill zwar der Meinung, «dass das nichts nützen würde, dass man es aber tun [erlauben] solle, um unsere Beziehungen mit einem schwächelnden Verbündeten zu pflegen».¹⁷

Anschliessend äusserten die Minister nacheinander ihre Meinung. Sir Archibald Sinclair – Churchills Geheimwaffe am Tisch – hatte jetzt seinen Auftritt. Er zeigte sich überzeugt davon, dass jedes Herantreten an Italien unter Beteiligung Grossbritanniens als Zeichen der Schwäche ausgelegt würde, das «die Deutschen und Italiener nur ermutigen würde». Doch solle Grossbritannien alles in seiner Macht Stehende tun, um die Franzosen zu stärken. Beide Labour-Minister waren entschieden gegen einen Brief nach Italien. Clement Attlee sagte, «der vorgeschlagene Weg hätte keinen praktischen Nutzen und würde uns grossen Schaden zufügen. Er würde unweigerlich dazu führen, dass wir Signor Mussolini um Vermittlung [zwischen Deutschland und Grossbritannien] bitten, um Friedensbedingungen für uns zu erreichen.»¹⁸

Attlee sah ganz richtig, dass die Debatte sich letztlich darum drehte, ob Grossbritannien in Friedensgespräche mit Berlin eintreten sollte oder nicht.

Auch Arthur Greenwood sah es so und knüpfte daran an: «Wenn bekannt würde, dass wir auf Kosten britischen Territoriums um Frieden ersucht hätten, hätte das furchtbare Folgen ... Der Premierminister und M. Reynaud sind bereits

an Italien herangetreten und wurden abgewiesen. Die Annäherung fortzusetzen würde zu einer Katastrophe führen.»¹⁹

Churchill spürte, dass das Blatt sich zu seinen Gunsten wendete, und hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Daraus wird deutlich, dass aus der ursprünglichen Anfrage Reynauds wegen eines gemeinsamen Herantretens von Grossbritannien und Frankreich an Italien, um dessen Kriegs eintritt zu verhindern, rasch eine Debatte über Friedensverhandlungen und über Halifax' «europäische Regelung» mit Hitler geworden war.

Der Sekretär fasste in seinem Protokoll Churchills Antwort zusammen:

Die Aussichtslosigkeit der vorgeschlagenen Anfrage an Signor Mussolini, die dieser gewiss verächtlich zurückweisen würde, bedrücke ihn zunehmend. M. Reynaud würde davon viel weniger profitieren, als wenn er sich zu einer festen Haltung entschliesse. Ausserdem würde es die Kampfmoral in diesem Land untergraben ... Er persönlich bezweifle, ob Frankreich wirklich so willens sei, den Kampf aufzugeben, wie M. Reynaud es dargestellt habe. Jedenfalls dürften wir uns nicht mit Frankreich hinunterziehen lassen. Wenn die Franzosen nicht weiterkämpfen wollten, sollten sie aufgeben, obwohl er seine Zweifel hätte, ob sie es tun würden. Wenn dieses Land geschlagen würde, würde aus Frankreich ein Vasallenstaat. Aber wenn wir gewinnen würden, könnten wir die Franzosen vielleicht retten. Am meisten würden wir M. Reynaud helfen, indem wir ihn spüren liessen, dass wir, was immer mit Frankreich geschehe, bis zum Ende weiterkämpfen würden.

Gegenwärtig sei unser Ansehen in Europa sehr gering. Wir könnten es nur dadurch wiederbekommen, dass wir der Welt zeigten, dass Deutschland uns nicht geschlagen habe. Wenn das nach zwei oder drei Monaten dann immer noch gelte, würde unser Ansehen zurückkehren. Selbst wenn wir geschlagen würden, stünden wir nicht schlechter da, als wenn wir den Kampf jetzt aufgeben würden. Wir dürften uns deshalb nicht zusammen mit Frankreich auf einen gefährlich abschüssigen Weg bringen lassen. Das ganze Manöver ziele doch darauf, uns so tief in Verhandlungen hineinzuziehen, dass eine Umkehr unmöglich wäre. Mit der Anfrage an Italien hätten wir uns bereits weit vorgewagt, wir dürften uns von M. Reynaud aber nicht in eine wirre Lage verwickeln lassen. Die vorgeschlagene Anfrage sei nicht nur aussichtslos, sie bringe uns in tödliche Gefahr ... Wenn es zum Schlimmsten komme, wäre es für dieses Land nicht das Schlechteste, im Kampf für andere Länder unterzugehen, die der Nazi-Tyrannie erlegen seien.²⁰

Churchills emotionales Plädoyer spaltete die Anwesenden in zwei Lager. Die alten strategischen und ideologischen Frontlinien, die Churchill seit Mitte der dreissiger Jahre von den Anhängern des Appeasement trennten, traten auf einmal wieder deutlich zutage.

Neville Chamberlain stellte sich hinter den plötzlich isolierten Halifax, nahm seine ursprünglichen Einwände gegen die Anfrage zurück und kam dem Aussenminister zu Hilfe. «Auch er sei der Meinung, dass die vorgeschlagene Anfrage keinem nützlichen Zweck diene, er glaube aber, dass wir sie noch ein wenig weiterverfolgen sollten, um die Franzosen

bei Laune zu halten. Er glaube, dass wir den Vorschlag nicht rundheraus ablehnen dürften.»²¹

Kabinettssekretär Bridges notierte, dass darauf eine lebhafteste Debatte folgte. Er hielt nicht den genauen Wortlaut fest, sondern nur, dass «allgemeine Übereinstimmung dahingehend herrschte, dass eine überlegte Antwort in diesem Sinne die beste Strategie sei».²²

Trotz dieser Schützenhilfe von Seiten Chamberlains hatte Halifax allmählich die Nase voll von Churchills drastischer Ausdrucksweise. Über die Sitzung schrieb er in sein Tagebuch: «Es treibt einen zur Verzweiflung, wenn er [Churchill] sich so in leidenschaftliche Gefühle hineinsteigert, wo er doch seinen Verstand gebrauchen und nachdenken sollte».²³

Churchills Bemerkung, es sei nicht das Schlechteste, «im Kampf für andere Länder unterzugehen, die der Nazi-Tyranei erlegen seien», war zu viel für Halifax, zumal er aufrichtig davon überzeugt war, dass eine friedliche Lösung möglich war und Grossbritannien nicht so viele junge Leben zu opfern brauchte. Ausserdem hatte Churchill soeben eine vollständige Kehrtwendung vollzogen. Noch am Vortag hatte er die Abfassung des Memorandums gebilligt und gesagt, er wäre «dankbar», wenn Friedensgespräche einen Ausweg aus der Krise bieten würden. Jetzt bezeichnete er den vorgeschlagenen Brief, Halifax' ganze Haltung und womöglich sogar Halifax selbst als «tödliche Gefahr».

Halifax wusste, dass er hier vor aller Augen vorgeführt wurde, und das behagte ihm überhaupt nicht. Genau solche Schwankungen in Stimmung und Meinung hatten er und andere Anhänger des Appeasement gefürchtet, als Churchill ins

Amt kam. Jetzt erlebten sie beides. Sichtlich verärgert darüber, dass ein seiner Meinung nach vollkommen vernünftiger und patriotischer Vorschlag derart falsch als schrecklich und unpatriotisch dargestellt wurde, versuchte Halifax seine «grundsätzlich andere Meinung»²⁴ klarzustellen und für alle Zeit zu dokumentieren. Alle sollten wissen, dass er bereit war, für seine Ideen zu kämpfen, weil sie vernünftig waren und moralisch. Er sagte, er könne «keine Ähnlichkeit erkennen zwischen dem von ihm vorgeschlagenen Vorgehen und der Interpretation, wir würden einen Kurs der Friedensverhandlungen verfolgen, der geradewegs in die Katastrophe führe».²⁵

Halifax zitiert die Aussagen des Premierministers vom Vortag – Churchill hatte gesagt, er sei «bereit», über Friedensbedingungen zu sprechen, und sogar «dankbar» für einen friedlichen Weg, sich durch territoriale Zugeständnisse mit Deutschland zu einigen – und fährt fort:

In dieser Sitzung dagegen scheinere der Premierminister zu sagen, dass wir unter keinen Umständen einen anderen Kurs als den des Kampfes bis zum Ende in Erwägung ziehen sollten. Die ganze Frage sei vermutlich akademisch, da wir kaum ein Angebot bekommen würden, das mit den grundsätzlichen Bedingungen vereinbar wäre, die für uns unverzichtbar seien. Doch wenn es möglich sei, zu einer Regelung zu kommen, die nicht gegen diese Bedingungen verstosse, könne er [Halifax] für seinen Teil die jetzt vom Premierminister geäußerte Ansicht eher nicht teilen. Der Premierminister habe gesagt, zwei oder

drei Monate würden zeigen, ob wir der Bedrohung aus der Luft standhalten könnten. Das bedeute, die Zukunft des Landes hänge davon ab, ob die Bomben des Gegners zufällig unsere Flugzeugfabriken träfen. Er sei bereit, dieses Risiko einzugehen, wenn unsere Unabhängigkeit bedroht sei. Wenn aber nicht, halte er es für richtig, ein Angebot anzunehmen, welches das Land vor einer vermeidbaren Katastrophe bewahren könnte.²⁶

Das entscheidende Gespräch vom Vortag, in dem der Premierminister gesagt hatte, «dass er dankbar wäre, aus unseren gegenwärtigen Schwierigkeiten herauszukommen», ist nicht im Protokoll dokumentiert. Es wurde darüber also vermutlich in der Viertelstunde gesprochen, bevor Bridges auf der «informellen Sitzung der Minister des Kriegskabinetts» eintraf.²⁷

Neville Chamberlain bestätigt in seinem Tagebuch, dass «WC [Churchill] sagte, wir würden versuchen, eine Formel zu finden, mit der man an Musso [Mussolini] herantreten könne, wir bräuchten aber Zeit zum Nachdenken. Damit müsse R [Reynaud] sich zufriedengeben .. »²⁸ Ausserdem berichtet er von Churchills klarer Aussage zur Abtretung von Malta und Gibraltar und einiger afrikanischer Kolonien.

Churchill würde «die Gelegenheit beim Schopfe packen», über ein Friedensangebot Hitlers nachzudenken?²⁹

Man kann offenbar davon ausgehen, dass dies Churchills Stimmung und Meinung vom Vortag war. Es würde gewiss Halifax' Zorn darüber erklären, dass Churchill seine so offenkundige Bereitschaft einen Tag später vollkommen zurückgenommen hatte.

Worauf wollte Churchill hinaus? Hatte er sich mit seinen früheren Bemerkungen nur Zeit kaufen wollen, oder hatte er Friedensgespräche in diesen dunklen Tagen ernsthaft erwogen?

Trotz allem, für das er seit 1933 kämpfte, und trotz seiner vielen Reden und Parolen vom Sieg ist festzuhalten, dass er auf der Sitzung vom 26. Mai ein Abkommen mit Hitler ebenfalls für möglich, ja sogar willkommen hielt. Der Druck dazu war ja auch immens. Die Operation Dynamo war soeben angelaufen, doch die Erfolgsaussichten waren düster. Wahrscheinlicher schien die Vernichtung praktisch der gesamten britischen Armee. In dieser Situation hatte Churchill zugestimmt, die Möglichkeit von Friedensverhandlungen zu sondieren, vorausgesetzt, Grossbritannien behielt seine Unabhängigkeit. Halifax' Ärger darüber, dass er seine Meinung keine 24 Stunden später änderte, ist verständlich. Halifax' Biograph Andrew Roberts schreibt:

Kriege für Ideen zu führen, in denen Länder sich erschöpften, den Gegner zu vernichten suchten und dabei die eigene Auslöschung riskierten, war Halifax' Wesen vollkommen fremd. Hitler hatte zweifellos die erste Runde eines womöglich zehnjährigen Kampfes gewonnen, und es erschien Halifax nur vernünftig, wenigstens eine Atempause ähnlich dem Frieden von Amiens [der die napoleonischen Kriege vierzehn Monate lang unterbrochen hatte] auszuhandeln. Wenn dadurch das Britische Expeditionskorps und ein Grossteil Frankreichs gerettet werden konnten, umso besser.³⁰

Doch jetzt war es an Churchill, zu antworten.

Halifax' leidenschaftliche Erwiderung wie auch Chamberlains Solidarität mit Halifax hatten seinem Ton einen deutlichen Dämpfer versetzt. Vielleicht zögerte er, bevor er sprach, im Bewusstsein, dass der Stift der Geschichte – gegenwärtig in der Hand von Bridges – seine Worte aufzeichnen würde, Worte, die erneut einen deutlichen Positionswechsel ausdrückten, sowohl gegenüber der Ansicht, die er eben erst ausgedrückt hatte, als auch gegenüber dem Bild, das man sich allgemein von ihm machte. Er begann:

Wenn Herr Hitler bereit wäre, Frieden zu schliessen unter der Bedingung der Wiederherstellung deutscher Kolonien und der Vorherrschaft in Mitteleuropa, sei das eine Sache...³¹

Hier sei kurz innegehalten.

Das war ein deutliches Zugeständnis. Churchill gibt zu Protokoll, dass er sich nicht nur ein Friedensabkommen mit einem auf dem Kontinent siegreichen Nazideutschland vorstellen kann, sondern auch ein Abkommen, das Hitler die Vorherrschaft in Mitteleuropa einräumt. Wenn man nun noch seine Worte vom Vortag hinzunimmt – seine entweder wörtliche oder paraphrasierte Bereitschaft zu einem solchen Abkommen –, untergräbt das die lange gehegte Meinung von Historikern, Churchill hätte nie geschwankt, die Vorstellung von Friedensgesprächen nie ernst genommen und solche Gespräche nie wirklich angestrebt.

Typisch für Churchill, folgte auf dieses grosse Zugeständ-

nis an die Geschichte und an Halifax gleich ein Vorbehalt: dass es nämlich «höchst unwahrscheinlich sei, dass er [Hitler] ein solches Angebot machen würde». ³² Doch Halifax war entschlossen, Churchill sofort zu stoppen und zu verhindern, dass er sich den Verpflichtungen für den Frieden, die er am Vortag eingegangen war, wieder entzog. Und er wollte den Brief nach Italien endgültig mit einer gesamteuropäischen Friedensstrategie verbinden. Laut Sitzungsmitschrift gab er Folgendes zu Protokoll:

Der Aussenminister sagte, er wolle die folgende Frage stellen. Angenommen, die französische Armee breche zusammen und Herr Hitler mache ein Friedensangebot. Angenommen, die französische Regierung sage: «Wir können nicht auf ein Angebot antworten, das nur an Frankreich gerichtet ist, Sie müssen mit den Alliierten zusammen verhandeln.» Angenommen, Herr Hitler mache, weil ihm im Wissen um seine eigenen inneren Schwächen an einem Ende des Krieges gelegen sei, Frankreich und England ein Friedensangebot, wäre der Premierminister dann bereit, darüber zu sprechen? ³³

Lord Halifax war ungewöhnlich scharf und direkt, zumal wenn man bedenkt, dass seine Worte noch durch den Stift von Bridges gefiltert wurden. In seinem Tagebuch schrieb er: «Ich fand, dass Winston einen ganz fürchterlichen Mist sagte und Greenwood genauso. Nachdem ich es eine Weile ertragen hatte, sagte ich unverblümt, was ich von ihnen hielt, und fügte hinzu, wenn sie wirklich dieser Meinung seien und es hart auf hart komme, würden sich unsere Wege trennen.» ³⁴

Wäre Bridges ein treuerer Diener der Geschichte gewesen, was für einen Wortlaut hätte er uns dann hinterlassen?

In Ermangelung einer genaueren Vorlage können wir nur spekulieren, wie der Schlagabtausch sich angehört haben könnte:

CHURCHILL: Viscount Halifax, wie ich gestern sagte, ist der Ansatz, den Sie vorschlagen, nicht nur aussichtslos, sondern bringt uns in eine tödliche Gefahr.

HALIFAX: DIE TÖDLICHE GEFAHR IST DIE ROMANTISCHE PHANTASIE EINES KAMPFES BIS ZUM ENDE!!! Was bedeutet «Ende» denn anderes als die Zerstörung von allem? Im Kampf unterzugehen hat nichts Heroisches, wenn es sich vermeiden lässt. Die Alternativen Tod oder Ruhm haben nichts entfernt Patriotisches, wenn die Wahrscheinlichkeit für den Tod spricht. Es ist keineswegs unrühmlich, einen Krieg zu verkürzen, den wir ganz offensichtlich verlieren.

CHURCHILL: Europa ist noch ...

HALIFAX (*fällt ihm ins Wort*): EUROPA IST VERLOREN! Verloren. Und bevor unsere Armee vollkommen ausgelöscht ist, ist jetzt die Zeit, zu verhandeln, um die bestmöglichen Bedingungen zu bekommen. Es wäre nicht in Hitlers Interesse, auf völlig unannehmbaren Bedingungen zu bestehen. Er wird seine eigenen Schwächen kennen und vernünftig sein.

CHURCHILL (*kann das Gerede nicht mehr ertragen*):

Wann wird diese Lektion endlich gelernt? Wie viele Diktatoren müssen noch hofiert und friedlich gestimmt werden – gütiger Gott, mit was für riesigen Geschenken –, bis wir lernen ... dass man mit einem Tiger nicht mehr argumentieren kann, wenn man mit dem Kopf in seinem Maul steckt!

HALIFAX: Premierminister, ich möchte hier Folgendes zu Protokoll geben: Wenn Sie als Zukunftsaussicht nur den Kampf bis zum Ende sehen und nicht einmal dann bereit wären, über Friedensbedingungen zu sprechen, wenn Hitler sie uns anbietet, dann sollten Sie wissen, dass sich für mich unsere Wege trennen müssen.

Trennen müssen?

Churchill wusste ganz genau, dass ein Rücktritt von Halifax zu diesem Zeitpunkt eine Katastrophe gewesen wäre. Ohne Halifax' ausgleichenden Rat drohte ihm, der vielen immer noch als völlig unberechenbar galt, im Unterhaus mit grosser Sicherheit ein Misstrauensvotum, das er voraussichtlich verlieren würde. Die gesamte Konservative Partei würde sich in Anhänger von Friedensverhandlungen und Gegner aufspalten. Churchill hatte es in diesem Moment also nicht nur mit einem Vorschlag zu tun, für den gute Gründe sprachen (und der genauso patriotisch war wie seiner), sondern auch mit einer Entscheidung, von der seine Zukunft als Premier abhing.

Halifax schrieb in sein Tagebuch, Churchill habe sich zu seiner Überraschung «besänftigt»³⁵ und gesagt, «er werde zwar nicht gemeinsam mit Frankreich um Friedensbedin-

gungen nachsuchen, aber wenn man ihm die angebotenen Bedingungen nennen würde, sei er bereit, darüber nachzudenken».³⁶

Damit war Halifax auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Einflusses angelangt. Er hatte einen widerstrebenden Premierminister, der geradezu pathetisch vom Sieg um jeden Preis sprach, dazu gebracht, Friedensgespräche ernsthaft in Erwägung zu ziehen und zu überlegen, *wann*, nicht *ob*, solche Gespräche stattfinden sollten.

Nachdem Churchill Halifax nachgegeben hatte, kam das Kriegskabinet rasch überein, Frankreich zu antworten, dass man irgendeine Art von Kontaktaufnahme mit Italien befürworte, um Frankreich «bei Laune zu halten» und weil «wir gehört hätten, dass Präsident Roosevelt jetzt ebenfalls eine Anfrage im genannten Sinne gemacht habe. Es würde die Sachlage aber nur verwirren und womöglich unsere Chance auf eine positive Antwort von Präsident Roosevelt gefährden, wenn wir jetzt einen eigenen Vorstoß unternähmen.»³⁷

Unmittelbar nach dem Ende der Sitzung bat der siegreiche, aber immer noch verzweifelte Lord Halifax Churchill um ein Gespräch unter vier Augen im Garten von Nr. 10. Beim Verlassen des Kabinettszimmers vertraute er Cadogan an: «Ich kann nicht mehr mit Winston Zusammenarbeiten.»³⁸ Worauf Cadogan antwortete: «Unsinn. Seine Aufschneiderei langweilt Sie wahrscheinlich genauso wie mich, aber begehen Sie unter diesem Eindruck keine Dummheit.»³⁹

Roberts schreibt in *The Holy Fox*:

Halifax empfand die Übertreibungen, die 1940 die öffentliche Moral in solchem Masse gestärkt haben, als melodramatisch und besser für Rundfunksendungen geeignet. Er hatte sie schon sein ganzes politisches Leben lang gehört, und sie schmeckten für ihn nach dem gefährlich pathetischen Gehabe, in dem sich Churchills berüchtigter Mangel an Urteilsvermögen ausdrückte ... Halifax war sich deutlich bewusst, dass der bevorstehende Angriff vermutlich das Ende des britischen Empires und Lebensstils bedeutete, ein Ende, das er – wohl irrigerweise – für vermeidbar hielt.⁴⁰

Im Garten drohte er Churchill erneut mit Rücktritt, erlebte aber einen Churchill «voller Reue und Zuneigung».⁴¹

Er hatte mit seinen Drohungen zumindest vorerst das gewünschte Ergebnis erzielt und kehrte ins Aussenministerium zurück. Beim Tee berichtete er Cadogan von dem Gespräch, und Cadogan sagte, er «hoffe, dass er nicht dem Ärger erliegen werde, den wir alle verspürten, und dass er sich, bevor er etwas tue, mit Neville beraten werde». Halifax sagte das zu und versicherte Cadogan, er «gehöre nicht zu denen, die überstürzte Entscheidungen trafen».⁴²

Zurück in der Downing Street, sprach sich rasch herum, dass es eine hitzige Auseinandersetzung gegeben hatte. Jock Colville schrieb in seinem Tagebuch: «Das Kabinett überlegte fieberhaft, ob wir unter solchen Umständen in der Lage seien, den Krieg allein weiterzuführen, und es gibt Anzeichen dafür, dass Halifax zu schwarz sieht. Er sagt, unser Ziel kön-

ne nicht mehr sein, Deutschland zu besiegen, sondern nur, unsere Integrität und Unabhängigkeit zu bewahren.»⁴³

Um 19 Uhr traf sich der Verteidigungsausschuss zu einem Gespräch über die letzten Nachrichten aus Frankreich. Churchill beschrieb die Lage des Britischen Expeditionskorps als «noch verzweifelter. Die Soldaten hätten nur noch die Wahl, sich kämpfend zur Küste zurückzuziehen und dem Gegner dabei so grosse Verluste wie möglich zuzufügen.»⁴⁴ Doch, fügte er hinzu, dürfe man die gegenwärtige Gefahr nicht Grossbritannien zur Last legen, das alles in seiner Macht Stehende getan habe, um seinen Verbündeten zu helfen. Churchill ging detailliert auf die Fehler der französischen Militärführung und auf die Schwächen der Belgier ein, für die die Briten «jetzt den Preis zahlten» und die «zu der Katastrophe beigetragen hätten, vor der unsere Armee jetzt stehe».⁴⁵

Nach dem Ende der Sitzung erhielt Churchill noch eine weitere unangenehme Nachricht. Generalmajor Sir Edward Spears bestätigte, der belgische König habe «seinen Generalstab telegrafisch angewiesen, einen Gesandten zu den Deutschen zu schicken, um die Bedingungen eines Waffenstillstands zu eruieren, und ausserdem eine ‚Waffenruhe‘ ab heute um Mitternacht, vom 27. auf 28. Mai, vorgeschlagen».⁴⁶ Der Verteidigungsausschuss stimmte zu, dass die Regierungen Grossbritanniens und Frankreichs sich sofort von dem belgischen Waffenstillstand distanzieren sollten,⁴⁷ und das Kriegskabinet wurde für zehn Uhr abends noch einmal einberufen.

Churchill informierte das Kabinet über diese letzte Nachricht und bestätigte, die britischen und französischen Streitkräfte seien angewiesen worden, weiterzukämpfen.

Die Anwesenden zeigten trotz der belgischen Kapitulation starkes Mitgefühl mit Leopold III., und der Premierminister betonte, «wie wichtig es sei, für die Sicherheit des Königs zu sorgen ... Anlass für Schuldzuweisungen gebe eher das belgische Verhalten bei Ausbruch des Krieges, , nicht das in der jüngeren Vergangenheit.» Mit dem Beharren der Belgier auf Neutralität und daraus folgend ihrer Weigerung, die Alliierten in ihr Land zu lassen, sei eine entscheidende Gelegenheit vertan worden, eine starke Präsenz an der Westgrenze des Landes zu etablieren zu einer Zeit, als «der Grossteil der deutschen Armee noch in Polen gebunden gewesen sei». Dadurch sei das Britische Expeditionskorps in eine «sehr ernste Gefahr» geraten, denn «Lord Gort habe keine Soldaten gehabt, um die Lücke zu schliessen und zu verhindern, dass die Deutschen nach Dünkirchen durchbrächen».⁴⁸

Informationsminister Duff Cooper schlug vor, angesichts der neuen Entwicklung «eine Erklärung zur tapferen Verteidigung durch die britischen Truppen abzugeben ... die Öffentlichkeit solle über die ernste Lage informiert werden, in die das Britische Expeditionskorps gebracht wurde». Er wies insbesondere auf den «munteren Ton» hin, der die von der britischen Presse veröffentlichten französischen Kommuniqués immer noch prägte, und dass «die Öffentlichkeit gegenwärtig ganz ohne Zweifel noch keineswegs auf die schockierende Erkenntnis der wahren Situation vorbereitet sei». Churchill stimmte zu, dass «der Ernst der Lage betont werden müsse, sprach sich aber gegen eine genaue Erklärung oder den Versuch einer Bewertung der Ergebnisse des Kampfes aus, solange die Lage sich nicht weiter geklärt habe. Die Bekanntgabe

des belgischen Waffenstillstands würde die Öffentlichkeit einigermassen auf schlechte Nachrichten vorbereiten.» Cooper fand das nicht ausreichend. Er sah eine grosse Gefahr in einer plötzlichen Ankündigung, die dem, was die Öffentlichkeit in der Zeitung gelesen hatte, so gründlich widersprach, und schlug vor, «die Öffendichkeit an die ständigen Versuche der Deutschen zu erinnern, einen Keil zwischen die beiden Völker zu treiben. Zugleich sollten die Redakteure aufgefordert werden, den Ton der französischen Bekanntgaben abzuschwächen.» Churchill sagte abschliessend, «er werde eine ausführliche Erklärung im Parlament abgeben müssen, doch könne es noch eine Woche dauern, bis die Situation sich soweit geklärt habe, dass er dazu imstande sei». ⁴⁹

Zusammen mit Jock Colville kehrte er zum Haus der Admiralität zurück «und ging um Mitternacht ins Bett, nachdem er noch ein paar Zeitungen gelesen und gesagt hatte: ‚Schenken Sie mir noch einen Whisky mit Soda ein, stark verdünnt, seien Sie so lieb.‘» ⁵⁰

Was würden wir dafür geben, seine Gedanken zu kennen, das Ausmass seiner Ängste und Selbstzweifel, während er auf seinem Bett lag und auf den Schlaf wartete. Hatte Halifax recht? Und er selbst unrecht? Hatte er richtig gehandelt, oder würden er und das Land seine Entscheidung, den Aussenminister mit seinem Plan eines Verständigungsfriedens weitermachen zu lassen, noch bereuen?

Lord Halifax nannte Dienstag, den 28. Mai, einen «sehr schwarzen Tag». ⁵¹ Admiral Sir Roger Keyes war im Anschluss an den Beginn der Waffenruhe der belgischen Armee um vier an diesem Morgen nach London zurückgekehrt.

Churchill bat ihn zu der Sitzung des Kriegskabinetts um halb zwölf.

Dort machte er deutlich, dass auch er glaube, «die belgische Regierung sei vollständig für das angerichtete Chaos verantwortlich ... [und dass] nur der König mit seiner Persönlichkeit die belgische Armee in den vergangenen vier Tagen noch zusammengehalten habe. Wenn der König schon vor drei Tagen gegangen wäre, wozu die Regierung Seiner Majestät ihn gedrängt habe, wäre die Moral der Armee sofort zusammengebrochen.»⁵² Churchill verlas die Bedingungen des deutsch-belgischen Waffenstillstands:

1. Alle belgischen Truppenbewegungen verboten. Belgische Soldaten müssen sich am Strassenrand aufstellen und auf Befehle warten. Sie müssen auf ihre Anwesenheit durch weisse Zeichen, Fahnen etc. aufmerksam machen.
2. Die Vernichtung von Kriegsmaterialien und Vorräten muss durch Befehle verboten werden.
3. Den deutschen Soldaten muss der Weitermarsch zur Küste erlaubt werden.
4. Freier Durchgang nach Ostende wird gefordert und keine Zerstörung zugelassen.
5. Jeglicher Widerstand wird überwältigt.⁵³

Wenn die Briten einen Vorgeschmack auf die Forderungen der Deutschen wollten, bekamen sie ihn hier.

Inzwischen trafen die britischen Soldaten «in beträchtlicher Zahl» in Dünkirchen ein. Der Erste Seelord übermittelte einen Bericht von Vizeadmiral Ramsay in Dover, dem-

zufolge «in der vergangenen Nacht 11'400 Männer eingetroffen seien und weitere 2'500 gegenwärtig über den Kanal setzten». Die ersten Berichte über die berüchtigten Schlangen der auf ihre Evakuierung wartenden Soldaten wurden bestätigt, «2'000 Soldaten an den Stränden und weitere 7'000 in den Sanddünen» von Dünkirchen, das jetzt «von einer Rauchwolke bedeckt» sei. Doch erfuhr das Kabinett auch von einer Nachricht von Sir Hugh Dowding, dem Oberkommandeur der Jäger verbände, der sich «tief besorgt» über die gegenwärtigen Verluste an Flugzeugen der Air Force zeigte, die das Britische Expeditionskorps am Strand von Dünkirchen schützte, und davon sprach, dass «unsere Jäger die Verteidigung kaum noch leisten könnten». Wenn «diese äusserste Anstrengung am folgenden Tag über Dünkirchen wiederholt werden müsste, wäre die Lage ernst». ⁵⁴

Duff Cooper betonte erneut, wie dringend es sei, «eine offene Erklärung zu der verzweifelten Lage des Britischen Expeditionskorps» abzugeben. Andernfalls fürchtete er, «das Vertrauen der Öffentlichkeit würde einen schweren Schlag erhalten und die zivile Bevölkerung wäre nicht mehr bereit, den Versicherungen der Regierungen zu den Aussichten unseres letztlichen Sieges zu glauben». Er schlug vor, in den Nachrichten der BBC um ein Uhr mittags «eine kurze Erklärung» abzugeben. ⁵⁵ Churchill stimmte dem zu und sagte, dass auch er am Nachmittag im Unterhaus eine Erklärung zu diesem Thema geben werde.

Seine Erklärung im Unterhaus wurde zwar nicht live im Rundfunk übertragen, wandte sich aber ebenfalls an die ganze Nation und musste die Öffentlichkeit auf das Kommende

einstimmen und ihr zugleich Mut machen. Sie war kurz, aber hoffnungsvoll, und lässt in ersten Umrissen eine Antwort Churchills zur Frage des Verständigungsfriedens erkennen, die einzelne Mitglieder des Kriegskabinetts so sehr beschäftigte.

Die Lage der britischen und französischen Armeen, die nun in einem überaus harten Kampf begriffen sind und von drei Seiten und von der Luft aus hart bedrängt werden, ist offensichtlich äusserst ernst. Die Ergebung der belgischen Armee, in der Weise, in der sie geschah, hat diese schwere Gefahr noch beträchtlich erhöht. Aber unsere Truppen sind guten Mutes, sie kämpfen mit der äussersten Disziplin und Hartnäckigkeit ... Ich dürfte in der Lage sein, dem Hause einen Bericht über die allgemeine Situation zu geben, sobald das Ergebnis des gegenwärtig tobenden Kampfes festgestellt und abgeschätzt werden kann ...

Inzwischen muss sich das Haus auf trübe und ernste Nachrichten gefasst machen. Ich habe nur noch hinzuzufügen, dass nichts, was sich in dieser Schlacht ereignen mag, uns auch nur im Geringsten unserer Pflicht entheben kann, die Sache der Menschheit, der wir uns geweiht haben, zu verteidigen; und nichts darf unsere Zuversicht verringern, dass wir imstande sein werden, ebenso wie in früheren Epochen unserer Geschichte, durch Katastrophen und Leiden vorwärtszuschreiten bis zur endgültigen Niederwerfung unserer Feinde.⁵⁶

Das Unterhaus reagierte positiv auf Churchills trotzigte Worte. Die Parlamentarier gratulierten ihm und sagten, das Land

sei «mit seiner Entschlossenheit noch keineswegs bis zum Äussersten gegangen»⁵⁷ und «die würdige Erklärung des Premierministers spiegle nicht nur die Gefühle des ganzen Hauses, sondern auch die der ganzen Nation».⁵⁸ Durch die Reaktion in Hochstimmung versetzt, verliess Churchill den Sitzungssaal und ging in sein Büro im Unterhaus, um sich dort um vier Uhr nachmittags mit dem Kriegskabinett zu besprechen.

Dieselbe ausgewählte Gruppe, die bereits am Vortag Zeuge des unentschiedenen Schlagabtauschs zwischen Premierminister und Aussenminister geworden war, versammelte sich erneut, um «in einer von düsteren Vorahnungen geschwängerten Atmosphäre», wie Roberts schreibt,⁵⁹ noch einmal über die italienische Frage zu sprechen.

Lord Halifax sprach als Erster. Auf der Sitzung am Vormittag hatte er das Kabinett über die «strikt ablehnende Antwort»⁶⁰ informiert, die Präsident Roosevelt von Mussolini erhalten hatte. Inzwischen war eine weitere Nachricht von der französischen Regierung eingetroffen. Sie bat um einen gemeinsamen Vorstoss Grossbritanniens und Frankreichs bei Italien. Halifax wiederholte seinen Vorschlag, «wir sollten deutlich zu erkennen geben, dass wir an einer Vermittlung Italiens interessiert seien»,⁶¹ doch Churchill, immer noch im Hochgefühl seiner Rede im Unterhaus, erwiderte, natürlich wollten die Franzosen «Signor Mussolini als Vermittler zwischen uns und Herrn Hitler sehen», er sei aber «entschlossen, nicht in diese Lage zu geraten».⁶² Halifax, gewiss in der Annahme, Churchill wolle wieder zurückrudern, widersprach

heftig und sagte, Reynaud schlage vor, «wir sollten sagen, dass wir bereit seien, bis zum Tod für unsere Unabhängigkeit zu kämpfen, dass wir aber, sollte diese gewährleistet sein, zu gewissen Zugeständnissen gegenüber Italien bereit wären».⁶³ Damit gab er Reynauds Vorschlag zwar durchaus richtig wieder, doch unterliess er es zu erwähnen, dass er selbst an eine umfassendere europäische Lösung durch Vermittlung Italiens dachte. Genauso wenig erwähnte er, dass diese Idee aus seinem Gespräch mit dem italienischen Botschafter Giuseppe Bastianini am 25. Mai stammte, nicht von den Franzosen, die nur verhindern wollten, dass Italien sie ebenfalls angriff.

Churchill erklärte nun, dass die Franzosen seiner Meinung nach versuchten, «uns auf einen abschüssigen Weg zu bringen». Wieder verwendet er die Worte «abschüssiger Weg», die Halifax unweigerlich ärgern mussten. Und dann kommt ein ganz neues Argument: «Die Lage wäre vollkommen anders, wenn Deutschland erfolglos versucht hätte, in dieses Land einzufallen.»⁶⁴

Wollte Churchill, nachdem er zugestimmt hatte, ein Friedensabkommen in Betracht zu ziehen, jetzt den Vorbehalt hinzufügen, dass darüber erst verhandelt werden sollte, *nachdem* Deutschland mit einer Invasion Grossbritanniens gescheitert war?

Mit der Vorstellung, Grossbritannien könnte ohne eine Armee (wie es inzwischen aussah) einen deutschen Angriff (der immer wahrscheinlicher wurde) abwehren, wollte Halifax nichts zu tun haben.

Er sprach wieder, tat den französischen Vorschlag bereitwillig mit den Worten ab, es bestehe wenig Aussicht, dass er zu etwas führen würde, konzentrierte sich dann aber auf sein

Hauptanliegen, die Idee einer europäischen Regelung oder «umfassender» Gespräche. Immer wieder kam er darauf zurück, dass es um ein «grösseres Problem» gehe: «Angenommen, Signor Mussolini wollte die Rolle eines Vermittlers spielen und könnte Bedingungen erreichen, die unsere Unabhängigkeit nicht beeinträchtigten, dann glaube er, dass wir bereit sein sollten, über diese Bedingungen nachzudenken.»⁶⁵ Halifax widersprach Churchills Behauptung, dass Grossbritannien ein paar Monate später, wenn Deutschland mit einer Invasion gescheitert sei, bessere Bedingungen bekommen würde. Er war vielmehr vom Gegenteil überzeugt und sagte, «wir müssten zur Kenntnis nehmen, dass wir womöglich bessere Bedingungen bekämen, bevor Frankreich aus dem Krieg ausscheide und unsere Flugzeugfabriken zerstört seien, als erst in drei Monaten».⁶⁶

Der Streit ging weiter, und Churchill ergriff wieder das Wort:

Wenn Signor Mussolini als Vermittler ins Spiel käme, würde er uns nach Herzenslust ausplündern. Dass Herr Hitler so dumm sein könnte, uns mit unserem Rüstungsprogramm weitermachen zu lassen, sei unvorstellbar. Seine Bedingungen würden uns ihm auf Gedeih und Verderb ausliefern. Wenn wir aber weiterkämpften, würden wir selbst im Fall einer Niederlage keine schlechteren Bedingungen bekommen als die, die wir jetzt bekämen.⁶⁷

Halifax war verständlicherweise wütend. Er konnte beim besten Willen nicht verstehen, was Churchill an dem Vor-

schlag einer Vermittlung «so falsch» fand. Chamberlain spürte seinen Unmut und kam ihm zu Hilfe: «Es sei der Welt klar, dass wir in der Klemme sitzen, und wir könnten seiner Ansicht nach nichts verlieren, wenn wir offen feststellten, dass wir zwar bis zum Ende weiterkämpfen würden, um unsere Unabhängigkeit zu wahren, aber auch bereit seien, über annehmbare Bedingungen nachzudenken, wenn sie uns angeboten würden.»⁶⁸

Davon bedroht, Chamberlains Unterstützung an Halifax zu verlieren, legte Churchill an Pathos zu: «Die Nationen, die kämpfend untergegangen seien, seien wieder aufgestiegen, aber die, die klein beigeegeben hätten, seien erledigt gewesen.» Greenwood stimmte ihm zu und sagte, er «habe nicht das Gefühl, dass dies der Zeitpunkt für eine endgültige Kapitulation sei». Auch das erzürnte Halifax, der das Gefühl haben musste, dass jedes seiner Worte absichtlich missverstanden wurde, und er erwiderte, man könne «seinen Vorschlag in keiner Weise als endgültige Kapitulation bezeichnen».⁶⁹

Attlee, der sich um die Reaktion der Öffentlichkeit sorgte, wenn sie von anglofranzösischen Gesprächen mit Deutschland erfuhr, mahnte, es sei «notwendig, die öffentliche Meinung in diesem Land zu berücksichtigen ... wenn die Öffentlichkeit erst begreife, wie es in Wirklichkeit stehe, würde sie einen schweren Schock erleiden. Dann müsse alles getan werden, um ihre Moral zu stützen, und es bestehe die ernste Gefahr, dass wir, wenn wir tun würden, was Frankreich wolle, dazu nicht mehr imstande seien.»⁷⁰

In einem letzten Versuch, die Spannung im Raum zu zerstreuen und einen Konsens zu ermöglichen, schlug Cham-

berlain vor, die Friedensbemühungen weiterzuverfolgen, zugleich aber davon auszugehen, dass die Franzosen dabei keine grosse Hilfe sein würden. Er stimmte dem Aussenminister in beiden Punkten zu: Wenn Grossbritannien Bedingungen aushandeln könne, die «zwar schmerzhaft seien, aber unsere Unabhängigkeit nicht gefährdeten, sei es richtig, diese Bedingungen in Erwägung zu ziehen». Doch werde der französische Vorstoss bei Mussolini das «zum gegenwärtigen Zeitpunkt» nicht erreichen.⁷¹

Um Viertel nach sechs wurde die Sitzung unterbrochen. Halifax hatte mit Hilfe Chamberlains die Aussicht auf Friedensgespräche zumindest vorerst am Leben erhalten. Und Churchill bat die beiden, dazubleiben und einen Brief an die Franzosen aufzusetzen, in dem sie den französischen Vorschlag dankend ablehnten.

Er selbst hatte in der Zwischenzeit eine Verabredung, und er musste sich noch darauf vorbereiten – auf «eine der aussergewöhnlichsten Szenen des Krieges», wie sein Biograph Martin Gilbert schreibt.⁷²

Früher am selben Tag hatte Churchill eine Sitzung der 25 dem Kriegskabinet nicht angehörenden Minister anberaumt, um sie in allen Einzelheiten über die Lage zu unterrichten, mit der Grossbritannien sich konfrontiert sah. Er hatte seit seiner Ernennung zum Premierminister nicht zu ihnen sprechen können, und die Sitzung war überfällig, doch spätestens um Viertel nach sechs hatte er seine Meinung über den Zweck seiner Ansprache geändert.

Er hatte eben noch Halifax' Rücktrittsdrohungen abwehren müssen und wusste jetzt, dass er, egal für welchen Kurs er sich letztlich entschied – für Friedensgespräche, wenn das

Expeditionskorps am Strand von Dünkirchen vernichtet wurde, oder für den Kampf, wenn er noch Soldaten dafür hatte –, dafür entweder die Unterstützung seines Aussenministers oder, wenn dieser zurücktrat, die Unterstützung des übrigen Kabinetts brauchte.

Und genau das war jetzt sein Ziel. Er wollte das Vertrauen des Kabinetts gewinnen.

Die Kabinettsminister gehörten bekanntlich nicht zu seinen grössten Bewunderern. Mit seinem wechselhaften Leben und seiner drastischen Ausdrucksweise, seinem Ausflug zu den Liberalen und der Rückkehr zu den Konservativen und seinen fehlgeschlagenen militärischen Strategien, die viele Menschenleben gekostet hatten, war er ein Politiker, der mehr geduldet als geschätzt, mehr gefürchtet als geliebt wurde. Doch die Minister kamen, trafen einer nach dem anderen in Churchills Büro ein und fragten sich beklommen, was sie gleich hören würden. Was für eine Zukunft stand ihnen bevor? War die Armee tatsächlich verloren? Konnte ein Überfall Grossbritanniens nicht mehr verhindert werden? Konnten sie nichts mehr gegen die Vernichtung ihrer Heimat, ihrer Familien, ihrer Lebensart tun?

Wie Churchill zu seinem Büro im Unterhaus gelangte, wo ein so entscheidender Moment des Kriegs stattfinden sollte, ist nicht überliefert, doch da es nur ein flotter Spaziergang von zehn Minuten war und er noch viel zu überlegen hatte, kann man annehmen, dass er zu Fuss ging, wie immer eine auffällige Erscheinung in seiner edwardianischen Kleidung und der schwarzen Weste mit der goldenen Uhrenkette, an seiner Longfellow-Zigarre ziehend, den Spazierstock schwingend, einen seiner vielen Hüte auf dem eher kleinen

Kopf, diesem Zyklotron von Gedanken und Argumenten, Positionen und möglichen Ergebnissen. In solchen Momenten zeigt sich der wahre Anführer. Er kann durch die Macht seiner Worte Millionen zu Leid und Not verdammen oder aber ihnen die Rettung bringen. Was sollte Churchill seinen Ministern also sagen? Sollte er ihnen zuhören oder zu ihnen sprechen? Und mit welchem Nachdruck sollte er ihnen zureden, wenn der Preis, den sie zahlten, wenn sie ihm folgten, womöglich ihr Leben war?

Es ist nicht sicher, dass er schon genau wusste, was er ihnen sagen wollte. Doch im Gehen nahm eine Idee Gestalt an. Er musste sie informieren, dass es Befürworter für ein Friedensabkommen mit Hitler gab und dass ein solches Abkommen tatsächlich erwogen wurde. Womöglich steckte sogar Hitler hinter den Annäherungsversuchen der Italiener und gab dadurch indirekt seine Bereitschaft zum Gespräch zu verstehen. Und dann musste Churchill die Stimmungslage seiner Minister erspüren, bevor er ihnen seine eigene Meinung offenlegte. Wenn er spürte, dass sie – und mit ihnen die britische Bevölkerung – zum Kampf bereit waren, würde er seine Ansprache daran anpassen. Wenn er dagegen Erschöpfung spürte und den Wunsch, den Krieg zu beenden, konnte er seine Rede auch daran anpassen und ihr einen anderen Schluss geben.

Er betrat das Unterhaus und steuerte auf die Treppe zu. Im ersten Stock schritt er den Gang zu seinem Büro entlang. Seine Kollegen warteten schon. Der eichengetäfelte Raum war voll, die Luft von Zigarrenrauch geschwängert. Stille kehrte ein, und Churchill blickte in die Augen von Männern,

mit denen er als Premierminister bisher noch kaum zu tun gehabt hatte. Nach Tagen der Ungewissheit und persönlicher Zweifel, dem unschlüssigen Hin und Her und den seelischen Qualen war es Zeit, Bilanz zu ziehen und eine neue Vision zu erproben, die all das zusammenfasste, was er in den drei Wochen seit seiner Amtsübernahme in sich aufgenommen hatte. Auf diese Rede hatte er sich nicht vorbereitet. Aber von ihrem Ergebnis würde seine Zukunft abhängen.

Was Churchill in seiner Rede sagte, wurde nicht offiziell von einem Protokollanten dokumentiert, aber Hugh Dalton, der Labour-Minister für Kriegswirtschaft, gibt in seinem Tagebuch einen sehr lebendigen Bericht davon:

Am Nachmittag wurden alle Minister gebeten, zum Premierminister zu kommen. Er ist wirklich grossartig. Der Mann für diese Stunde, der einzige, den wir haben. Er berichtete umfassend, offen und vollkommen ruhig vom Geschehen in Frankreich ...

Er sei fest entschlossen, die Öffentlichkeit auf schlechte Nachrichten einzustimmen, und natürlich würde es mit einigem Recht heissen, was gegenwärtig in Nordfrankreich geschehe, sei die grösste britische militärische Niederlage seit vielen Jahrhunderten. Wir müssten darauf vorbereitet sein, dass der Krieg sich plötzlich gegen diese Insel wende, und auch auf andere, sehr ernste Ereignisse in Europa. Den drohenden Zusammenbruch Frankreichs sollten wir öffentlich nicht bestätigen, aber wir dürften uns nicht von den Ereignissen überraschen lassen. Man könne sehr wohl sagen, dass es leichter sei, nur diese Insel zu verteidigen, als diese Insel und Frank-

reich, und wenn sich diese Ansicht auf der ganzen Welt durchsetze, würde das eine Welle von Gefühlen auslösen, nicht zuletzt in den USA, die uns bisher kaum geholfen hätten, dann aber womöglich sogar in den Krieg eintreten würden. Doch sei das alles Spekulation. Es würde zweifellos zu Versuchen kommen, bei uns einzufallen, doch seien diese mit ungeheuerlichen Schwierigkeiten verbunden. Wir sollten unsere gesamte Küste verminen. Unsere Marine sei ungeheuer stark. Die Luftabwehr könnten wir von der Insel aus viel leichter organisieren als auf der anderen Seite des Kanals. Wir hätten jede Menge Vorräte an Nahrungsmitteln, Öl etc. Wir hätten gute Soldaten auf der Insel und weitere seien per Schiff unterwegs, sowohl britische Einheiten aus entlegenen Garnisonen wie hervorragende Truppen aus den Dominions. Was Flugzeuge anbetreffe, könnten wir unsere gegenwärtigen Verluste mehr als ausgleichen, die Deutschen aber nicht. «Ich habe in den vergangenen Tagen viel darüber nachgedacht, ob es meine Pflicht ist, in Verhandlungen mit diesem Menschen [Hitler] zu treten.» Doch sei es müssig, anzunehmen, wir würden, wenn wir jetzt versuchten, Frieden zu schliessen, bessere Bedingungen bekommen, als wenn wir weitermachten und bis zum Ende kämpften. Die Deutschen würden unsere Flotte fordern – das würde dann «Abrüstung» genannt werden –, unsere Marinestützpunkte und noch vieles mehr. Wir würden ein Sklavenstaat werden, obwohl eine britische Regierung gebildet würde, die eine Marionette Hitlers wäre – «unter Mosley [Sir Oswald Mosley, der britische Faschist] oder einer ähnlichen Person». Und was würde dann aus uns? Andererseits hätten wir grosse Reserven und Vor-

teile. «Und ich bin überzeugt, dass Sie alle aufspringen und mich von meinem Platz drängen würden, wenn ich auch nur einen Moment an Verhandlungen oder Kapitulation dächte.» Er sagte deshalb: «Wir werden weitermachen und hier oder anderswo bis zum Ende kämpfen, und wenn die lange Geschichte unserer Insel tatsächlich enden soll, soll sie erst dann enden, wenn wir alle in unserem Blut auf dem Boden liegen.»⁷³

Wieder einmal hatte Churchill am Rand einer Niederlage mit dem Herzen gesprochen, sein ganzes Arsenal rhetorischer Fähigkeiten aufgeboten und eine meisterhafte Rede gehalten, eine Rede, die vermutlich erst im letzten Moment im Kopf des Redners Gestalt angenommen hatte, zu spät, um sie noch zu überarbeiten.

Das bedeutete, dass er sich entschieden hatte. Dass er sich entschieden hatte, nicht länger abzuwarten, sondern vorbeugend jede Unterstützung im Keim zu ersticken, die Halifax für seine «europäische Regelung» mobilisieren mochte, und das Risiko einzugehen, dass der Aussenminister zurücktrat und dadurch ein Misstrauensvotum gegen ihn auslöste. Dass er sich entschieden hatte, dass es unterm Strich – trotz aller berechtigter und starker Argumente dagegen – besser war, zu seiner ursprünglichen Haltung zurückzukehren und weiterzukämpfen, jetzt allerdings mit einem geschärften Bewusstsein der vor ihm liegenden Risiken, Gefahren, Kosten und möglichen Opfer. Seine Landsleute mussten ihr Leben riskieren und bereit sein, zu sterben.

Er brauchte nicht lange zu warten, um zu erfahren, ob er

mit seinen Worten ins Schwarze getroffen hatte. Die Reaktion erfolgte prompt.

Im zweiten Band seiner Memoiren des Zweiten Weltkriegs, *Englands grösste Stunde*, erinnert er sich daran. Aus seiner Schilderung klingt mehr Begeisterung als aus den Berichten anderer Tagebücher:

Es kam zu einer Kundgebung, die mich angesichts der Zusammensetzung der Versammlung – 25 erfahrene Politiker und Abgeordnete, die vor dem Krieg das gesamte Spektrum richtiger oder falscher Meinungen vertreten hatten – überraschte. Mehrere von ihnen sprangen vom Tisch auf, eilten zu meinem Platz, riefen Dinge und klopfen mir auf den Rücken. Wenn ich als Anführer der Nation in diesem kritischen Moment gezögert hätte, hätte man mich zweifellos aus dem Amt gejagt. Ich wusste nun, dass die Minister lieber in naher Zukunft sterben und Familie und Besitz verlieren wollten, als aufzugeben. Darin repräsentierten sie das Unterhaus und fast das ganze Volk.⁷⁴

Als das Kriegskabinett sich um 19 Uhr erneut versammelte, berichtete Churchill mit bestimmt grosser Erleichterung und Genugtuung vom Verlauf der Sitzung. Seine Worte waren eindeutig an Halifax gerichtet: «Die Minister hätten sich über die Lage in Frankreich nicht beunruhigt gezeigt, aber grösste Genugtuung bekundet auf seine Mitteilung hin, dass wir den Kampf niemals aufgeben würden. Er könne sich nicht erinnern, dass eine Versammlung so hochgestellter Personen des politischen Lebens sich je mit einem solchen Nachdruck geäussert hätte.»⁷⁵

Halifax und Chamberlain begriffen, was die Stunde geschlagen hatte. Nicht einmal ein gemeinsamer Rücktritt hätte Churchills Führung jetzt noch erschüttern können, nicht nach diesem Sieg bei den Ministern, mit deren Entschlossenheit und Kampfgeist sie nicht gerechnet hatten.

Churchill hatte seine Gegner überrumpelt. Spiel, Satz und Sieg gingen an ihn, und es findet sich nirgends ein Hinweis, dass Halifax oder Chamberlain die Frage von Friedensverhandlungen zwischen London und Berlin je wieder angesprochen hätten.

Lord Halifax, ein stolzer Mann, erkannte seine Niederlage schweigend an. Was auf diesen Sitzungen gesagt wurde, findet in seinem Tagebuch keine Erwähnung, das nach Meinung der meisten Historiker allerdings mehr für andere Leser geschrieben wurde und weniger ein genauer Bericht ist. Stattdessen schreibt er über etwas ganz anderes: «Um vier wieder eine Sitzung, auf der über einen weiteren französischen Appell an uns gesprochen wird. Wir sollten Mussolini um mehr Vernunft bitten. Nach allen bisherigen Versuchen und nachdem er Roosevelts letzten Vorstoß nicht einmal anhören wollte, hielten wir dies für vollkommen aussichtslos.»⁷⁶

Churchill hatte überlebt und die Phase seiner eigenen Unsicherheit überwunden. Im Unterhaus würde es kein Misstrauensvotum gegen ihn geben. Er hatte heftigste Versuche, ihn in die Ecke zu treiben, und die Drohung, seine schwache Stellung in der Partei gegen ihn zu verwenden, mit einer Rede abgewehrt. Wieder hatten ihn die Kraft seiner Worte und die Überzeugung, mit der er sie vorgetragen hatte, gerettet. In seinen Memoiren schreibt er zu diesem Tag: «Ein helles Leuchten, überwältigend und erhaben, lief von einem

Ende zum anderen über unsere Insel.»⁷⁷ Das Land stand erst am Anfang einer schweren Zeit, aber er wusste jetzt, dass er die Zustimmung seiner Kollegen und der Öffentlichkeit hatte, den Kampf gemeinsam fortzusetzen.

Bevor er zu Bett ging, telefonierte er noch mit Paul Reynaud und bestätigte, dass Grossbritannien nicht verhandeln und notfalls allein kämpfen würde. Zugleich drängte er den Franzosen, an seiner Seite weiterzukämpfen.

MITTWOCH, 29. MAI 1940

*IN DÜNKIRCHEN WERDEN BIS
ZU 2'000 MANN PRO STUNDE
EVAKUIERT, UND ÜBER 40'000
SOLDATEN SIND SICHER IN
GROSSBRITANNIEN GELANDET*

*DIE DEUTSCHE LUFTWAFFE
FLIEGT UNAUFHÖRLICH
EINSÄTZE ÜBER DÜNKIRCHEN
UND VERSENKT 25 SCHIFFE*

*ALS REAKTION AUF CHURCHILLS
FESTE ANTWORT AN
FRANKREICH WILL REYNAUD
DEN KAMPF UNBEDINGT
SO LANGE WIE MÖGLICH
FORTSETZEN*

10. «Wir werden an den Stränden kämpfen»

Was es doch für einen Unterschied machte, sich entschieden zu haben. Als Churchill am 29. Mai aufwachte, fühlte er sich gestärkt, geradezu als neuer Mensch.

Noch im Bett erfuhr er, dass seine Nachricht an Reynaud vom Vorabend, dass nämlich Grossbritannien nicht über Italien Friedensverhandlungen führen werde, laut Generalmajor Sir Edward Spears, dem persönlichen Verbindungsoffizier zwischen Reynaud und Churchill, eine «magische» Wirkung auf den französischen Ministerpräsidenten gehabt habe. Das «stärkte spürbar auch Churchills eigene Überzeugung, dass er den richtigen Kurs verfolgte, und er sprach sich sofort dagegen aus, dass weitere Nachrichten nach Rom geschickt würden».² Wie sich nun herausstellte, war die gelassene und positive Ansprache, die Churchill nicht nur in der Nachricht an Reynaud, sondern auch in der Kabinettsitzung verwendet hatte, ein entscheidendes Instrument im Kampf gegen die defätistische Haltung, die sich in den vorangegangenen Tagen breitgemacht hatte. Churchill wusste jetzt, dass seine stärkste Waffe zur Rettung Grossbritanniens die Hoffnung war.

In diesem Sinne schickte er ein «streng vertrauliches» Memorandum an Kabinettsminister und hohe Regierungsbeamte:

Der Premierminister wäre in dieser dunklen Zeit dankbar, wenn alle seine Kollegen in der Regierung sowie die hohen Beamten in ihren Kreisen für eine gute Moral sorgen würden. Sie sollten den Ernst des Geschehens nicht herabwürdigen, sich aber zuversichtlich zeigen, dass wir mit unseren Fähigkeiten und unserer unbeugsamen Entschlossenheit den Krieg fortsetzen könnten, bis wir den Willen des Gegners, sich ganz Europa zu unterwerfen, gebrochen hätten.

Die Vorstellung, dass Frankreich einen separaten Frieden abschliessen wird, sei strikt abzulehnen. Doch was immer auf dem Kontinent geschehe, unsere Aufgabe sei klar, und wir würden uns gewiss mit aller Kraft dafür einsetzen, die Insel, das Empire und unsere Sache zu verteidigen.³

Im Anschluss an diesen geradezu an Shakespeare erinnernden Schlachtruf trat um halb zwölf das Kriegskabinett zusammen. Diesmal versuchte Lord Halifax gar nicht erst, die Meinung Churchills oder anderer Minister zu ändern, aber er machte sie auf ein Telegramm aufmerksam, das das Ausserministerium von der britischen Botschaft in Rom bekommen hatte. Es bestätigte, was viele schon erwartet hatten, nämlich dass «Italiens Kriegseintritt jetzt gewiss sei. Unsicher sei lediglich das genaue Datum. Er könne innerhalb einer Woche erfolgen oder auch später, aber es handle sich jedenfalls nicht um Monate.» In seiner Antwort habe der Botschafter klargestellt, «wenn Italien den Krieg erkläre, werde man ihm mit Krieg antworten. Die Verantwortung dafür liege dann allein bei Signor Mussolini.»⁴

Es war nicht die einzige «unangenehme»⁵ Nachricht, die den Ministern vorgelegt wurde. 40'000 Soldaten waren bereits aus Frankreich in England eingetroffen, aber die Militärs hielten es für zweifelhaft, ob noch sehr viel mehr gerettet werden könnten. Die deutsche Luftwaffe hatte den Hafen von Dünkirchen mit ständigen Bombenangriffen vollkommen zerstört und einige Schiffe versenkt, die jetzt die Hafeneinfahrt blockierten.

Lord Gort hatte telegrafisch um «klare Anweisung» gebeten, was er «im schlimmsten Fall tun solle».⁶ Wie Churchill vor den Ministern bestätigte, war der General angewiesen worden, «den Kampf fortzusetzen mit dem Ziel, Zeit für die Evakuierung so vieler Soldaten wie möglich zu gewinnen und den Deutschen den grösstmöglichen Schaden zuzufügen». Doch Halifax, nach wie vor bemüht, möglichst viele Leben zu retten, äusserte Bedenken:

[Er] sei über die sehr bestimmten Befehle überhaupt nicht glücklich. Zwar stimme er zu, dass der schreckliche Kampf fortgesetzt werden müsse, aber er würde Lord Gort gerne in einer Nachricht zu verstehen geben, dass die Regierung ihm und allem, was er im schlimmsten Fall zu tun gedenke, bedingungslos vertraue. Es sei nicht ehrlos, den Kampf aufzugeben, um eine Handvoll Männer vor dem Massaker zu retten.⁷

Der Streit der vorangegangenen Tage scheint einen unüberbrückbaren Graben zwischen Premierminister und Aussenminister gerissen zu haben, und der unterschwellige Zusammenhang der neuen Meinungsverschiedenheiten mit dem inzwischen fallengelassenen Thema der Friedensgespräche

war leicht ersichtlich. Lord Halifax führte wieder sein moralisches Argument ins Feld, dass kämpfend zu sterben nicht heldenhaft sei, genauso wenig wie es ehrenrührig sei, durch entsprechende Strategien oder Rückzug nach Möglichkeit Leben zu retten. Churchill tat das in seiner Antwort als im Grunde banale Feststellung ab. Selbstverständlich «habe in einer verzweifelten Lage und ohne gegenlautende Befehle jeder tapfere Mann das Recht, nach eigenem Ermessen zu handeln, und deshalb wolle er die Befehle an Lord Gort lieber nicht ändern».⁸ Damit war alles gesagt: «Man dürfe einen Befehlshaber in einer so verzweifelten und quälenden Situation wie der, in der Lord Gort sich gegenwärtig befinde, nicht vor die schwierige Wahl zwischen Widerstand und Kapitulation stellen.»⁹

Chamberlain schaltete sich vermittelnd ein, wie er es in den vergangenen Tagen so oft getan hatte, und sagte, es sei denkbar, dass «Lord Gort die ihm geschickten Befehle so interpretiere, dass er bis zum letzten Mann Widerstand leisten müsse, egal unter welchen Umständen», und wenn die Kommunikationswege zwischen Expeditionskorps und Regierung unterbrochen würden, wäre er nicht in der Lage, letzte Befehle einzuholen. Als Kompromiss schlug Chamberlain vor, den bestehenden Befehl zu verdeutlichen und hinzuzufügen, dass Gort «den Kampf fortsetzen solle, solange er mit der Regierung Seiner Majestät Kontakt habe ... wenn der Kontakt dagegen abbreche, bleibe es seinem Urteil überlassen, bis zu welchem Grad er weiterhin Widerstand leisten wolle». Clement Attlee fand das eine unzulässige Gängelung des allseits geachteten Generals: «Lord Gort würde doch ge-

wiss seinem eigenen Urteil folgen dürfen, wenn der Kontakt abbreche und er sich vom Meer abgeschnitten sehe und in Umständen, in der weiterer Widerstand den Deutschen keinen entsprechenden Schaden mehr zufügen würde.»

Anthony Eden stimmte dem zu. Churchill schloss die nervenzermürende Sitzung mit der Feststellung, «die an Lord Gort geschickten Befehle hätten nicht den Eindruck erwecken sollen, dass Truppen, die von jeder Hoffnung auf Hilfe abgeschnitten seien und weder Proviant noch Wasser, noch Munition hätten, weiterkämpfen sollten. Er überlege, ob er sie im Sinne von Attlees Äusserung telegrafisch abändern solle.»¹⁰

Cadogan schrieb in sein Tagebuch, die Kabinettsitzung sei eine «furchtbare Diskussion darüber gewesen, was für Befehle man Gort schicken soll. WSC [Churchill] sehr theatralisch und angriffslustig. Entgegnungen von NC [Chamberlain] und H [Halifax], die auch laut werden, aber in Massen. Fürchte, es wird die Beziehungen sehr belasten. Das ist Winstons Schuld – theatralische Art.»¹¹

Churchill hatte seine Feuertaufe als Anführer bestanden. Die Angst, nicht die Unterstützung seiner Partei zu haben, lag hinter ihm, und er glaubte jetzt auch, das Vertrauen der Nation zu besitzen. Er wusste genau und ohne jeden Zweifel, welchen Weg er gehen wollte, und strahlte eine neue Zuversicht aus, dass er das Land sicher durch die Gefahr steuern würde. Während andere glaubten, dass die bisher aus Dünkirchen eingetroffenen Soldaten vermutlich das Maximum waren, das man erreichen konnte, vertraute er darauf, dass noch mehr kommen würden. Schliesslich war die Operation Dynamo, sein geistiges Kind, gerade erst angelaufen. Und während andere fürchteten, die Franzosen würden

demnächst kapitulieren, glaubte er, dass er sie mit Entschlossenheit und Hoffnung zum Weitermachen bewegen konnte.

Gleich nach Ende der Sitzung nahm Churchill mit aufbauenden und ermutigenden Worten Kontakt zu seinem inneren Kreis auf. An Eden, Ismay und General Sir John Dill (der Ironside als Chef des Imperialen Generalstabs ersetzt hatte) schrieb er, es sei «entscheidend, dass die Franzosen an den Evakuierungen aus Dünkirchen nach Möglichkeit beteiligt sind. Man muss sich sofort mit den französischen Missionen in diesem Land abstimmen oder notfalls mit der französischen Regierung, damit es nicht zu Vorwürfen kommt oder jedenfalls zu möglichst wenigen.»¹² Als Nächstes telegraphierte er Generalmajor Spears: «Ihre Berichte höchst interessant und Botschafter rühmt Ihre Arbeit sehr. Bitte weiterhin ständige Berichte. Inzwischen Bekräftigung unseres unbeugsamen Willens, weiterzumachen, egal was sie tun...»¹³ Und schliesslich telegraphierte er noch Lord Gort entsprechend den Beschlüssen des Kriegskabinetts:

Wenn Sie von der Nachrichtenverbindung mit uns abgeschnitten sind und eine weitere Evakuierung aus Dünkirchen und von den Stränden Ihrer Meinung nach endgültig verhindert und jeder Versuch, sie wiederzubeleben, gescheitert ist, untersteht es ausschliesslich Ihrem Urteil, ab wann es nicht mehr möglich ist, dem Gegner weiteren Schaden zuzufügen. Die Regierung Seiner Majestät ist überzeugt, dass der Ruf der britischen Armee bei Ihnen in sicheren Händen ist.¹⁴

Am Abend speiste Churchill mit General Ironside und Clementine im Haus der Admiralität und war Ironside zufolge «in grossartiger Form». ¹⁵ Die Evakuierung des Expeditionskorps machte gute Fortschritte. Jock Colville notierte in seinem Tagebuch, «Winstons unermüdlicher Fleiss» sei «beeindruckend». ¹⁶ Nach dem Essen telegrafierte Churchill um 23.45 Uhr Reynaud und wiederholte seinen Wunsch, die «französischen Soldaten sollten ebenfalls an der Evakuierung teilnehmen», so zahlreich sie könnten. «Sobald wir die evakuierten Soldaten neu organisiert und Truppen aufgestellt haben, wie sie zum Schutz unseres Lebens gegen die angedrohte und vielleicht unmittelbar bevorstehende Invasion notwendig sind, werden wir ein neues Britisches Expeditionskorps schaffen.» ¹⁷ Er informierte den französischen Staatschef auch, dass die Briten militärische Ausrüstung aus Frankreich abziehen würden, aber nur, «um den bevorstehenden Schock geordneter auffangen zu können, und wir werden Ihnen in Kürze neue Pläne zur Verstärkung unserer Truppen in Frankreich schicken». ¹⁸ Er fügte hinzu, er schreibe das «in aller Kameradschaft» und Reynaud solle «nicht zögern, offen mit mir zu sprechen». ¹⁹

Als Churchill sich für die Nacht zurückzog, ergriff ein wachhabender Offizier des Kriegskabinetts die Gelegenheit und bat um vier Tage Urlaub, weil er in Dünkirchen bei der Evakuierung helfen wollte, worauf der Premierminister antwortete: «Gott segne Sie, am liebsten würde ich selbst mit Ihnen kommen.» ²⁰

Am Vormittag des 30. Mai brachten Nebel und schlechtes Wetter eine Verschnaufpause vom Sturmangriff der deut-

schen Luftwaffe, doch der Hafen von Dünkirchen konnte jetzt nur noch von kleinen Schiffen befahren werden. Zwei Boten wurden nach London entsandt, um den Premierminister über die neueste Situation zu informieren. Churchill stellte zu seiner Überraschung fest, dass in der Tür neben Lord Munster (dem Adjutanten Lord Gorts) sein Neffe stand, John Spencer-Churchill, der in seinen eigenen Worten «noch tropfnass und in voller Schlachtmontur» eintraf. Er berichtete seinem Onkel, dass man «am dringendsten kleine Schiffe brauche, die die Soldaten von den Stränden zu den grösseren Schiffen hinausbringen könnten», und Munster fügte hinzu, Lord Gort glaube, «die kleinen Schiffe könnten unsere Rettung sein».²¹

Auf der Nachmittagssitzung des Kriegskabinetts um 17.50 Uhr teilte Churchill erfreut mit, dass bereits 100'000 Soldaten an der englischen Küste eingetroffen seien, dass «der Nebel die Evakuierung inzwischen aber ernsthaft behindere».²² General Spears hatte das Kriegskabinetts in einer Nachricht über die neueste Lage in Frankreich informiert. Es stehe zu befürchten, dass die Schlacht, die weiterhin an der Somme tobte, bald verloren gehe: «Laut General Weygand stünden die Chancen drei zu eins gegen die Franzosen. Nie sei Zeit so kostbar gewesen, und er [Weygand] habe inständig darum gebeten, die Briten sollten jeden verfügbaren Soldaten schicken ... Eine britische Division würde einen entscheidenden Unterschied machen.»²³

Churchill hatte das Gefühl, dass die Liste von Wünschen der Franzosen allmählich besorgniserregend lang wurde und die Franzosen, wenn die Briten ihnen die Wünsche abschließen, «wie wir es müssten», dies als den langgesuchten Vor-

wand nehmen würden, den Kampf aufzugeben. Die Sitzungsteilnehmer diskutierten die Optionen und stimmten Churchills Vorschlag zu, Grossbritannien solle den Franzosen noch einmal sagen, sie müssten nur noch ein wenig länger aushalten, Grossbritannien würde ihnen so bald wie möglich zu Hilfe kommen. «Wir müssten aber klarstellen, dass wir gegenwärtig keine Truppen hätten, die wir schicken könnten.»²⁴

Wie General Ismay in seinen Memoiren schreibt, wollte «Churchill sich immer lieber selbst ein Bild machen und aus erster Hand erfahren, was geschah».²⁵ Churchill schlug deshalb vor, für den folgenden Tag eine Sitzung des Obersten Kriegsrats anzuberaumen, dann konnte er nach Paris reisen und die Situation den Franzosen persönlich erklären. Ihm war äusserst viel daran gelegen, dass so viele französische Soldaten wie möglich zusammen mit dem Britischen Expeditionskorps von Dünkirchen weggebracht wurden. Auf dem Treffen des Verteidigungsausschusses um 23 Uhr beharrte er darauf, «die britische Armee müsse so lange wie möglich durchhalten, damit die Evakuierung der Franzosen fortgesetzt werden könne».²⁶ Wenn das nicht gelinge, würde es die Beziehungen zwischen Grossbritannien und Frankreich wahrscheinlich «irreparabel beschädigen».²⁷

Um 8.30 Uhr am Morgen des 31. Mai brach die Delegation in zwei Flamingos von London nach Paris auf. Detective Inspector W. H. Thompson, der für Churchills Schutz zuständige Polizist, erinnert sich an einen Flug «über wimmelnden Massen von Flüchtlingen. Mit der Habe, die sie in Karren, Kinderwagen und sogar auf dem Rücken befördern konnten, entfernten sie sich von der Front, so schnell es

ging.»²⁸ General Ismay und, noch ungewöhnlicher, Clement Attlee gehörten der Delegation ebenfalls an. Der Lordsiegelbewahrer sass zum ersten Mal mit am Konferenztisch, und Ismay erinnert sich in seinen Memoiren, dass «er tapfer war, klug, entscheidungsfreudig und vollkommen loyal gegenüber Churchill. Seine Integrität war absolut, und er schien keinerlei persönlichen Ehrgeiz zu kennen.»²⁹

Als der Oberste Kriegsrat versammelt war, sprach Churchill vor allem über die Evakuierung in Dünkirchen. Er erklärte, «bis Mittag an diesem Tag seien 165'000 Mann über das Meer evakuiert worden», worauf Reynaud «auf das zahlenmässige Missverhältnis aufmerksam machte ... von den 220'000 britischen Soldaten in den Niederlanden seien 150'000 evakuiert worden, von den 200'000 französischen dagegen nur 15'000. Er [Reynaud] dringe darauf, im Hinblick auf die öffentliche Meinung in Frankreich mehr Franzosen zu evakuieren, sonst könnte die Öffentlichkeit daraus bedauerliche Schlüsse ziehen.» Churchill versuchte zu erklären, dass «die Briten vor allem deshalb zuerst viele ihrer eigenen Leute abgezogen hätten, weil es sich um Einheiten des Nachschubs im Hinterland [von Dünkirchen] gehandelt habe, die für eine sofortige Evakuierung zur Verfügung standen. Der Anteil der evakuierten Fronttruppen sei viel kleiner.» Die französischen Truppen hatten noch keinen offiziellen Befehl zur Evakuierung erhalten wie das Britische Expeditionskorps. Churchill betonte, dies sei «einer der Hauptgründe dafür, warum er nach Paris gekommen sei ... um sicherzustellen, dass die französischen Truppen jetzt dieselben Befehle bekämen wie die britischen».³⁰

Der Kriegsrat erklärte, «Dünkirchen könne höchstens noch 48 Stunden gehalten werden, vor allem aufgrund der zunehmenden Knappheit an Wasser, Proviant und Munition», und Churchill gestand, «die britische Regierung habe gezwungenermaßen Lord Gort befehlen müssen, die Kampftruppen vor den Verwundeten zu evakuieren, von denen es in diesem Bereich viele tausend gebe. Nur die schlimmen Umstände des Krieges hätten einen solchen Befehl um der Zukunft willen notwendig gemacht.» Die Briten seien trotz ihrer Erwartung, 200'000 kampffähige Soldaten evakuieren zu können, nicht ungeschoren davongekommen, da sie mit Ausnahme von Handfeuerwaffen und persönlicher Ausrüstung ihr gesamtes Material verloren hätten. Reynaud dankte Churchill und lobte die britischen Streitkräfte für ihre hervorragende Arbeit in Zusammenhang mit der Evakuierung. Er zeigte sich allerdings überzeugt, dass «Deutschland, sobald die Lage an der Nordostfront geklärt sei, ... einen Angriff nach Süden gegen die Somme-Aisne-Linie unternehmen werde ... [und bat darum,] dass sofort nach Ende des Einsatzes im Norden die Royal Air Force in ihrer ganzen Stärke an der neuen Front verfügbar gemacht werde, im Verein mit den Truppen, die Grossbritannien entbehren könne». Churchill, inzwischen mehr auf die Verteidigung Grossbritanniens konzentriert, erwiderte, es sei «unmöglich zu sagen, welche britischen Landstreitkräfte geschickt werden könnten, solange nicht feststehe, wie viele Soldaten insgesamt man aus dem Norden habe zurückholen können».³¹

Auf jede hoffnungsvolle oder positive Einschätzung der Lage hatte Reynaud eine defätistische, pessimistische Ant-

wort. Gegen Ende der Besprechung unternahm Churchill einen letzten Versuch, Reynauds Kampfgeist zu stärken:

Er könne nicht glauben, dass die deutsche Armee so gut sei wie die französische. Wenn die Alliierten den Sommer durchhalten könnten, würde Grossbritannien zu einem sehr wichtigen Faktor werden ... Die Alliierten müssten entschlossen gegen all ihre Feinde zusammenstehen ... England fürchte die Invasion nicht und werde bis zum letzten Dorf und Weiler erbittert Widerstand leisten. Dafür brauche es aber Soldaten, und erst wenn diese zentralen und dringenden Bedürfnisse erfüllt seien, könnten die nicht benötigten Streitkräfte dem französischen Verbündeten zur Verfügung gestellt werden.

In der gegenwärtigen Notlage sei entscheidend, dass England und Frankreich in engstem Einvernehmen stünden. Dadurch könne die Aufrechterhaltung der Moral am besten gewährleistet werden. Er sei fest davon überzeugt, dass sie nur weiterkämpfen müssten, um den Gegner zu besiegen. Selbst wenn einer von ihnen zu Boden gehen sollte, dürfe der andere den Kampf nicht aufgeben. Die britische Regierung sei bereit, den Krieg von der Neuen Welt aus fortzusetzen, sollte durch eine Katastrophe England selbst verwüstet werden. Man müsse sich darüber im Klaren sein, dass Deutschland, wenn es einen Alliierten oder beide besiege, kein Pardon geben werde. Die beiden Länder würden dann für alle Zeit zu Vasallen und Sklaven erniedrigt werden. Weit besser sei es, wenn die westeuropäische Zivilisation mit all ihren Errungenschaften ein tragisches, aber glorreiches Ende finde, als dass die beiden

grossen Demokratien zwar weiter existierten, aber von allem beraubt, was das Leben lebenswert mache. Dies sei die tiefe Überzeugung des ganzen britischen Volkes, wie er wisse, und er selbst werde sie in wenigen Tagen im britischen Parlament verkünden.³²

Obwohl niemand es wusste, hatte Churchill gerade – zum Nutzen Frankreichs – eine Probeversion der Rede gehalten, mit der sein Name für immer verbunden bleiben sollte.

Bewegt von dem, was er gehört hatte, fügte Attlee hinzu, er «stimme vollkommen mit dem überein, was Mr Churchill gesagt habe. Das britische Volk sei sich inzwischen der Gefahr bewusst, vor der es stehe, und wisse, dass im Fall eines deutschen Sieges alles zerstört würde, was es aufgebaut habe: Denn die Deutschen töteten nicht nur Menschen, sondern auch Ideen. Unser Volk sei so entschlossen wie noch nie zuvor in seiner Geschichte.»³³

Darauf konnte Reynaud wenig sagen, doch er dankte Churchill und Attlee für ihre aufbauenden Worte und Churchill für die Versicherung, Grossbritannien würde weiterkämpfen, wenn Frankreich untergehe. Mit der Versicherung, ihre beiden Länder hätten einander nie nähergestanden, schloss er die Sitzung.

In England wartete Lord Halifax bereits gespannt auf einen Bericht über die Besprechung. Sir Ronald Campbell, der britische Botschafter in Frankreich, schrieb ihm unmittelbar im Anschluss daran. Churchill sei in einem «psychologisch wichtigen Moment» gekommen und sein Besuch sei «von grösstem Wert»³⁴ gewesen:

Er ging grossartig mit den Franzosen um und wird Ihnen das viel besser selbst erzählen, als ich es schriftlich tun kann. Ich brauche nur zu sagen, dass er am Ende der Sitzung des Obersten Kriegsrats eine grossartige Schlussrede über den unerschütterlichen Willen des britischen Volkes hielt, bis zum bitteren Ende zu kämpfen und lieber kämpfend unterzugehen, als sich der Knechtschaft zu beugen.³⁵

Das war bestimmt das Letzte, das Halifax hören wollte. Erst am Vortag hatte er im Anschluss an die Kabinettsitzung um 17.30 Uhr notiert, er habe nie einen so «konfusen» Menschen wie Churchill erlebt und komme allmählich «zu dem Schluss, dass seine Art des Denkens sich notwendig im Sprechen vollzieht. Das ist ärgerlich, da es meiner Art des Denkens genau entgegengesetzt ist.»³⁶

Halifax sah ganz richtig, dass Churchills Denken sich im Sprechen vollzog, doch ihn als «konfus» zu beschreiben, hätte nicht weiter von der Wahrheit entfernt sein können. Denn seit seiner Rede im Unterhaus am 28. Mai, in der er versprochen hatte, sich in einer Woche wieder zu Wort zu melden, war er in Gedanken ausschliesslich damit beschäftigt, Ordnung zu schaffen – eine Ordnung in Worten. Botschafter Campbell sah das viel klarer als Halifax, und das führt uns wieder zu Churchills altem Freund Cicero.

In seinem Buch *De Inventorie* schreibt Cicero von der natürlichen Ordnung einer Rede und gliedert sie in sechs Abschnitte, deren letzter ‚*peroratio*‘ als emotionaler Schluss der Rede definiert wird, mit dem «im Publikum Begeisterung ge-

weckt werden soll».³⁷ Churchills «grossartige Schlussrede» vor dem Obersten Kriegsrat zeigte, dass er wie schon bei früheren Gelegenheiten bereits den Schluss einer Rede probte, die als eine der grössten Reden aller Zeiten in die Geschichte eingehen sollte.

In London hatte sich Churchills eindrucksvoller Auftritt in Frankreich bereits herumgesprochen. Hugh Dalton schrieb in sein Tagebuch: «Der König sagt, er habe Winston daran erinnern müssen, dass er nur in England Premierminister sei, nicht auch in Frankreich!»³⁸ Churchill kehrte am Samstag, i. Juni, in den frühen Morgenstunden nach England zurück.

Auf der Sitzung des Kriegskabinetts am selben Morgen erfuhren die Mitglieder zu ihrer Freude, dass «die Operation Dynamo alle Hoffnungen und Erwartungen übertraf»³⁹ und schon fast 2 2 5 000 Soldaten evakuiert worden waren. Lord Halifax hatte am Vortag den amerikanischen Botschafter Joseph Kennedy getroffen, der gesagt hatte, «Dünkirchen sei 40 Appelle der Alliierten an die Vereinigten Staaten wert».⁴⁰ Die Aussicht, dass Grossbritannien die bestellten Zerstörer bekommen werde, seien jetzt besser, da «die Dinge sich in den Vereinigten Staaten schnell entwickelten».⁴¹ Churchill solle die Gelegenheit nutzen, persönlich mit dem Präsidenten zu sprechen, um die Abwicklung zu beschleunigen.

In der Admiralität legte Colville dem Premierminister einen Vorschlag vor, laut dem die Bilder der National Gallery nach Kanada geschickt werden sollten. Churchill antwortete: «Nein, versteckt sie in Höhlen und Kellern. Alle müssen hierbleiben. Wir werden sie besiegen.»⁴² Ähnlich abschlägig be-

schied er Überlegungen, denen zufolge die königliche Familie, die Kronjuwelen und sogar die Regierung in ein Territorium des Empire in Übersee geschickt werden sollten: «Ich glaube, unsere Feinde werden den Tag, an dem sie versuchen, unsere Insel zu überfallen, noch bitter bereuen. Über solche Dinge darf nicht gesprochen werden.»⁴³

Inzwischen hatte der Nebel über Dünkirchen sich verzogen und die deutsche Luftwaffe konnte ihre schrecklichen Angriffe auf den Hafen fortsetzen und die deutschen Bodentruppen aus der Luft sichern. Die Evakuierung ging zwar unvermindert weiter, aber es gab an diesem Tag schwere Verluste: siebzehn Schiffe, darunter vier kostbare Zerstörer. Zehn weitere waren ernsthaft beschädigt. In der Ausschusssitzung des Generalstabs um 15.30 Uhr betonte Churchill erneut, «wie wichtig es sei, so lange wie möglich durchzuhalten. Die Deutschen würden vielleicht nicht durchbrechen, und dann könne man womöglich noch eine Nacht lang weiter machen. Erfolg oder Scheitern unserer Bemühungen, die Reste der französischen Armee zu retten, könnte sich folgenreich auf das Bündnis auswirken. Solange die Front gehalten werden könne, müsse die Evakuierung fortgesetzt werden – auch auf Kosten des Verlusts von Schiffen.»⁴⁴

Um 18.45 Uhr wurde ein besonders dringliches Telegramm an General Weygand geschickt, das ihn vor einer entscheidenden Zuspitzung der Lage warnte. Man würde so lange wie möglich durchhalten, doch sei es wahrscheinlich, dass die Deutschen durchbrechen würden, und dann müsse man die Evakuierung beenden.

Ein weiteres Thema war die schlechte Moral der briti-

schen Bürger, unter denen sich allmählich Panik ausbreitete. Die Zeitungen berichteten von Plänen Hitlers, in Grossbritannien einzufallen. Das Kriegskabinett kam überein, einen Versuch zur Stärkung der öffentlichen Moral zu unternehmen. Duff Cooper sollte am Abend des 2. Juni im Rundfunk bekanntgeben, dass 276'030 Soldaten erfolgreich evakuiert worden waren. Doch nicht nur die Bevölkerung brauchte Hoffnung, auch in Regierungskreisen machte man sich schwere Sorgen, wie die Tagebucheinträge der Parlamentarier Harold Nicolson, Hugh Dalton und Chips Channon deutlich zeigen:

Es gibt ausser moralischen wirklich nur wenige Gründe zur Hoffnung. Wir haben unsere gesamte Ausrüstung verloren. Die Franzosen haben 80 Prozent ihrer Streitkräfte verloren und fühlen sich von uns im Stich gelassen. Es wird sehr schwer sein, wieder gute Beziehungen zwischen den Truppen herzustellen.⁴⁵

Wie wird Europa in einem halben Jahr aussehen? Hunger und Not und Aufstände, vor allem in den versklavten Ländern, die Deutschland erobert hat.⁴⁶

Alles hat sich gegen uns verschworen ... Wir befinden uns in einer schrecklichen Lage ...

Während ich auf den graugrünen Paradeplatz mit dem blauen Himmel, den riesigen silbernen Ballons wie nickende Elefanten, den Stacheldrahtsperrern und den Soldaten hinausblicke, frage ich mich, ob das nun das Ende von England ist. Erleben wir jetzt, wie ich so lange befürchtet habe, den Niedergang, den Verfall und womöglich die Auslöschung dieses grossen Inselvolks?⁴⁷

Am 3. Juni um die Mittagszeit war das Wunder der Evakuierung des Britischen Expeditionskorps fast abgeschlossen. 292'380 Soldaten waren gerettet worden. Churchills Privatsekretär John Martin schrieb in sein Tagebuch:

Während dieser schrecklichen Tage war der Premierminister durch nichts zu erschüttern, doch spürte man leicht die ungeheure auf ihm lastende Verantwortung und die lebhafteste Anteilnahme, mit der er den Totenkampf Frankreichs verfolgte, allzeit bereit, jede nur erdenkliche Hilfe zu leisten, jeden Trost zu bieten, doch zugleich fest entschlossen, trotz aller verzweifelten Bitten und seiner eigenen grosszügigen Neigungen jenes blosse Minimum an Flugzeugen zurückzuhalten, auf dem unsere Hoffnung beruhte, den Kampf in Grossbritannien fortsetzen zu können.⁴⁸

Churchill sollte in weniger als 24 Stunden im Unterhaus sprechen und musste seine Rede noch fertigstellen. Den ganzen Tag über hatte er sich, während er von Besprechung zu Besprechung eilte, immer wieder kurz an seinen Schreibtisch in der Downing Street zurückgezogen und Zeilen hinzugefügt und gestrichen mit dem Ziel, den Ernst der Lage so deutlich wie möglich zu vermitteln. Über die grundsätzliche Stossrichtung der Rede war er sich im Klaren. Er wollte mehr oder weniger dieselbe Botschaft weitergeben wie in der Sitzung des Obersten Kriegsrats vor den Franzosen. Dazu brauchte er eine Sprache, die in der Seele der Briten tiefen Widerhall finden würde – eine einfache Sprache auf der Basis kurzer angelsächsischer Wörter, geordnet zu Dreiergruppen, die

klingen sollten wie Hammerschläge, die auf einen Amboss niederfahren.

Einen ersten Entwurf der Rede liess er in seinem inneren Kreis zirkulieren. Nach erster Einschätzung war sie «ein wenig hart für das französische Oberkommando»⁴⁹ angesichts der heiklen Lage und der französischen Bitte um britische Militärhilfe. Ausserdem strich Churchill die folgende Zeile: «Obwohl die Vereinigten Staaten weiterhin seltsam unbeteiligt zusehen, wie die Gefahren stetig wachsen und näher kommen und immer bedrohlicher werden.»⁵⁰ Vielleicht fiel ihm bei genauerem Nachdenken ein, dass die Rede die Amerikaner ja nicht abschrecken, sondern dazu bringen sollte, in den Krieg einzutreten. An die Ränder schrieb er Regieanweisungen für sich selbst, wie etwa «Mitgefühl zeigen!» neben den Satz: «Unsere Verluste an Soldaten belaufen sich auf über 30'000 Tote, Verwundete und Vermisste.»⁵¹

Churchill arbeitete seine Reden gewissenhaft aus und brauchte dazu viele Tage. 1973 erinnerte sich sein Privatsekretär John Martin in einem Interview zu Churchills Arbeitsweise, dass er in dieser geheimen Kunst «grösste Umsicht» walten liess. Eine Schreibkraft wurde gerufen, dann begann Churchill «ganz langsam zu diktieren, was er sagen wollte ... wenn er seine sorgfältige Auswahl von Wörtern und Sätzen vor sich hatte ... probierte er verschiedene Wörter mit einer Art Flüstern aus, man hörte dann nur eine Abfolge von etwa einem halben Dutzend Wörtern ... er sagte sie leise vor sich hin und testete sie», bevor er zuletzt auswählte, was seiner Meinung nach am besten klang. Der nächste Schritt war, eine erste Rohfassung der Rede tippen zu lassen. Diesen Entwurf

ging er dann mit einem roten Stift durch und nahm Änderungen vor. Anschließend wurde ein verbesserter Entwurf getippt. Der wurde dann den verschiedenen «Experten zur Prüfung» zugeschickt, um sicherzustellen, dass Fakten und Zahlen stimmten. Zuletzt wurde die Rede noch einmal in der «Psalmenform» abgetippt, einem speziell von Churchill verwendeten Format, bei dem die Zeilen wie Strophen eines Gedichts angeordnet waren, jede Zeile ein wenig mehr eingerückt als die vorangehende. Damit übte er dann immer wieder. Er ging durch das Zimmer, hielt die Aufschläge seines Jacketts fest und testete die ganze Bandbreite von Tonfällen und Lautstärken vom pathetischen Donner bis zum Flüstern.⁵²

Am 4. Juni 1940 um 15.40 Uhr war die Zeit des Übens vorbei. Die Evakuierung von Dünkirchen war abgeschlossen, und man hatte wie durch ein Wunder 330'000 Soldaten in Sicherheit bringen können.

Das Unterhaus war brechend voll. Der Premierminister stand auf und ging die vier Schritte zur Dokumentenruhe.

Insgesamt würde er 34 Minuten sprechen, beginnend mit einem ausführlichen Bericht über die Lage in Frankreich in den vorangegangenen Wochen und daran anschließend einem Kommentar zur Evakuierung von Dünkirchen. Es ging nicht mehr darum, die Wahrheit abzumildern, und seine Sprache war offen, lebendig und schockierend. Die Macht der Nazis wurde genauso ausführlich dargestellt wie die Heldentaten derer, die ihr Leben für die Verteidigung des Hafens gegeben hatten. Die Evakuierung nannte er «ein Wunder der Errettung – vollbracht durch Mut, durch Ausdauer, durch

vollendete Disziplin, durch fehlerlose Dienstleistung, durch Geistesgegenwart, durch Geschicklichkeit, durch unbesieglische Treue», doch fügte er hinzu: «Kriege werden nicht durch Evakuierungen gewonnen.»⁵³

Je mehr Churchill in Fahrt kam, desto mehr bediente er sich der ihm so wohlvertrauten rhetorischen Mittel. Er richtete Fragen an sein Publikum: «Hätte es ein Ziel von grösserer militärischer Wichtigkeit, von grösserer Bedeutsamkeit für den ganzen Krieg geben können als dieses?»⁵⁴ Und er stellte die Gegenwart in den Rahmen einer mythischen Vergangenheit:

Niemals zuvor, glaube ich, hat es auf der ganzen Welt, in der ganzen Kriegsgeschichte für junge Männer solch eine Gelegenheit gegeben. Die Artusritter, die Kreuzfahrer, sie alle versinken in eine graue und geradezu prosaische Vergangenheit; diese jungen Männer aber, die jeden Morgen hinausziehen, um alles, wofür wir einstehen, zu beschirmen ... sie verdienen unsere Dankbarkeit, ebenso wie jeder Einzelne von den Tapferen, die auf so viele verschiedene Arten und bei so vielen Anlässen bereit sind und stets sein werden, Gut und Blut für ihr Vaterland hinzugeben.⁵⁵

Er sprach von Hitlers Invasionsplänen, erinnerte seine Zuhörer aber daran, dass in vergangenen Jahrhunderten Napoleon und andere «kontinentale Tyrannen»⁵⁶ Ähnliches vorgehabt hätten, doch nie mit Erfolg, bis er schliesslich zum Schluss seiner Rede kam, an dem er so lange gefeilt hatte:

Ich selbst bin voller Zuversicht, dass wir, wenn alle ihre Pflicht erfüllen, wenn nichts vernachlässigt wird und wenn alles aufs Beste vorbereitet wird – wie dies ja geschieht –, uns neuerlich als fähig erweisen werden, unsere Inselheimat zu verteidigen, die Stürme des Krieges zu überdauern und die Bedrohung der Tyrannei abzuwehren; wenn es sein muss, jahrelang; wenn es sein muss, allein. Das ist es jedenfalls, was wir zu tun versuchen wollen. Das ist der feste Entschluss der Regierung Seiner Majestät und jedes einzelnen ihrer Mitglieder. Das ist der Wille des Parlaments und der Nation. Das Britische Weltreich und die Französische Republik, verbunden durch eine gemeinsame Sache und einen gemeinsamen Kampf, werden ihren Heimatboden bis zum letzten Mann verteidigen und einander als gute Kameraden mit all ihren Kräften unterstützen. Mögen grosse Teile Europas und viele altberühmte Staaten dem Griff der Gestapo und dem abscheulichen Machtapparat der Nazi-Herrschaft verfallen sein oder noch verfallen: wir werden nicht wanken noch weichen. Wir werden ausharren, wir werden in Frankreich kämpfen, wir werden auf den Meeren und Ozeanen kämpfen, wir werden mit wachsender Zuversicht und zunehmender Stärke in der Luft kämpfen, wir werden unsere Insel verteidigen, was immer es uns auch kosten möge, wir werden auf den Dünen kämpfen*, wir werden auf den Landungsplätzen kämpfen, wir werden auf den Feldern und in den Strassen kämpfen, wir werden auf den Hügeln kämpfen:

* Anm.: Mittlerweile wird dies mit dem bekannten Satz «... wir werden an den Stränden kämpfen» übersetzt.

wir werden uns niemals ergeben; und selbst wenn – was ich nicht einen Augenblick lang glauben kann – diese Insel oder ein grösserer Teil von ihr unterjocht oder ausgehungert wäre, dann würde unser Weltreich jenseits der Meere, bewaffnet und beschützt von der Britischen Flotte, den Kampf fortführen, bis – sobald es Gott gefällt – die Neue Welt, mit all ihrer Kraft und Macht, vor tritt zur Rettung und Befreiung der Alten Welt.⁵⁷

Die Rede war ein Volltreffer. Mit ihrer unbestreitbaren Kraft rief sie stürmische Begeisterung hervor. Einige Labour-Abgeordnete waren zu Tränen gerührt.⁵⁸ Churchill sagte später über die grosse Aufgabe, die ihm zugefallen war, nämlich dem britischen Volk eine Stimme zu geben, das «Löwenherz» hätten die Briten gehabt, er selbst hätte nur «das Glück gehabt, brüllen zu dürfen».⁵⁹ Und nie war das Brüllen lauter gewesen als zu diesem Zeitpunkt, in dieser dunkelsten Stunde der Briten.

Der zentrale Satz, «wir werden an den Stränden kämpfen», war übrigens eine Hommage an seinen Freund, den früheren französischen Staatschef Georges Clemenceau. Churchill hatte verschiedene Aufsätze über den bedeutenden Mann geschrieben und ihn auf der Pariser Friedenskonferenz näher kennengelernt, und jetzt hatte er eine Zeile aus einer Rede vom November 1918 als Vorlage verwendet, in der Clemenceau gesagt hatte: «Ich werde vor Paris kämpfen, ich werde in Paris kämpfen, ich werde hinter Paris kämpfen.»⁶⁰ Von dort ist es tatsächlich nicht mehr weit bis zu Churchills «wir werden an den Stränden kämpfen». Wie schon in seiner «Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß»-Rede beginnt Churchill wirkungsvoll mehrere aufeinanderfolgen-

de Sätze mit demselben Wortlaut. Das «Wir» betont, dass er dem Volk zur Seite stehen und es auf jedem Schritt des Weges begleiten würde.

In seinem Aufsatz «Die Grundlagen der Rhetorik» hatte Churchill geschrieben, der Redner sei «die Verkörperung der Leidenschaften der Menge»,⁶¹ und er sprach jetzt in der Zuversicht, dass das britische Volk mit ihm bis zum Ende kämpfen werde. Der Historiker David Cannadine schreibt zu Churchills Sprachwahl, dass sie «auf lebendige und direkte Weise die Person spiegelte, die er selbst war ... einen einfachen und zugleich leidenschaftlichen Menschen, unschuldig und unfähig zu Täuschung oder Intrige, doch zugleich einen überlebensgrossen Menschen, romantisch, ritterlich, heldenhaft, edelmütig und temperamentvoll».⁶² Alle diese Qualitäten scheinen in seiner Rede auf. Sie ist voller Gefühle und Mut, vor allem aber Hoffnung. Er bietet dem Volk seine Hand an, um es durch die vor ihm liegenden Gefahren zu führen.

Churchill war zu diesem Zeitpunkt erst seit 25 Tagen Premierminister. Er hatte dem furchtbaren Druck des Krieges standgehalten und dem Misstrauen seines Kabinetts, vor allem aber seinen eigenen Ängsten und Zweifeln, und war zum selbstbewussten Anführer einer ganzen Nation aufgestiegen.

Zweiundvierzig Jahre zuvor, mit dreiundzwanzig, hatte er geschrieben:

Von allen Talenten, die den Menschen gegeben werden, ist keines so kostbar wie das Geschenk der Redekunst. Wer sie besitzt, verfügt über eine Macht, die dauerhafter ist als die eines grossen Königs. Er ist eine unabhängige

Kraft in der Welt. Von seiner Partei im Stich gelassen, von seinen Freunden verraten und seiner Ämter beraubt, flösst der, der über sie gebietet, doch immer noch Respekt ein. Viele kennen ihre Wirkung. Selbst eine Versammlung ernster Bürger, gewappnet mit allem Zynismus unserer nüchternen Zeit, kann ihrem Einfluss nicht widerstehen. Ihr unempfängliches Schweigen wird zu widerstrebender Billigung und schliesslich vollkommener Übereinstimmung mit dem Redner. Der Jubel wird lauter und häufiger, die Begeisterung immer heftiger, bis sie von Gefühlen beherrscht werden, über die sie keine Kontrolle haben, und von Leidenschaften erschüttert, deren Richtung sie nicht mehr bestimmen.⁶³

Mit seiner Rede erging es Churchill genauso. Er wurde zu einer «unabhängigen Kraft in der Welt», respekteinflössend, mit mehr Macht als ein König, und gab damit den Leidenschaften seines Volkes die Richtung vor.

Epilog: Der Wahrheit zu Ehren

Was Winston Churchill tat, was er sagte und wie er in den schrecklichen Tagen im Mai 1940 schliesslich entschied, veränderte das Antlitz Grossbritanniens und Europas, wie auch seinen eigenen Platz in der Geschichte. Wie er jedoch – nach einer Phase erhitzter Debatten, Zweifeln und Gewissenskämpfen, nach Angst, Verzweiflung und Unschlüssigkeit – die richtige Entscheidung traf und bald darauf die perfekten Worte fand, seine Gedanken, Empfindungen und Überzeugungen der Nation zu erklären, ist meiner Ansicht nach noch nie zufriedenstellend erzählt worden. Als ich mich daran machte, diese Geschichte zu erzählen, war es mein Ziel, eine grössere, gewagtere, psychologisch tragfähigere und insgesamt menschlichere Version zu erzählen, als es bislang erlaubt gewesen war.

Meine eigenen Nachforschungen, die ich in Vorbereitung des Films *Die dunkelste Stunde* und dieses Buches anstellte, haben mich überzeugt, dass Winston Churchill im Mai 1940 ernsthaft die Möglichkeit eines Friedens mit Hitler erwog, so abstossend diese Vorstellung heute auch erscheinen mag.

Ich bin mir darüber im Klaren, dass dies eine unpopuläre Sicht der Dinge ist, zudem eine, die mich in Widerspruch zu fast allen Historikern, Schriftstellern und Wissenschaftlern bringt, die mit diesem Abschnitt der Geschichte weit besser vertraut sind, als ich es für mich beanspruchen kann.

Am Schluss dieses Buches möchte ich jedoch die Fakten des Falles darlegen, wie ich sie sehe, und dabei auf die vorherrschende Gegenmeinung all jener eingehen, die behaupten, Churchill habe niemals daran gedacht, den Weg von Friedensverhandlungen zu beschreiten.

Zunächst zu dieser allgemein anerkannten Behauptung. Im Grunde bedeutet sie, dass Churchill nicht meinte, was er sagte, als er nachweislich äusserte, er wäre für ein Friedensangebot «dankbar», oder sich bereit erklärte, ein solches «in Betracht zu ziehen». Er wollte lediglich Zeit gewinnen, spielte ein raffiniertes Spiel, meinte das Ganze nicht ernst, schwankte und wankte niemals. Wenn es seinen Kollegen im Kriegskabinettt erschien, als meinte er es ernst, so die weit verbreitete Meinung, dann nur, weil er Halifax damit geschickt überlistete und ihn in einem entscheidenden Augenblick im Spiel behielt, als Halifax' Rücktritt möglicherweise die Regierung gestürzt hätte. Dies war ausserdem ein Schachzug, den er überzeugend spielen musste, um so listige und gerissene Männer wie Halifax und Chamberlain zu überzeugen.

Diese Lesart hat jedoch mehrere Schwachstellen.

Erstens gibt es ausser einigen akademischen Mutmassungen keinerlei Beweise dafür. Wie Christopher Hitchens feststellte, kann etwas, das ohne Beweis behauptet wird, auch ohne Beweis abgestritten werden.

Winston Churchill gab nie preis, dass alles nur ein grosses Täuschungsmanöver gewesen sei. Er tat es weder damals noch nach dem Krieg, als ausreichend Zeit dafür gewesen wäre und er in Sachen Reputation dadurch noch hätte gewinnen können. Die Vorstellung, dass Winston Churchill etwas derart Fundamentales wie das gekonnte Ausmanövrier-

ren seines Rivalen Halifax bescheiden vor der Geschichte verborgen haben soll, strapaziert unser Verständnis seiner Persönlichkeit, welche aller Definition nach stark narzisstische Züge trug. Die Enthüllung einer solchen Geschichte hätte sein mythisches Image nicht beschädigt, sondern es vielmehr verstärkt. Und wer an seinem Bestreben zweifelt, sein eigenes Vermächtnis zu kuratieren, der erinnere sich an folgenden Ausspruch: «Sämtliche Parteien werden es viel besser finden, die Vergangenheit der Geschichte zu überlassen, insbesondere, da ich beabsichtige, diese Geschichte zu schreiben.»¹

Das zweite Argument gegen eine Verheimlichungstheorie ist, dass sie übersieht, unter welchem enormem persönlichem, politischem und militärischem Druck Churchill in dieser schweren Krise stand: Eine unmittelbar bevorstehende Invasion wurde für möglich gehalten (manche Militärberater glaubten, es sei eine Sache von Tagen), das britische Volk war ungeschützt, die Armee in Frankreich zahlenmäßig unterlegen (zehn zu eins, wenn die Truppen in Dünkirchen vollständig gerettet werden konnten, und hundert zu eins, wenn nicht), und der Zusammenbruch Europas war unter den deutschen Angriffen katastrophal schnell vonstattengegangen; zudem schienen die von Halifax vorgebrachten und von Chamberlain und anderen unterstützten Argumente rational, moralisch und vernünftig.

Dazu kam Halifax' Rücktrittsdrohung, die dazu geführt haben muss, dass Churchill seine eigene Position noch einmal überdachte. Ein Mann wie Halifax hätte niemals gedroht, eine neue Regierung zu Fall zu bringen, wenn er nicht absolut sicher gewesen wäre, dass er recht hatte und Church-

ill sich irrte. Die Überzeugungen eines solchen Mannes tat man nicht leichtfertig ab. Welcher vernünftige Mensch, der unter solchem Druck steht und einen derart geringen Entscheidungsspielraum hat, würde nicht ernsthaft erwägen, Friedensgespräche der fast sicheren Vernichtung vorzuziehen?

Es kommt mir so vor, als gingen alle Gegner der «Schwanken»- oder «Wanken-Theorie», wenn wir sie einmal so nennen wollen, von einem völlig entrückten Churchill aus, einem Mann, der schreckliche Realität ignoriert und seine eigenen tragischen Fehleinschätzungen in Gallipoli oder, nur wenige Wochen zuvor, in Norwegen bereits vergessen hat. Die schmerzhafteste Lektion, die Winston Churchill durch Gallipoli über sich selbst lernte, liess ihn jedoch nie wieder los (wenngleich er versuchte, über sie hinwegzugehen, indem er sagte, er empfinde keinerlei Schuld, und später, dass er die Tapferkeit der dort gefallenen Männer bewundere).

Die Geschichte hat jedoch viele Autoren. Eines Nachmittags im August 1915, als er gerade ein Landschaftsbild malte und sehr entspannt war, sagte Churchill zu dem Dichter und Diplomaten Wilfrid Scawen Blunt: «An diesen Händen klebt mehr Blut als Farbe.»² Es war der flüchtige Ausdruck einer zerbrechlichen Psyche und ein noch seltener Einblick in seine vernarbte Menschlichkeit. Die unvermeidliche Folge von Schuld sind Selbstzweifel, und Ende Mai 1940 war Churchill gewiss von Selbstzweifeln geplagt. Wenn man sich in der Vergangenheit so sehr geirrt hat, kann man unter ähnlichen Umständen nicht noch einmal selbstsicher sein.

Wie bereits erwähnt, sagte der Historiker David Cannan-

dine über Churchills Charakter, er sei «gleichzeitig einfach, leidenschaftlich, unschuldig und der Täuschung und Intrige unfähig».³ Wenn das der Fall war, warum sollte man ihm dann diese lang andauernde Täuschung und Intrige unterstellen, wenn es weder davor noch danach keinerlei Beleg für seine Unehrlichkeit und Intriganz gibt?

Der übliche Impuls scheint hier zu sein, dem grossen Mann seine menschlich normalen Selbstzweifel zu verweigern. Es ist jedoch keine Sünde, sich mit Zweifeln zu quälen. Ich würde vielmehr behaupten, dass die Fähigkeit zum Zweifel und, im nächsten Schritt, zur Synthese gegensätzlicher Vorstellungen und einer daraus folgenden ausgewogenen Entscheidung die eigentliche Definition eines wahren Führers und wahrer Führerschaft ist.

Anstatt verkürzte Stereotype zu bedienen, plädiert dieses Buch daher für eine grössere und komplexere Darstellung der Person Churchills.

Gehen wir also einmal davon aus, dass Winston Churchill tatsächlich *meinte*, was er sagte, als es um diese kritischen Fragen ging, und er sehr wohl wusste, dass jedes Wort protokolliert wurde, ohne Ironie und für die Nachwelt.

Die Protokolle jener Kriegskabinettsitzungen Ende Mai lassen für mich keinen Zweifel: Als eine Zeitlang zu befürchten stand, dass Grossbritannien 90 Prozent seiner Soldaten verlieren würde, gewann Churchill nach und nach die Überzeugung, dass es sinnvoll sei, Friedensgespräche mit Nazi-Deutschland ernsthaft in Erwägung zu ziehen, solange die britische Unabhängigkeit gesichert bliebe – so unangenehm diese Aussicht auch erschien. Er wusste, dass Hitlers Forderungen schrecklich wären: die Unterwerfung von Zentraleu-

ropa und Frankreich unter dauerhafte Nazi-Herrschaft; hinzu käme die Rückgabe bestimmter Kolonien, die Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg verloren hatte. Es war ein monströses Preisschild, aber ein ausgehandelter Friede erschien immer deutlicher als Option, die einer Nazi-Invasion und einer möglichen Besatzung vorzuziehen wäre, bei welcher über dem Buckingham Palace und Westminster die Hakenkreuz-Flagge wehte.

Studiert man die Worte genauer, die Churchill während dieser Mai-Debatten gebrauchte, ergibt sich ein lebhaftes Bild davon, wie seine bisherige Haltung eines Kampfes um jeden Preis stetig bröckelt und er sich für den Gedanken an Friedensgespräche erwärmt. Man erinnere sich, dass er damals nachweislich wiederholt sagte, er wolle ein Friedensabkommen «in Betracht ziehen», er werde gerne eines «diskutieren» und wäre «dankbar», aus der gegenwärtig misslichen Lage durch Gespräche herauszukommen, sofern essentielle Bedingungen erfüllt würden, selbst auf «Kosten einiger [britischer] Gebiete [Malta und einiger afrikanischer Kolonien]», und (wie er dem Kriegskabinett mitteilte) auch dann, wenn dies bedeute, Hitler «die Vorherrschaft in Mitteleuropa» zuzuerkennen. Tatsächlich (wie er vor dem Verteidigungsausschuss sagte) riet er Frankreich, einen möglicherweise angebotenen Friedensvertrag zu «akzeptieren», sofern das Land nicht als Stützpunkt für einen Angriff auf Grossbritannien genutzt würde. Chamberlain, in seiner Sprache sicherlich farbenfroher und realistischer als die staubtrockenen Aufzeichnungen des Kabinetts Sekretärs, notierte in sein Tagebuch, Churchill sei bereit, ein Abkommen «beim Schopfe zu pa-

cken», solange gewisse Bedingungen erfüllt wären. Um dies zu beweisen, gestattete er die Anberaumung eines geheimen Treffens zwischen Halifax und Botschafter Bastianini am 25. Mai in London, vorausgesetzt, dass nichts davon an die Öffentlichkeit gelangte – ein Treffen, bei dem explizit die Frage eines Friedensabkommens mit Hitler besprochen wurde. Mussolini sollte bei den Verhandlungen als Vermittler fungieren. Nach diesem Treffen erteilte Churchill Halifax die formale Erlaubnis, ein Memorandum an den italienischen Botschafter aufzusetzen, um die Konditionen eines Friedensvertrages weiter zu diskutieren, dessen Partner sowohl Grossbritannien als auch Frankreich sein könnten.

Für jemanden, der Friedensgespräche angeblich nie ernsthaft in Betracht zog, sind das beträchtliche Zugeständnisse.

Ich behaupte, dass am 27. Mai die grundlegende Uneinigkeit nicht mehr in der Frage bestand, ob es ein Friedensabkommen geben sollte, sondern wann. Churchills Überzeugung war, dass seine Regierung die besten Konditionen aushandeln könnte, wenn zunächst eine Nazi-Invasion Grossbritanniens erfolgreich abgewehrt worden wäre. Halifax und Chamberlain fanden, dass es keinen besseren Augenblick als die Gegenwart gab, solange Grossbritannien noch über eine Armee verfügte. Ein paar quälende und unsichere Stunden lang hing das Schicksal der Welt vom Ausgang dieses Disputs ab.

Alle grossen Führer brauchen Glück – und zwar das Glück, dass die Zeiten genau ihre Fähigkeiten erfordern.

Frieden war nicht Winston Churchills Sache. Er hatte ei-

ne Begabung für Krisen und ihre Benennung, für Tapferkeit und ihre Beschwörung, oft für Risiken und ihre Unterschätzung. Wo vernünftiger Männer zu Recht die Folgen ihrer Entscheidungen fürchteten, hielt er sich nicht damit auf, über mögliche negative Konsequenzen nachzudenken (dies hielt er sein Leben lang so), und tolerierte dies auch bei anderen nicht.

Wagemut ist etwas, das viele grosse Führer auszeichnet, doch kann er ebenso leicht zu Schimpf und Schande führen. Letztendlich kommt es darauf an, ob der jeweilige Führer recht behält.

Nach vielem Hin und Her, nach Zögern und Zaudern, schlaflosen Nächten, geistiger Unordnung, nachdem er erst das eine, dann das andere gesagt hatte, den Frontenwechsel überstrapaziert hatte, in sich gegangen war, nach aufmerksamem Zuhören, Abwägen, Überdenken, Sinnieren und depressiver Sprachlosigkeit gelang es Churchill Ende Mai schliesslich, Worte an die Nation zu richten, die in den Feuern tiefen Zweifels gehärtet waren, und damit auf der richtigen Seite der Geschichte zu landen.

Er schaffte es.

Die Ereignisse des Mai 1940 brachten einen aussergewöhnlichen Mann hervor. In jenen ersten zerbrechlichen Wochen als Premierminister – als er wie wenige neue Führer auf die Probe gestellt wurde – entdeckte er in sich selbst eigentlich erst die Führungsqualitäten, auf die er für den Rest des Krieges zurückgreifen konnte und die ihm einen Platz unter den wahrhaft Grossen dieser Welt sicherten.

In jenem Mai wurde Winston Churchill zu Winston Churchill.

Danksagung

Dieses Buch ist meinem Vater gewidmet, der im Zweiten Weltkrieg im Pazifikraum und in Italien kämpfte. Er war immer ein grosser Fan von Churchill, wenngleich ich als Kind nicht recht begriff, warum. Ich hoffe, dieses Buch würde ihm gefallen.

Das Churchill Estate und insbesondere die Familie Churchill waren so grosszügig, diesem Projekt ihren Segen zu geben. Die Churchill Archives haben mir Zugang zu ihrer aussergewöhnlichen Sammlung gewährt, was mir eine immense Hilfe war.

Meine unerschütterliche und loyale erste Lektorin Jane Parkin schwang ihre Grammatik-Peitsche, polierte den Text auf und sorgte für Klarheit und Ordnung. Entsprechendes gilt für die hochgeschätzten Herausgeber dieses Buches: Joel Rickett und Daniel Crewe von Viking sowie Jonathan Jao und Roger von HarperCollins.

An dieser Stelle möchte ich auch meiner Literaturagentin Jennifer Joel von ICM Partners danken, ebenso wie Working Title Films, Universal Pictures und Focus Features für ihre Unterstützung.

Mein innigster Dank gebührt jedoch schliesslich meiner heroischen Rechercheurin Rebecca Cronshey, die durch schlaflose Nächte und archivarische Detektivarbeit dieses Buch zu dem gemacht hat, was es ist. Ich stehe tief in ihrer Schuld.

Bildnachweise

1. H.E Davis/Topical Press Agency/Getty Images
2. Ullstein Bild
3. Hulton Archive/Getty Images
4. Popperfoto / Getty Images
5. Kurt Hutton / Picture Post / Getty Images
6. Fox Photos / Hulton Archive / Getty Images
7. Keystone-France / Gamma-Keystone via Getty Images
8. H.F Davies /Topical Press Agency / Getty Images
9. Alamy D995B5 © World History Archive/ Alamy Stock Photo
10. IWM
11. Capt. / IWM via Getty Images
12. Felix Man /Picture Post / Getty Images
13. Popperfoto / Getty Images
14. Universal History Archive/UIG via Getty Images
15. Keystone-France / Gamma Keystone via Getty Images
16. Central Press/Hulton Archive / Getty Images
17. Fox Photos / Hulton Archive / Getty Images

Anmerkungen

- 1 Leo Amerys Rede bei der Norwegendebatte: Hansard, »Conduct of the War«, in: HC Deb Series 5, 7. Mai 1940, Nr. 360, cc. 1140 f.
- 2 R. R. James (Hg.), *Chips: The Diaries of Sir Henry Channon*, London 1993, S. 245.
- 3 Arthur Greenwood: Hansard, »Conduct of the War«, in: HC Deb Series 5, 7. Mai 1940, Nr. 360, cc. 1171 f.
- 4 Admiral Sir Roger Keyes: ebenda, cc. 1127 f.
- 5 Clement Attlee: ebenda, cc. 1093 f.
- 6 John Colville, *The Fringes of Power: Downing Street Diaries 1939–1951*, London 1985, S. 91.
- 7 Herbert Morrison: Hansard, »Conduct of the War«, in: HC Deb Series 5, 8. Mai 1940, Nr. 360, cc. 1265.
- 8 Colville, *Fringes of Power*, S. 93; Sir Samuel Hoare (Luftfahrtminister), Sir John Simon (Kanzler), Sir Kingsley Wood (Lordsiegelbewahrer).
- 9 Hugh Dalton, *The Fateful Years: Memoirs 1931–1945*, London 1937, S. 305.
- 10 David Lloyd George: Hansard, »Conduct of the War«, in: HC Deb Series 5, 8. Mai 1940, Nr. 360, c. 1283.
- 11 National Library of Wales, Lady Olwen Carey-Evans Papers 122/14a, MLG an Frau PHG, 15. Mai 1940.
- 12 Neville Chamberlains Tagebuch, 16. Juni 1940 (The Neville Chamberlain Papers, University of Birmingham).
- 13 Winston S. Churchill: Hansard, »Conduct of the War«, in: HC Deb Series 5, 8. Mai 1940, Nr. 360, cc. 1251 ff.
- 14 Lloyd George, in: HC Deb Series 5, 8. Mai 1940, Nr. 360, c. 1283.
- 15 James (Hg.), *Chips*, S. 246 f.

- 16 Roy Jenkins, *Churchill: A Biography*, London 2001.
- 17 Colville, *Fringes of Power*, S. 93.
- 18 James (Hg.), *Chips*, S. 248.
- 19 Andrew Roberts, *The Holy Fox: A Biography of Lord Halifax*, London 1991, S. 245, basierend auf «privaten Informationen».
- 20 Lord Halifax, Tagebuch, 9. Mai 1940; Halifax Papers (Borthwick Institute, York), A7/8/4, S. 113.
- 21 Ebenda.
- 22 Ebenda, S. 114.
- 23 R.A. Butler, *The Art of the Possible: The Memoirs of Lord Butler, K.C., C.H.*, London 1971, S. 84.
- 24 Colonel Roderick Macleod, DSO, MC und Denis Kelly (Hgg.), *The Ironside Diaries: 1937-1940*, London 1962, S. 293.
- 25 Roberts, *Holy Fox*, S. 274.
- 26 DR. Thorpe, *Eden: The Life and Times of Anthony Eden, First Earl of Avon, 1897-1977*, London 2004, S. 237. («Dominion» war die offizielle Bezeichnung für die selbstverwalteten Kolonien und Irland.)
- 27 Anthony Eden, Earl of Avon, KG, PC, MC, *The Eden Memoirs*, Bd. 2, *The Reckoning*, London 1965, S. 96. Deutsche Ausgabe: *Angesichts der Diktatoren. Memoiren 1945-1957*, Köln 1964.
- 28 A.J.P. Taylor, *Beaverbrook*, London 1972, S. 409.
- 29 Eden, *Eden Memoirs*, S. 96h
- 30 Lord Halifax, Tagebuch, S. 114.
- 31 Lord Halifax, Tagebuch, S. 115.
- 32 Ebenda.
- 33 Winston S. Churchill, *The Second World War*, Bd. 1: *The Gathering Storm*, London 2000, S. 522 f. Dt. Ausgabe: *Der Zweite Weltkrieg*, 6 Bde., Bern 1948-1954; Bd. 1, *Der Sturm zieht auf*, Bern 1948.
- 34 David Dilks (Hg.), *The Diaries of Sir Alexander Cadogan, O.M.*, London 1971, 9. Mai 1940, S. 280; Roberts, *Holy Fox*.
- 35 Churchill, *Gathering Storm*, S. 522.
- 36 Eden, *Eden Memoirs*, S. 97.
- 37 Churchill, *Gathering Storm*, S. 525 f.

1. *Der Taugenichts*

- 1 Winston S. Churchill, *My Early Life*, London 2000, Vorwort des Autors (Deutsche Ausgabe: *Meine frühen Jahre*, München 1965).
- 2 Ebenda, S. 13.
- 3 Churchill, *My Early Life*, S. 70.
- 4 Ebenda, S. 17f.
- 5 Ebenda, S. 24.
- 6 Randolph S. Churchill (Hg.), *The Churchill Documents*, Bd. 1: *Youth 1874-1896*, London 1967, S. 390 f.
- 7 Churchill, *My Early Life*, S. 47.
- 8 Ebenda, S. 71.
- 9 Ebenda, S. 80.
- 10 Ebenda, S. 83.
- 11 Ebenda, S. 85.
- 12 Ebenda, S. 96.
- 13 Ebenda, S. 110.
- 14 Ebenda, S. 117.
- 15 Ebenda, S. 118.
- 16 Winston S. Churchill, *Savrola: A Tale of the Revolution in Laurania*, London 1908, S. 32.
- 17 Jenkins, *Churchill*, S. 65.
- 18 Ebenda, S. 71.
- 19 Churchill, *My Early Life*, S. 374.
- 20 Violet Bonham-Carter, *Winston Churchill: An Intimate Portrait*, New York 1965, S. 89.
- 21 Winston S. Churchill, *The World Crisis, 1911-1918*, London 1931, S. 46.
- 22 Jenkins, *Churchill*, S. 220.
- 23 Ebenda, S. 232.
- 24 Shelden, *Young Titan: The Making of Winston Churchill*, New York 2013, S. 296.
- 25 Viscount Grey of Falloden, *Twenty-Five Years 1892-1916*, Bd. II, London 1925, S. 223.
- 26 Churchill zu Herbert Asquith, 5. Oktober 1914, zitiert in:

- Martin Gilbert, *Winston S. Churchill*, Bd. III: *The Challenge of War, 1914–1916*, London 1971, S. 163.
- 27 Timothy Travers, *Gallipoli 1915*, Stroud 2001, S. 23.
- 28 Jenkins, *Churchill*, S. 260.
- 29 Gilbert, *Challenge of War*, S. 457.
- 30 Ebenda, S. 473.
- 31 Ebenda, S. 459.
- 32 Martin Gilbert, *Churchill: A Life*, London 1991, S. 346.
- 33 Mary Soames (Hg.), *Winston and Clementine: The Personal Letters of the Churchills*, Boston, S. 198.
- 34 Jenkins, *Churchill*, S. 351.
- 35 Mary Soames, *Clementine Churchill*, London 2002, S. 202.
- 36 Ebenda.
- 37 Jenkins, *Churchill*, S. 375.
- 38 Gilbert, *Churchill: A Life*, S. 465.
- 39 Gilbert, *Churchill: A Life*, S. 499.
- 40 Winston S. Churchill, Rede vor dem Unterhaus, Hansard, HC Deb Series 5, 23. November 1932, Bd. 272, cc. 73 ff.
- 41 Ebenda.
- 42 Martin Gilbert, *The Roots of Appeasement*, London 1966, S. 143.
- 43 Winston S. Churchill, *The Second World War*, Bd. 1: *The Gathering Storm*, London 2000, S. 231.
- 44 Winston S. Churchill, Rede vor dem Unterhaus, Hansard, HC Deb Series 5, 22. Februar 1938, Bd. 332, cc. 235 ff. Gilbert, *Roots of Appeasement*, S. 175.
- 45 Lord Halifax, Bezug nehmend auf ein Gespräch zwischen sich, Churchill und Neville Chamberlain, CAB 23/95/5.
- 46 Chamberlain kehrt mit dem englisch-deutschen Abkommen aus München zurück, 30. September 1938, BBC National Programme 1938-09-30 (BBC Archive Recording, Feston Airport, Hounslow, West London).
- 47 Winston S. Churchill: Rede vor dem Unterhaus, Hansard, HC Deb Series 5, 5. Oktober 1938, Bd. 339, cc. 359 ff.

3. Ein Führer strauchelt

- 1 Erinnerung von Randolph S. Churchill, diktiert in Stour, East Bergholt, 13. Februar 1963; zitiert in: Martin Gilbert, *The Churchill War Papers*, Bd. 1: *At the Admiralty: September 1939-May 1940*, London 1993, S. 1266.
- 2 Winston S. Churchill, *The Second World War*, Bd. 1, *The Gathering Storm*, London 2000, S. 523.
- 3 Samuel Hoare, *Nine Troubled Years*, London 1954, S. 431 f.
- 4 Colonel Roderick Macleod und Denis Kelly (Hg.), *Time Unguarded: The Ironside Diaries 1933-1940*, London 1962, 10. Mai 1940, S. 301.
- 5 BBC Home Service, 7-Uhr-Nachrichten, 10. Mai 1940.
- 6 Randolph S. Churchill, in: Gilbert, *At the Admiralty*, S. 1269 f.
- 7 CAB 65/7/9.
- 8 Hoare, *Nine Troubled Years*, S. 432; Churchill, *Gathering Storm*, S. 523.
- 9 *Daily Express*, *Daily Mirror*, *Daily Mail*, *Daily Telegraph*.
- 10 Churchill, *Gathering Storm*, S. 523.
- 11 CAB 65/7/10.
- 12 Philip Warner, *The Battle of France, 10 May-22 June 1940: Six Weeks Which Changed the World*, London 1990, S. 50ff.
- 13 CAB 69/1.
- 14 Lionel Hastings, Baron Ismay, *The Memoirs of General the Lord Ismay KG., P.C., G.C.B., C.H., D.S.O.*, London 1960, S. 123.
- 15 CAB 83/3/12.
- 16 CAB 65/7/11.
- 17 Ebenda.
- 18 Ebenda.
- 19 Andrew Roberts, *The Holy Fox: A Biography of Lord Halifax*, London 1991, S. 280.
- 20 Sir John Wheeler-Bennett, *King George VI: His Life and Reign*, London 1958, S. 444.
- 21 John Colville, *The Fringes of Power: Downing Street Diaries 1939-1955*, London 1985, S. 96.

- 22 Mary Soames, *Clementine Churchill*, London 1979, Kap. 19.
- 23 Churchill, *Gathering Storm*, S. 525.
- 24 Ebenda.
- 25 Wheeler-Bennett, *King George VI.*, S. 444.
- 26 Ex-Detective Inspector WH. Thompson, *Imas Churchills Shadow*, London 1951, S. 37.
- 27 Colville, *Fringes of Power*, S. 96 f.
- 28 Winston S. Churchill an Neville Chamberlain, 19. Februar; zitiert in: Gilbert, *At the Admiralty*, S. 1285.
- 29 Churchill an Lord Halifax; zitiert in: Gilbert, *At the Admiralty*, S. 1285.
- 30 Churchill, *Gathering Storm*, S. 526.
- 31 Ebenda.
- 32 Neville Chamberlain, Rücktritts rede, 10. Mai 1940. BBC; Sound Server der British Library.
- 33 Churchill, *Gathering Storm*, S. 526 f.

4. Der heilige Fuchs

- 1 R.R. James (Hg.), *Chips: The Diaries of Sir Henry Channon*, London 1993, S. 249.
- 2 Andrew Roberts, *The Holy Fox: A Biography of Ford Halifax*, London 1991, S. 12.
- 3 Ben Pimlott (Hg.), *The Second World War Diary of Hugh Dalton*, London 1985, 14. November 1940, S. 101.
- 4 Andrew Muldoon, *Empire, Politics and the Creation of the 1935 India Act: Last Act of the Raj*, London 2016, S. 44. Auch zitiert in: Roberts, *Holy Fox*, S. 6.
- 5 Roberts, *Holy Fox*, S. 51.
- 6 Ebenda, S. 53.
- 7 Ebenda, S. 63.
- 8 CAB 23/83, 10. März 1936.
- 9 CAB 23/87/3, 13. Januar 1937.
- 10 Anthony Eden, *The Eden Memoirs*, Bd. 1: *Facing the Dictators*, London 1965, S. 509.

- 11 Ebenda, S. 515. Zitiert in: Halifax Papers, York, A4 410 33.
- 12 Halifax an Baldwin, 15. November 1937, Baldwin Papers, 173/61.
- 13 Halifax Papers, A4 410 33.
- 14 Ebenda.
- 15 Ebenda.
- 16 CAB 23/90/43, 24. November 1937.
- 17 Alan Bullock (Hg.), *The Ribbentrop Memoirs*, London 1954, S. 84.
- 18 Martin Gilbert, *The Roots of Appeasement*, London 1966, S. 182.
- 19 Ebenda.
- 20 Roberts, *Holy Fox*, S. 66.
- 21 Botschafter Joseph Kennedy an US-Aussenminister Cordell Hull, FRUS, 1938, 1:722, 12. Oktober 1938.
- 22 CAB 27/624/32, 14. November 1938.
- 23 CAB 23/96/59 (38), 15. Dezember 1938.
- 24 Keir Papers, zitiert in: Roberts, *Holy Fox*, S. 191.
- 25 The Earl of Halifax, *Fulness of Days*, London 1957, S. 215.
- 26 Roberts, *Holy Fox*, S. 157.

5. Der grosse «Diktator»

- 1 Winston S. Churchill an Neville Chamberlain, 11. Mai 1940, Churchill Papers, 20/11; Chamberlains Antwort zitiert in: Martin Gilbert, *The Churchill War Papers*, Bd. 2: *Never Surrender: May 1940-December 1940*, London 1993.
- 2 Kevin Jefferys, *War and Reform: British Politics during the Second World War*, Manchester 1994, S. 42.
- 3 Lord Halifax, Tagebuch, 11. Mai 1940, Halifax Papers, York, A7/8/4, S. 119.
- 4 R.R. James (Hg.), *Chips: The Diaries of Sir Henry Channon*, London 1993, 11. Mai 1940, S. 251.
- 5 Ruth Ive, *The Woman Who Censored Churchill*, Stroud 2008, S. 56.
- 6 Colonel Roderick Macleod und Denis Kelly (Hgg.), *The Ironside Diaries: 1937-1940*, London 1962, 11. Mai 1940, S. 303.
- 7 Lord Halifax, Tagebuch, 11. Mai 1940, S. 119.

- 8 Neville Chamberlain an Winston S. Churchill, 11. Mai 1940, Churchill Papers, 20/11, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 9 Lord Halifax, Tagebuch, 11. Mai 1940, S. 119h
- 10 Charles Stuart (Hg.), *The Reith Diaries*, London 1975, 11. Mai 1940, S. 250.
- 11 Winston S. Churchill an Sir John Reith, Churchill Papers, 2/398, 12. Mai 1940, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 12 Lord Halifax, Tagebuch, 11. Mai 1940, S. 120.
- 13 Ebenda.
- 14 John Colville, *The Fringes of Power: Downing Street Diaries 1939-1955*, London 1985, 14. Mai 1940, S. 103.
- 15 Sir John Sinclair: Erinnerung an den 12. Mai 1940, Davy Papers, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 16 Sonia Purnell, *First Lady: The Life and Wars of Clementine Churchill*, London 2015, S. 149.
- 17 Chips Gemmill, TV-Interview, in: Martin Gilbert, *The Complete Churchill*, Teil 4: *Never Despair* (A & E Home Video 1992).
- 18 Roy Jenkins, *Churchill: A Biography*, London 2001, S. 712.
- 19 Mary Soames, *Clementine Churchill*, London 1979, S. 293.
- 20 Purnell, *First Lady*, S. 149.
- 21 Elizabeth Gilliat, TV-Interview, in: Gilbert, *Never Despair*.
- 22 *Cobville, Fringes of Power*, 16. Juni 1940.
- 23 Joseph Goebbels, Tagebuch, zitiert in: Michael Paterson, *Winston Churchill: Personal Accounts of the Great Leader at War*, Exeter 2005, 3. Mai 1941, S. 26.
- 24 David Cannadine, *Aspects of Aristocracy: Grandeur and Decline in Modern Britain*, New Haven, Conn./London 1994, S. 147.
- 25 Lord Hankey an Sir Samuel Hoare, 12. Mai 1940, Beaverbrook Papers, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 26 Lionel Hastings, Baron Ismay, *The Memoirs of General the Lord Ismay KG, PC, G.C.B., GH., D.S.O.*, London 1960, S. 116.

6. *Blut, Mühsal, Tränen und Schweiss*

- 1 R.R. James (Hg.), *Chips: The Diaries of Sir Henry Channon*, London 1993, 13. Mai 1940, S. 252.
- 2 Winston S. Churchill, Rede vor dem Unterhaus, Hansard, HC Deb Series 5, 13. Mai 1940, Bd. 360, cc. 15 01 ff. Dt. Übersetzung aus: Winston S. Churchill, *Reden*, gesammelt von Charles Eade, Bd. 1: *Ins Gefecht: 1938-1940*, Zürich 1946, S. 319 ff
- 3 James (Hg.), *Chips*, S. 252.
- 4 David Lloyd George, Hansard, Conduct of the War, HC Deb Series 5, 8. Mai 1940, Bd. 360, cc. 1510 ff.
- 5 Harold Nicolson, *Diaries and Letters 1930-1964*, hg. von Stanley Olson, Harmondsworth 1980, S. 183.
- 6 James (Hg.), *Chips*, S. 252.
- 7 Nicolson, *Diaries and Letters*, S. 183.
- 8 John Colville, *The Fringes of Power: Downing Street Diaries 1939-1955*, London 1985, S. 102.
- 9 James (Hg.), *Chips*, S. 252.
- 10 The Rt Hon. Malcolm MacDonald, *Titans and Others*, London 1982, S. 94 f.
- 11 John Colville, in: *Action This Day: Working With Churchill*, hg. von Sir John Wheeler-Bennett, London 1968, S. 69.
- 12 Winston S. Churchill, «The Scaffolding of Rhetoric», Churchill Papers, CHAR 8/13.
- 13 Livius, *The fifth, sixth and seventh Books of Livy's History of Rome. A literal translation from the text of Madvig, with historical introduction, summary to each book and ... notes, by a First-classman*, Oxford 1879, S. 157, 283.
- 14 John Donne, *An Anatomy of the World*, Faksimile der Erstausgabe 1611, mit einem Nachwort von Geoffrey Keynes, Cambridge 1951.
- 15 Lord Byron, *Age of Bronze*, IV: «Satiric – The Landed Interest», London 1823.
- 16 Robert Browning, «Ixion», in: *Jocoseria*, 1883.
- 17 «*Offro fame, sete, marce formate, battaglia e morte*», Rede von Giuseppe Garibaldi auf dem Petersplatz in Rom, 2. Juli 1849.

- 18 Theodore Roosevelt, *American Ideals, and Other Essays, Social and Political*, New York 1897, S. 260.
- 19 Winston S. Churchill, *London to Ladysmith via Pretoria*, London 1900, S. 96.
- 20 Winston S. Churchill, *Saturday Evening Post*, Bd. 173, Nummer 1, S. 29.
- 21 Winston S. Churchill, »The Eastern Front«, in: *The World Crisis, 1911–1918*, London 1931, S. 17.
- 22 Winston S. Churchill, *Marlborough: His Life and Times*, London 1933, Bd. 1, S. 217.
- 23 Winston S. Churchill, »Hope in Spain, 23 February 1939«, in: Winston S. Churchill, *Step by Step: Political Writings, 1936–1939*, London 1939.
- 24 Churchill, »Scaffolding of Rhetoric«.
- 25 Richard Toye, *The Roar of the Lion: The Untold Story of Churchill's World War II Speeches*, Oxford 2013, S. 42.
- 26 Churchill, »Scaffolding of Rhetoric«.
- 27 Winston S. Churchill, *A History of the English-Speaking Peoples*, Bd. 3: *The Age of Revolution*, London 1957, S. 296. Dt. Ausgabe: *Geschichte*, Bd. 3: *Das Zeitalter der Revolutionen*, Augsburg 1990.
- 28 Churchill, »Scaffolding of Rhetoric«.
- 29 Plutarch, *Perikles*, unter Berufung auf Platons *Phaidros*, 271c, zitiert in: Algis Valiunas, *Churchill's Military Histories: A Rhetorical Study*, Oxford 2002. Dt. Übersetzung aus: Plutarch, *Große Griechen und Römer*, Bd. 2, Zürich und Stuttgart 1955, S. 128.
- 30 *Daily Telegraph*, 14. Mai 1940, *Evening Standard*, 13. Mai 1940.
- 31 <https://archive.org/stream/lowsautobiographo17633mbp#page/n5/mode/1up>, S. 335.
- 32 CAB 65/7/15 und CAB 65/13/7, 13. Mai 1940.

7. Die Lage verschlimmert sich

- 1 Winston S. Churchill, *The Second World War*, Bd. II: *Their Finest Hour*, London 1949, S. 11. Dt. Ausgabe: *Der Zweite Weltkrieg*, Bd. 2: *Englands grösste Stunde*, Bern 1949.
- 2 CAB 65/7/16, 14. Mai 1940.
- 3 CAB 65/7/17, 14. Mai 1940.
- 4 Ebenda.
- 5 Ebenda.
- 6 Ebenda.
- 7 Ebenda.
- 8 John Colville, *Action This Day: Working With Churchill*, hg. von Sir John Wheeler-Bennett, London 1968, S. 49; John Colville, *The Fringes of Power: Downing Street Diaries 1939-1955*, London 1985, S. 103.
- 9 Colville, *Fringes of Power*, S. 104.
- 10 Churchill, Telefongespräch mit Paul Reynaud, Premier Papers, 3/188/1, zitiert in: Martin Gilbert, *The Churchill War Papers*, Bd. 2, *Never Surrender: May 1940-Dezember 1940*, London 1953.
- 11 Ebenda.
- 12 Ebenda.
- 13 CAB 65/718, 15. Mai 1940.
- 14 Ebenda.
- 15 Ebenda.
- 16 Ebenda.
- 17 Colonel Roderick Macleod, DSO, MC, und Denis Kells (Hg.), *The Ironside Diaries: 1937-1940*, London 1962, 15. Mai 1940, S. 310.
- 18 CAB 65/7/18.
- 19 Ebenda.
- 20 Lord Halifax, Tagebuch, 11. Mai 1940, Halifax Papers, York, A7/8/4, S. 127.
- 21 Churchill an Präsident Roosevelt, Churchill Papers, 20/14, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 22 Ebenda.
- 23 Ebenda.

- 24 Martin Gilbert, *Winston S. Churchill*, Bd. 6: *Finest Hour, 1939-1941*, London 1983, S. 544.
- 25 Ebenda.
- 26 Churchill an Benito Mussolini, Churchill Papers, 20/14, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 27 Benito Mussolini an Churchill, Churchill Papers, 20/14, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 28 CAB 65/7/19, 16. Mai 1940.
- 29 Lionel Hastings, Baron Ismay, *The Memoirs of General the Lord Ismay K.G., P.C., G.C.B., C.H., D.S.O.*, London 1960, S. 127.
- 30 Churchill an das Kriegskabinett, Churchill Papers, 4/149, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 31 Ismay, *Memoirs*, S. 128 f.
- 32 CAB 65/7/21, 17. Mai 1940.
- 33 CAB 99/3, 16. Mai 1940.
- 34 Ebenda.
- 35 CAB 65/7/21, 17. Mai 1940.
- 36 CAB 65/13/11, 18. Mai 1940.
- 37 Colville, *Fringes of Power*, 19. Mai 1940, S. 108.
- 38 John Colville, *Man of Valour: The Life of Field-Marshal the Viscount Gort, VC, GCB, DSO, MVO, MC*, London 1972, S. 204.
- 39 CAB 65/13/12, 19. Mai 1940.
- 40 William Manchester, *The Last Lion: Winston Spencer Churchill, Defender of the Realm, 1940-1964*, London 1983, Kindle Edition, Pos. 1549.
- 41 Churchill, Rundfunkansprache an die Nation, 19. Mai 1940, Churchill Archives Centre, CHAR 9/176A-B. Dt. Übersetzung aus: Winston S. Churchill, *Reden*, Bd. 1: *Ins Gefecht: 1938-1940*, Zürich 1946, S. 322 ff.
- 42 Anthony Eden zu Churchill, Churchill Papers, 2/394, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 43 Captain Berkley, Tagebuch, Berkley Papers, 20. Mai 1940, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 44 Earl Baldwin of Bewdley an Churchill, Churchill Papers, 20/1, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.

8. Ängste, Zweifel und Druck von innen

- 1 Lionel Hastings, Baron Ismay, *The Memoirs of General the Lord Ismay KG., P.C., G.C.B., C.H., DSO.*, London 1960, S. 129.
- 2 CAB 66/7/262, 18. Mai 1940.
- 3 CAB 66/7/263, 18. Mai 1940.
- 4 John Colville, *The Fringes of Power: Downing Street Diaries 1939-1955*, London 1985, 19. Mai 1940, S. 109.
- 5 Ebenda.
- 6 Churchill an Präsident Roosevelt, 20. Mai 1940, Churchill Papers, 20/14, zitiert in: Martin Gilbert, *The Churchill War Papers*, Bd. 2: *Never Surrender: Mai 1940-Dezember 1940*, London 1993.
- 7 CAB 65/7/27, 21. Mai 1940.
- 8 Colonel Roderick Macleod, DSO, MC, und Denis Kelly (Hg.), *The Ironside Diaries: 1937-1940*, London 1962, 20. Mai 1940, S. 321.
- 9 CAB 65/7/27, 21. Mai 1940.
- 10 Colville, *Fringes of Power*, S. 110.
- 11 Ebenda.
- 12 Martin Gilbert, *Winston S. Churchill*, Bd. 6: *Finest Hour, 1939-1941*, London 1983, S. 57.
- 13 Protokoll des Obersten Kriegsrats, CAB 99/3, 22. Mai 1940.
- 14 Ebenda.
- 15 Ebenda.
- 16 Ismay, *Memoirs*, S. 130.
- 17 Macleod und Kelly (Hg.), *Ironside Diaries*, S. 328.
- 18 Colville, *Fringes of Power*, S. 111.
- 19 Ebenda.
- 20 CAB 65/13/15, 22. Mai 1940.
- 21 Ebenda.
- 22 The Rt Hon. The Earl of Avon KG, PC, MC, *The Eden Memoirs*, Bd. 2: *The Reckoning*, London 1965, S. 108. Dt.: *Angesichts der Diktatoren. Memoiren 1945-1957*, Köln 1964.
- 23 CAB 65/7/3, 23. Mai 1940.
- 24 Ebenda.
- 25 Ebenda.

- 26 Ebenda.
- 27 Ebenda.
- 28 Mr Gurney Braithwaite an Churchill, Hansard, HC Deb Series 5, 23. Mai 1940, Bd. 361, C330W.
- 29 Gilbert, *Finest Hour*, S. 384 f.
- 30 John Colville, *Man of Valour: The Life of Field-Marshal the Viscount Gort, VC, GCB, DSO, MVO, MC*, London 1972, S. 213.
- 31 Jock Colville im Gespräch mit Martin Gilbert, 21. Januar 1981, in: Gilbert, *Finest Hour*, S. 385.
- 32 CAB 65/7/31, 23. Mai 1940.
- 33 König George VI, Tagebuch, 23. Mai 1940, zitiert in: John Wheeler-Bennett, *King George VI: His Life and Reign*, London 1958, S.456.
- 34 Telegramm Churchills an General Weygand, 24. Mai 1940, Churchill Papers, 20/14, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 35 Ebenda.
- 36 Ebenda.
- 37 Telegramm Churchills an Reynaud, Churchill Papers, 20/14, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 38 CAB 6 5/7/32, 24. Mai 1940.
- 39 Ebenda.
- 40 Churchill an General Ismay, Churchill Papers, 4/150, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 41 CAB 69/1, 24. Mai 1940.
- 42 «Narrative of operations conducted from Dover May 21-26, 1940: Calais» (Calais-Kriegstagebuch), in: NA/PRO ADM 199/795, zitiert in: Hugh Sebag-Montefiore, *Dunkirk*, London 2006, S. 228.
- 43 Calais-Kriegstagebuch, NA/PRO WO 106/1693 und 1750, zitiert in: Sebag-Montefiore, *Dunkirk*, S. 3.
- 44 Ebenda., NA/PRO WO 106/1697.
- 45 Churchill an Anthony Eden und General Ironside, 25. Mai 1940, Churchill Papers, 4/150, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 46 Calais-Kriegstagebuch, NA/PRO WO 106/1750, 25. Mai 1940, zitiert in: Sebag-Montefiore, *Dunkirk*, S. 230.

- 47 CAB 65/7/33, 25-Mai 1940.
- 48 Ebenda.
- 49 Benito Mussolini an Churchill, 18. Mai 1940, zitiert in: Winston S. Churchill, *The Second World War*, Bd. II, *Their Finest Hour*, London 1949, S. 107 f.
- 50 CAB 65/7/33.
- 51 Ebenda.
- 52 David Dilks (Hg.), *The Diaries of Sir Alexander Cadogan O.M., 1938-1943*, London 1971, 23. Mai 1940, S. 288.
- 53 *Manchester Guardian*, 25. Mai 1940.
- 54 *News of the World*, 26. Mai 1940.
- 55 *Sunday Express*, 26. Mai 1940.
- 56 *People*, 26. Mai 1940.
- 57 *Daily Mail*, 27. Mai 1940.
- 58 *Evening Standard*, 27. Mai 1940.
- 59 *Daily Express*, 27. Mai 1940.
- 60 Churchill, *Their finest Hour*, S. 66.
- 61 CAB 63/13/20, 26. Mai 1940.
- 62 Ebenda.
- 63 Ebenda.
- 64 Ebenda.
- 65 Ebenda.
- 66 Ebenda.
- 67 Ebenda.
- 68 Ebenda.
- 69 CAB 6 5/13/21, 26. Mai 1940.
- 70 Ebenda.
- 71 Ebenda.
- 72 Ebenda.
- 73 Dilks (Hg.), *Diaries of Sir Alexander Cadogan*, 29. Mai 1940, S. 288.
- 74 Neville Chamberlain, Tagebuch, 26. Mai 1940, zitiert in: David Reynolds, «Churchill and the British ‚Decision‘ to Fight on in 1940: Right Policy, Wrong Reasons», in: Richard Langhorne (Hg.), *Diplomacy and Intelligence during the Second World War*, Cambridge und New York 2003, S. 152.

- 75 CAB 65/13/23, 27. Mai 1940.
 76 CAB 63/13/21, 26. Mai 1940.
 77 Ebenda.
 78 Ebenda.
 79 Ebenda.
 80 Ebenda.
 81 Ebenda.
 82 Ebenda.
 83 Ebenda.
 84 Ebenda.
 85 Zitiert in Nassir Ghaemi, *A First-Rate Madness: Uncovering the Links between Leadership and Men tai Illness*, London 2011, S. 61.
 86 CAB 65/7/26, 20. Mai 1940.
 87 Captain Berkley, Tagebuch, Berkley Papers, 26. Mai 1940, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
 88 Von der Admiralität gesendetes Signal, zitiert in L.E Ellis, *The War in France and Flanders, 1939-1940*, London 1953, S. 182; Gilbert, *Never Surrender*.
 89 Ismay, *Memoirs*, S. 131.
 90 The Rt Hon. The Earl of Avon KG, PC, MC, *The Eden Memoirs*, Bd. 2: *The Reckoning*, London 1965, S. 109.
 91 Ismay, *Memoirs*, S. 131.
 92 Ebenda.

9. Krise in Kabinett and Führung

- 1 Vizeadmiral Somerville an Churchill, 27. Mai 1940, 7.15 Uhr, Premier Papers, 3/175, zitiert in: Martin Gilbert, *The Churchill War Papers*, Bd. 2: *Never Surrender: May 1940-December 1940*, London 1993.
 2 CAB 65/7/36, 27. Mai 1940.
 3 Ebenda.
 4 Ebenda.
 5 Churchill an Roger Keyes, 27. Mai 1940, Churchill Papers, 20/14, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.

- 6 Churchill an Lord Gort, 27. Mai 1940, Churchill Papers, 20/14, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 7 CAB 65/7/36, 27. Mai 1940.
- 8 Ebenda.
- 9 Ebenda.
- 10 CAB 65/13/22, 27. Mai 1940.
- 11 Churchill an Ismay, 27. Mai 1940, Churchill Papers, 20/13, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 12 The Hon. Sir Alexander Cadogan, Staatssekretär im Außenministerium.
- 13 The Right Hon. Sir Archibald Sinclair, Bt, MP, Luftfahrtminister.
- 14 Kabinettssekretär Sir Edward Bridges.
- 15 CAB 66/7/50, 26. Mai 1940, »Vorschlag einer Anfrage an Signor Mussolini«.
- 16 CAB 65/13/23, 27. Mai 1940.
- 17 Ebenda.
- 18 Ebenda.
- 19 Ebenda.
- 20 Ebenda.
- 21 Ebenda.
- 22 Ebenda.
- 23 Lord Halifax, Tagebuch, 27. Mai 1940, Halifax Papers, Borthwick Institute, York, A7/8/3/, S. 142.
- 24 CAB 65/13/23, 27. Mai 1940.
- 25 Ebenda.
- 26 Ebenda.
- 27 CAB 65/13/21, 26. Mai 1940.
- 28 Neville Chamberlain, Tagebuch, 26. Mai 1940, Neville Chamberlain Papers, Universität Birmingham, 2/24A.
- 29 Ebenda.
- 30 Andrew, Roberts, *The Holy Fox: A Biography of Lord Halifax*, London 1991, S. 289.
- 31 CAB 65/13/23, 27. Mai 1940.
- 32 Ebenda.

- 53 Ebenda.
- 54 Lord Halifax, Tagebuch, 27. Mai 1940, S. 142.
- 55 Ebenda.
- 56 CAB 6 5/15/25, 27. Mai 1940.
- 57 Ebenda.
- 58 David Dilks (Hg.), *The Diaries of Sir Alecander Cadogan O.M., 1938-1945*, London 1971, S. 291.
- 59 Ebenda.
- 40 Roberts, *Holy Fox*, S. 298.
- 41 Lord Halifax, Tagebuch, 27. Mai 1940, S. 142.
- 42 Dilks (Hg.), *Diaries of Sir Alexander Cadogan*, S. 291.
- 43 John Colville, *The Fringes of Power: Downing Street Diaries 1939-1955*, London 1985, 19. Mai 1940, S. 109.
- 44 CAB 69/1, 27. Mai 1940.
- 45 Ebenda.
- 46 Telefongespräch zwischen Generalmajor Sir Edward Spears und Churchill, 27. Mai 1940, Cabinet Papers, 65/7, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 47 CAB 69/1, 27. Mai 1940.
- 48 Ebenda.
- 49 CAB 6 5/7/58, 27. Mai 1940.
- 50 Colville, *Fringes of Power*, S. 109.
- 51 Lord Halifax, Tagebuch, 28. Mai 1940, S. 145.
- 52 CAB 65/7/59, 28. Mai 1940.
- 53 Ebenda.
- 54 Ebenda.
- 55 Ebenda.
- 56 Churchill, Hansard, HC Deb Series 5, 28. Mai 1940, Bd. 561, cc. 421 f. Dt. Übersetzung aus: Winston S. Churchill, *Reden*, Bd. 1: *Ins Gefecht: 1938-1940*, Zürich 1946, S. 528 f.
- 57 Mr Lees-Smith, in: ebenda.
- 58 Sir Percy Harris, in: ebenda.
- 59 Roberts, *The Holy Fox*, S. 500.
- 60 CAB 6 5/15/24, 28. Mai 1940.
- 61 Ebenda.

- 62 Ebenda.
- 63 Ebenda.
- 64 Ebenda.
- 65 Ebenda.
- 66 Ebenda.
- 67 Ebenda.
- 68 Ebenda.
- 69 Ebenda.
- 70 Ebenda.
- 71 Ebenda.
- 72 Martin Gilbert, *Winston S. Churchill*, Bd. 6: *Finest Hour, 1939–1941*, London 1983, S. 419.
- 73 Ben Pimlott (Hg.), *The Second World War Diary of Hugh Dalton*, London 1985, S. 27 f.
- 74 Winston S. Churchill, *The Second World War*, Bd. II, *Their Finest Hour*, London 1949, S. 88.
- 75 CAB 65/13/24, 28. Mai 1940.
- 76 Lord Halifax, Tagebuch, 28. Mai 1940, S. 144.
- 77 Churchill, *Their Finest Hour*, S. 88.

10. »Wir werden an den Stränden kämpfen«

- 1 Douglas C. Dildy, *Dunkirk 1940: Operation Dynamo*, Oxford 2010, S. 9.
- 2 General Sir Edward Spears, *Assignment to Catastrophe*, 2 Bde., London 1954, Bd. 1, S. 255.
- 3 Churchill an Kabinettsminister und hohe Beamte, 29. Mai 1940, Premier Papers, 4/68/9, zitiert in: Martin Gilbert, *The Churchill War Papers*, Bd. 2: *Never Surrender: May 1940–December 1940*, London 1993.
- 4 CAB 65/7/41, 29. Mai 1940.
- 5 David Dilks (Hg.), *The Diaries of Sir Alexander Cadogan O.M., 1938–1945*, London, 1971, S. 292.
- 6 CAB 65/13/25, 29. Mai 1940.

- 7 Ebenda.
- 8 Ebenda.
- 9 Ebenda.
- 10 Ebenda.
- 11 Dilks (Hg.), *The Diaries of Sir Alexander Cadogan*, S. 292.
- 12 Churchill an Anthony Eden, General Ismay und General Dill, 29. Mai 1940, Premier Papers, 3/175, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 13 Churchill an General Spears, 29. Mai 1940, FO Papers, 800/312, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 14 Churchill an Lord Gort, 29. Mai 1940, Premier Papers, 3/175, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 15 Colonel Roderick Macleod, DSO, MC, und Denis Kelly (Hg.), *The Ironside Diaries: 1937-1940*, London 1962, S. 344.
- 16 John Colville, *The Fringes of Power: Downing Street Diaries 1939-1955*, London 1985, S. 115.
- 17 Churchill an Reynaud, 29. Mai 1940, Premier Papers, 3/175, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 18 Ebenda.
- 19 Ebenda.
- 20 Captain Pim, Erinnerung, 29. Mai 1940, Pim Papers, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 21 John Spencer-Churchill, *Crowded Canvas*, London 1961, S. 162 f.
- 22 CAB 65/7/43, 30. Mai 1940.
- 23 CAB 65/13/26, 30. Mai 1940.
- 24 Ebenda.
- 25 Lionel Hastings, Baron Ismay, *The Memoirs of General the Lord Ismay K.G., PC, G.C.B., C.H., D.S.O.*, London 1960, S. 136.
- 26 CAB 69/1, 30. Mai 1940.
- 27 Ebenda.
- 28 Ex-Detective Inspector W.H. Thompson, *I was Churchill's Shadow*, London 1951, S. 41.
- 29 Ismay, *Memoirs*, S. 133.
- 30 CAB 99/5, 31. Mai 1940.
- 31 Ebenda.

- 32 Ebenda.
- 33 Ebenda.
- 34 Sir Ronald Campbell an Lord Halifax, 31. Mai 1940, Foreign Office Papers, 800/212, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 35 Ebenda.
- 36 Lord Halifax, Tagebuch, 30. Mai 1940, Halifax Papers, Borthwick Institute, York, A7/8/4, S. 146.
- 37 Definition der *peroratio* im *Oxford English Dictionary*, Oxford 2017.
- 38 Ben Pimlott (Hg.), *The Second World War Diary of Hugh Dalton*, London 1985, 31. Mai 1940, S. 31.
- 39 Ismay, *Memoirs*, S. 135.
- 40 Lord Halifax, Tagebuch, 30. Mai 1940, S. 147.
- 41 CAB 65/7/46, 1. Juni 1940.
- 42 Colville, *Fringes of Power*, S. 115.
- 43 Churchill an Desmond Morton, Premier Papers, 7/2, zitiert in: Gilbert, *Never Surrender*.
- 44 CAB 79/4, 1. Juni 1940.
- 45 Harold Nicolson, *Diaries and Letters 1930-1964*, hg. von Stanley Olson, Harmondsworth 1984, 1. Juni 1940, S. 186.
- 46 Pimlott (Hg.), *Second World War Diary of Hugh Dalton*, 3. Juni 1940, S. 45.
- 47 R.R. James (Hg.), *Chips: The Diaries of Sir Henty Channon*, London 1993, 2. Juni 1940, S. 255.
- 48 Sir John Martin, *Downing Street: The War Years*, London 1991, S. 5.
- 49 Anthony Eden an Churchill, 3. Juni 1940, Churchill Papers, CHAR 9/172/104.
- 50 Churchill, Notizen für Rede am 4. Juni 1940, Churchill Papers, CHAR 9/172/23.
- 51 Ebenda, CHAR 9/172/16.
- 52 Interview mit Sir John Martin 1973, BBC Archives, «Remembering Winston Churchill»,
<http://www.bbc.co.uk/archive/churchill/11021.shtml>.
- 53 Churchill, Hansard, War Situation, HC Deb Series 4, 4. Juni 1940, Bd. 361, cc. 787-798. Dt. Übersetzung aus: Winston S. Churchill, *Reden*, Bd. 1: *Ins Gefecht: 1938-1940*, Zürich 1946, S. 336 ff.

- 54 Ebenda.
- 55 Ebenda.
- 56 Ebenda.
- 57 Ebenda.
- 58 James (Hg.), *Chips*, 4. Juni 1940, S. 255.
- 59 Churchill, Rede zu seinem 80. Geburtstag in der Westminster Hall, 30. November 1954, Churchill Papers, CHAR 5/56B/235.
- 60 Georges Clemenceau, Rede in Paris, November 1918, zitiert in: Donald McCormick, *The Mask of Merlin: A Critical Study of David Lloyd George*, London 1963, S. 143.
- 61 Winston S. Churchill, «The Scaffolding of Rhetoric», Churchill Papers, CHAR 8/13/1-13.
- 62 Winston S. Churchill, *Blood, Toil, Tears and Sweat: The Great Speeches*, hg. von David Cannadine, London und New York 2007, Einleitung, S. xxii.
- 63 Churchill, «Scaffolding of Rhetoric».

Epilog: Der Wahrheit zu Ehren

- 1 Churchill, Unterhaussitzung vom 23. Januar 1948, Hansard, HC Deb, Bd. 446, cc. 556-62.
- 2 Siehe etwa Nigel Jones, «Churchill and Hitler: At Arms, at Easels», in: *History Today*, Bd. 64, Nr. 5, Mai 2014.
- 3 Winston S. Churchill in: David Cannadine (Hg.), *Blood, Toil, Tears and Sweat: The Great Speeches*, London/New York 2007, Einleitung, S. xxii.